
Die Bettelordensklöster St. Maria-Magdalena und St. Johannis, Hamburg

Dissertation
zur Erlangung der Würde des Doktors der Philosophie
der Universität Hamburg

vorgelegt von
Ruth Schliemann
aus Hamburg

Hamburg 2002

-
1. Gutachter Prof. Dr. H. Bredekamp
 2. Gutachter Prof. Dr. H. Hipp
- Datum der Disputation 7.2.2000

An dieser Stelle bedanke ich mich bei allen, Einzelpersonen und Institutionen, ohne deren Entgegenkommen und Anregungen diese Arbeit nicht zustande gekommen wäre. Stellvertretend nenne ich die Hamburger Museen, das Museum für Kunst und Gewerbe, die Kunsthalle und das Museum für Hamburgische Geschichte, die ihre Archivbestände nach verbliebenen Stücken aus dem Zusammenhang mit den beiden Klöstern St. Maria-Magdalena und St. Johannis für mich durchsahen, hilfsbereite Fachkollegen wie Herrn Prof. Dr. Vogel, Kiel, und andere, den Förderverein Museum Burgkloster zu Lübeck e.V. oder P. Werinhard Einhorn, Osnabrück, der mir die franziskanische Literatur zum Thema verfügbar machte und ebenso wie Herr Prof. Dr. Hipp meine Überlegungen vertiefte. Ganz besonderen Dank aber statte ich vor allem meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Horst Bredekamp ab, dessen Ermutigung und freundliche Unterstützung ich über einen langen Zeitraum genießen durfte.

Ruth Schliemann

Inhaltsübersicht

Einleitung	Seite 6
I.	
A 1. Grundlagen zum Franziskanerkloster in Hamburg	9
A 2. St. Maria-Magdalena / Quellenlage und Baugeschichte	12
A 3. St. Maria-Magdalena / Baubeschreibung	21
A 4. Die Ausstattung der Franziskaner-Klosterkirche	25
Totentanz	29
Altäre	32
Maria im Ährenkleid	34
II.	
B 1. Grundlagen zu St. Johannis, Hamburg	36
B 2. Quellenlage und Baugeschichte zu St. Johannis	38
B 3. Baubeschreibung St. Johannis	45
B 4. Die Ausstattung der St. Johannis-Kirche	53
Lettner und Kanzel	53
Pfeilerfiguren	54
Kreuzigungsgruppe	55
Altaraufstellungen	55
B 5. Die weitere Ausstattung der Dominikaner-Klosterkirche	61
III.	
Architektonische und ikonologische Vergleiche	
St. Maria-Magdalena, Hamburg	72
Rinteln	75
Lübeck	80
Kiel	85
Preetz	95
Neustadt	96
Fehmarn	97
Schleswig	98
Assisi	99
St. Johannis, Hamburg	105
Heiligen-Geist-Spital, Hamburg	108
Lübeck	110
Kiel und Schleswig	117
Zusammenfassung	123
Anmerkungen	124
Abbildungsverzeichnis	137
Abbildungsnachweis	139
Literaturverzeichnis	140
Anhang	149
Bildanhang	157
Lebenslauf	217

Einleitung

Die mittelalterlichen Stadtsilhouetten waren besonders im späten Mittelalter geprägt von Kirchtürmen, die weithin über das Land sichtbar, dem sich nähernden Wanderer Orientierungshilfen zu bieten vermochten, indem sie das Bild der Stadt als eine Gesamtheit im Gedächtnis verankerten. Die Kirchtürme überragten in der Regel die sie umgebende Bebauung und erschienen so weitaus imposanter und bestimmender als die uns heute vielfach vor Augen stehenden, zwischen Bürgerhäusern verschwindenden Bauten. Aus heutiger Sicht fällt außerdem auf, dass sie alle sehr viel näher beieinander lagen, als es uns in einer Zeit, die danach fragt, wer diese Kirchen einmal gefüllt hat, nötig erscheinen will.

Auch das Kerngebiet Hamburgs besaß schon im 13. Jh. mehr Kirchenbauten, als uns die erhaltenen vier Hauptkirchen suggerieren möchten, die neben der später errichteten Michaeliskirche heute als das Erbe mittelalterlicher Zeiten erscheinen. Neben dem Hamburger Dom bestanden in der Stadt unter anderem zwei große Klosteranlagen mitten im Stadtbereich, die mit ihren Kirchen das Stadtbild bereicherten und beide sozialpolitisch eine große Rolle spielten. Sie wurden noch vor dem Großen Hamburger Brand 1842 abgerissen. Damit sind diese Klosterkirchen auch für den kunsthistorisch Interessierten im Laufe des 20. Jh. weitgehend aus dem Blickfeld verschwunden, ein Umstand, der zu einer Verengung der Betrachtung insofern führt, als sie für einen unmittelbaren Vergleich mit noch bestehenden Bauten nicht mehr verfügbar sind, so dass Kontexte vordergründig nur innerhalb des vorhandenen Bestandes gesucht werden. Das muss notwendigerweise zu einer fehlerhaften Sicht führen, die der ursprünglichen Situation nicht entspricht, so dass sich eine Beschäftigung mit diesen Bauten schon deshalb lohnt. Bereits nach dem Hamburger Brand von 1842 war man sich der Lage offenbar bewusst, denn verschiedene Autoren bemühten sich am Ende des 19. Jh. um die Aufarbeitung der Überlieferungen zu den bereits verlorengegangenen Baubeständen, zumal beim Großen Brand auch die Archivbestände der Patriotischen Gesellschaft von 1765 am Platz des früheren Rathauses der Stadt vernichtet worden waren. In diesem Rahmen entstanden die wesentlichen Aufzeichnungen zu den beiden ehemaligen Klosterkirchen, die mit großer Genauigkeit zusammentrugen, was sich, unter Einbeziehung auch der älteren Literatur, über die untergegangenen Bauten noch aussagen ließ.

C.F. Gaedechens stellte gleichzeitig seine wichtige Arbeit zur Topographie des alten Hamburg vor. Die Arbeiten zu den Bettelordenskirchen führen über die Zeit der Reformation hinaus bis in unsere eigene Zeit als eine kontinuierliche Fortschreibung. Es erweist sich dabei, dass die nachreformatorische, unter Stadtverwaltung stehende Periode, was die alten Institutionen betrifft, weitaus besser dokumentiert ist als die eigentliche Klosterzeit. Die Originale der Aufzeichnungen sind allerdings, soweit sie der Verein für Hamburgische Geschichte aufgehoben hatte, im letzten Kriegsgeschehen 1943 verbrannt.

Die Arbeit betrachtet vorrangig die frühen Verhältnisse der katholischen Klosterzeiten mit dem Ziel, nach Möglichkeit zusätzliche Erkenntnisse zu den Klosterkirchen und ihre Einbindung in ein über die Stadt hinausweisendes Umfeld zu gewinnen. Dies ist bei fehlendem Vergleichsbestand in mehrfacher Hinsicht keine leichte Aufgabe. So stellt sich dem Betrachter beispielsweise die Frage, warum beide Klosterkirchen, die darin nur in der Stadtpfarrkirche St. Catharinen eine Parallele hatten, als

Stufenhallen entstanden sein könnten, ein Problem, das zu den eingangs erwähnten Gesamtzusammenhängen gehört, die bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferungen immer ergänzungsbedürftig geblieben sind.

Es soll versucht werden, die Klosterkirchen einerseits im Rahmen politischer Zusammenhänge zu betrachten, die auf die Zeit Adolfs IV. von Schauenburg bis hin zur Reformation zurückführen, andererseits sie in nähere Zusammenhänge mit anderen Bettelordensbauten einzubinden, um auf diese Weise einen ergänzenden Beitrag zu ihrem Verständnis zu gewinnen.

I.

A 1. Grundlagen zum Franziskanerkloster in Hamburg

Die Aufnahme der Franziskaner-Brüder in Hamburg steht in engem zeitlichen Zusammenhang mit den Anfängen auch des Dominikaner-Ordens in Hamburg. Beide fallen in das erste Drittel des 13. Jh. 1035 war Bezelin Alebrand zum Erzbischof ernannt worden und damit Hoffnung erweckt worden, dass der erzbischöfliche Stuhl, anknüpfend an Ansgars frühen Auftrag und Beginn, erneut von Bremen nach Hamburg zurückverlegt werden könnte.

Dies muss Veranlassung dafür gewesen sein, dass er nach dem Bericht Adams von Bremen (1) 1037 den Neubau des Hamburger Mariendomes in Auftrag gab, der der Chronik nach in „Quadersteinen“ errichtet wurde. Steinbauten waren damals die Ausnahme und deshalb besonders erwähnenswert. So berichten die Überlieferungen auch von dem „steinernen Haus“ des Erzbischofs und der ersten, im Gegenzug zu diesem Wohnturm ebenfalls in Stein errichteten herzoglichen Alsterburg, insgesamt also drei alles beherrschenden Steinbauten im Hamburg des 11. Jh. Bezelin Alebrand regierte als Erzbischof von Hamburg-Bremen bis 1043. Insbesondere die archäologischen Arbeiten von Reinhard Schindler und nachfolgend Renate Schneider zur neueren Stadtkernforschung im Bereich der alten Hammaburg, die nach dem letzten Krieg im Zusammenhang mit Grabungen von 1962 an der Ecke Speersort / Kreuslerstraße für das neue Pastorat der Petrikirche erfolgten, erschlossen hier Erkenntnisse, die die Vermutung zulassen, eine Rückverlegung des ursprünglich für Hamburg eingesetzten Erzbistums aus dem strategisch sicheren Bremen nach Hamburg sei in den gedanklichen Planungen doch noch nicht völlig ausgeschlossen worden, was sich bis zu einem gewissen Grade auch durch die Pläne des Nachfolgers, Adalbert von Bremen (Eb. von 1043-1072), bestätigt, dessen Vision von einem Nordischen Patriarchat Hamburg anscheinend zu dessen Metropole auserkoren hatte, abzulesen etwa an den Gastlichkeiten, die er für die Verwirklichung seiner Pläne in Hamburg veranstaltete (2) und seinem Wunsch, im Hamburger Dom bestattet zu werden, von dem uns Wichmann berichtet (3).

Helmold (4) gibt an, die Gemahlin Adolfs II. von Holstein und Stormarn habe rund fünfzig Jahre später 1124 die alte Burg an der Alster aus Mauerwerk wiederhergestellt. Nach allem, was sich dazu aus heutiger Sicht sagen lässt, war sie wahrscheinlich, ebenso wie der Wohnturm des Bischofs, aus Feldstein gebaut. Sie lag im Bereich des späteren Johannisklosters und bietet ein erstes Indiz dafür, dass an der Alster, wie dies Gaedechens in seiner Topographie auch angibt, größere gräflich-schauenburgische Besitzungen gelegen haben, die später als Baugrund für die Bettelordensklöster verfügbar wurden. Gleichzeitig ist damit zu vermuten, dass das noch weitgehend unentwickelte Hamburg auch im 12. Jh. aus der Sicht der Schauenburger seine zukunftsweisende Bedeutung besaß, wie sie der Alsterfurt wegen und auch wegen der Lage der älteren Siedlung unmittelbar östlich der Elbe seit langem und bereits zu Zeiten der alten Hammaburg bestanden hatte.

Bereits 1106 war Markgraf Magnus Billung ohne Erben verstorben. Der Schauenburger Adolf I. wurde 1111, anschließend an den Tod des Grafen Gottfried von Hamburg, mit der Grafschaft Holstein und Stormarn belehnt und trat damit die Nachfolge der Billunger an (5). Dies gab Veranlassung, nicht nur

die alte Burg auszubessern, sondern darüber hinaus der in einer trockengelegten Alsterschleife um das spätere St. Nikolai-Terrain bereits früher begonnenen Neuen Burg vermehrte und erneuerte Aufmerksamkeit zu schenken, einer Anlage, die noch unter den Billungen von Herzog Ordulf als weiteres politisches Gegengewicht zur bischöflichen Residenz um den Dom und die Petrikirche begonnen worden war, und mit deren nachfolgender Entwicklung und den für diese Anlage neu gewährten Absicherungen durch Barbarossa ganz allgemein der wirtschaftliche Aufschwung Hamburgs zur Seehandelsstadt beginnen sollte (6).

Leider verlor der seit 1164 regierende Adolf III. von Schauenburg, der das wiederbelebte Projekt seines Vaters erst so recht in Schwung brachte, es nach allen Regeln des Managements förderte und schließlich durch das bekannte, in seiner Echtheit, nicht aber dem Inhalt nach umstrittene Barbarossa-Privileg von 1189 attraktiv machte, bevor er mit seinem Kaiser ins Heilige Land zog, im Laufe seiner Regierung dank eigener politischer Unklugheit Hamburg an die Dänen und wurde 1201 aus seiner Grafschaft verjagt, als der Dänenherzog Waldemar von Schleswig Hamburg eroberte. 1215 durch Kaiser Otto IV. nur kurzzeitig vertrieben, kehrten die Dänen bald an die Elbe zurück (7). Reichsinterne Gründe ließen Friedrich II. und die versammelten Reichsfürsten in Metz auf eine Rückgewinnung des dänischerseits besetzten Gebietes zunächst verzichten (8). An Stelle der Schauenburger regierte danach vorübergehend das Geschlecht der Thüringer Grafen von Orlamünde als Statthalter des dänischen Königs in der Stadt. Unter seiner Regierung wuchsen Domstadt und gräflicher Bezirk zu einer Einheit zusammen, was vor allem das wirtschaftliche Gewicht der Stadt im Rahmen des Landes weiter stärken musste. Dass die Schauenburger allerdings danach trachteten, ihren Machtanspruch gegenüber Dänemark erneut durchzusetzen, versteht sich fast von selbst. Wirklich geriet 1123 der inzwischen als König Waldemar II. an die Macht gelangte dänische Herzog zusammen mit seinem Sohn in die Hände Heinrichs des Schwarzen von Schwerin, der ein Verbündeter der Schauenburger war. Im Januar 1225 besiegte der Schweriner auch den dänischen Statthalter Hamburgs, Albrecht von Orlamünde, bei Mölln (9). Damit und mit dem Abfall Lübecks von Dänemark setzte die Wende zu Gunsten der Schauenburger Grafen ein. Die Hamburger öffneten Adolf IV. von Schauenburg, der inzwischen die Regierung übernommen hatte und an die von seinem Vater beschworene Urfehde nicht gebunden war, ihre Stadttore, was nach damaligem Recht Parteinahme für ihn bedeutete. Adolf IV. wurde auf diese Weise wiederum Herr der Stadt.

Am 22. Juli 1227, dem Tag der Heiligen Maria Magdalena, kam es bei Bornhöved zur entscheidenden Schlacht um die Grafschaft Holstein-Stormarn. Hamburg beteiligte sich daran ebenso wie Lübeck mit seinen Elitetruppen auf Seiten des Schauenburgers, dem auch der Graf von Schwerin seinen Beistand leistete. In den Reihen des alten Landesherrn fanden sich ferner die Askanier mit Albrecht von Sachsen und verständlicherweise Erzbischof Gerhard von Bremen, der durch die Personalunion des Erzbistums Hamburg-Bremen unmittelbare Eigeninteressen an Hamburg besaß.

Die dänische Gegenpartei stützte sich auf den Vetter der Askanier, den welfischen Herzog Otto von Braunschweig (Otto das Kind) und ein Bauernaufgebot, das vorwiegend aus Dithmarscher Bauern bestand.

Der Ausgang der Schlacht, von dem es abhing, ob Hamburg und Holstein-Stormarn künftig dem deutschen oder dänischen Königreich und Einflussgebiet angehören würden, war offenbar über eine lange Zeit ungewiss. Es bestand ein nahezu ausgewogenes Kräfteverhältnis zwischen den Parteien. Adolf IV. war seiner Zeit entsprechend ein frommer Mann. Da es üblich war, in allen Notsituationen auf die Hilfe der Heiligen zu vertrauen, handelte auch Adolf zeitgemäß, indem er der Überlieferung nach auf dem Schlachtfeld niederkniete, um die Tagesheilige Maria Magdalena um den Sieg für seine Truppen anzuflehen. Wohl wissend, wie entscheidend der Ausgang des Kampfes sein würde, gelobte er der Heiligen, ihr ein Kloster zu bauen, in das er selber einzutreten versprach. Die Legende will, dass daraufhin die Heilige ihre Schürze abband und vor die Sonne hielt, die die Schauenburgischen bis dahin geblendet hatte. Die Kämpfer fassten neuen Mut und erstritten so glücklich den Sieg. (Auf einer abgewandelten Überlieferung dieser Legende fußen im übrigen auch die Lübecker Dominikaner – 10). Die Schilderung entspricht mittelalterlichen Darstellungsweisen, in denen immer wieder reale historische Ereignisse mit einem direkten Eingriff transzendenter Kräfte in Verbindung gebracht werden, weil aus damaliger Weltsicht die irdischen Begebenheiten im Zusammenhang mit dem von Gott bestimmten Heilsplan gedeutet und in diesen eingeordnet wurden.

Aus heutiger Sicht gibt diese Schlachtbeschreibung jedoch nur die halbe Wahrheit wider. Lässt sich die Schürze der Heiligen noch mit einer Wolke erklären, die die Sicht tatsächlich verbessert haben mag, so muss der historischen Treue zuliebe dennoch darauf hingewiesen werden, dass es dem Frontwechsel der Dithmarscher Bauern auf die Seite des Schauenburgers zu verdanken gewesen sein dürfte, dass sich das Kräfteverhältnis entscheidend verschob und in der entstehenden Verwirrung ausschlaggebend werden konnte. Tatsächlich war es also in erster Linie der Umentscheidung der Bauernpartei mitten in der Schlacht zu verdanken, dass Adolf IV. den Sieg erstreiten konnte.

Es erscheint wichtig, sich diese mittelalterlichen Voraussetzungen, die aus heutiger Betrachtung nebensächlich und anekdotisch erscheinen könnten, zur Veranschaulichung einer völlig anderen Denkweise erneut vor Augen zu halten, wenn späterhin die Frage nach der Beurteilung baulicher Einzelheiten gestellt wird.

Aufgrund des gräflichen Gelübdes wurde auf dem Platz der heutigen Börse zwischen damaligem Stadtwall und Alster, auf den zur alten gräflichen Burg gehörenden Ländereien, das Franziskanerkloster Maria-Magdalena erbaut, in das Adolf IV. nach Übergabe der Regierungsgeschäfte an seine Söhne, selbst noch in besten Mannesjahren, 1239 eintrat. (Zur Topographie s. 11, Abb. 1–4). Zuvor gelang es Adolf IV. 1232, die Grundlagen der inzwischen vollzogenen Vereinigung des erzbischöflichen und gräflichen Stadtteiles in Hamburg zu einer Einheit nochmals durch Kaiser Friedrich II. bestätigen und so urkundlich absichern zu lassen. Bis etwa 1246 galt allerdings noch für den Altstadtteil sächsisch-erzbischöfliches, für die gräfliche Neustadt lübisches Recht (12).

A 2. St. Maria-Magdalena / Quellenlage und Baugeschichte

Die vorausgegangenen Schilderungen machen bereits deutlich, dass Hamburg am Beginn des 13. Jh. zu einem Handelsplatz aufzusteigen im Begriff stand, der für jegliche kirchliche Mission eine gute Grundlage zu liefern versprach. Es kann also nicht verwundern, dass die sich ausbreitenden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner die Stadt zu einem ihrer Ausgangspunkte für ihre Arbeit im skandinavischen Raum auserkoren.

Das Franziskanerkloster spielte seine letzte, stadtpolitisch herausragende Rolle im Zusammenhang mit der Reformationsbewegung in Hamburg. 1523 kam der Franziskaner Stephan Kempe von Rostock nach Hamburg und begann, im Sinne der lutherisch-reformatorischen Ideen in St. Marien-Magdalenen zu predigen. Anfänglich nur Gast im Kloster, bewogen die Bürger den Guardian des Klosters dazu, ihn in Hamburg zu halten, um seine Predigten fortzusetzen und machten ihn 1527 zum Pastor der Stadtpfarrkirche St. Catharinen. Dies war der entscheidende Anstoß für Hamburg, sich der Reformationsbewegung anzuschließen.

Bereits 1529 wurde seitens Rat und Bürgerschaft die Aufhebung der beiden Klöster in der Stadt beschlossen. Die Minoriten überlieferten ihr Kloster am 22. Juli 1529 dem Hamburger Rat, der für die ehemaligen Franziskanerbrüder zu sorgen hatte. Das Klostervermögen floss in den Gotteskasten der Stadt. Damit bestand für den Rat nun zugleich die Verpflichtung zum Unterhalt der Baulichkeiten, die nicht länger von den Einnahmen der Mönche unterhalten werden konnten. Der Hamburger Rat beschloss ihre Umnutzung und verlegte das Ilsabeenstift in das Kloster, dessen Verwaltung 4 Oberalte (je einer aus jedem Kirchspiel) und zwei Mitglieder des Rates übernahmen, der Bugenhagenschen Kirchenordnung entsprechend. Der Name Maria-Magdalenen-Kloster ging sehr bald auf das Ilsabeenstift über (13).

Im Zuge der neuen Gebäudenutzung wurden innerhalb des Klosterbezirkes zahlreiche Umbauten nötig, die Gaedeckens in seinen Plänen überliefert, ohne dass sich noch feststellen ließe, wie die Verhältnisse vor seiner Zeit genau lagen. Die Klosterkirche wurde im Zuge der Reformation eine normale Pfarrkirche, deren Prediger durch den Pastor von St. Petri, 2 Ratsherren und 12 Oberalte gewählt wurden. Das bedeutet, dass sie von hier ab bestenfalls noch baulich gesichert wurde, aber kein weiterer Ausbau mehr erfolgte. So sind zwar bauliche Veränderungen im Detail, wie etwa der nachreformatorische Einbau von Emporen oder Veränderungen auch mit Bezug auf die Altar-Ausstattung in der Kirche anzunehmen, die grundlegende Bausubstanz blieb aber bis zum Abbruch der Kirche erhalten.

Die Quellen der historischen Urkunden zu den Anfängen des Franziskanerklosters fließen spärlich. Sie stammen aus unterschiedlichen Beständen, aus denen sie in den Überlieferungen zur Stadtgeschichte vorwiegend im 19. Jh. zusammengetragen und veröffentlicht worden sind. Die noch vorhandenen Urkundenbestände finden sich im Staatsarchiv Hamburg vor, wo Rentebücher und Rechnungsbücher ab 1370, sowie die Urkunden des Klosters zwischen 1368-1531, soweit noch vorhanden, in Entsprechung auch für das Dominikanerkloster aufgehoben sind (14). Zusätzliche schriftliche Quellengrundlagen über die hier benutzten hinaus ließen sich dort nicht erschließen.

1806/07 bzw. 1839 wurden Klosterbau resp. Kirche von Seiten der Stadt aufgegeben und niedergerissen, um einem erweiterten Börsenbau im Stadtkernbereich Platz zu machen.

Der Große Hamburger Brand von 1842, der großflächige Bezirke der Innenstadt auslöschte, zugleich aber auch weitere wesentliche Teile der Hamburger Urkundenbestände (z.B. des Patriotischen Vereins) vernichtete, war es vor allem, der den Hamburger Bürgern deutlich machte, dass hier historische Bausubstanz unwiederbringlich vernichtet worden war und eine Sicherung der älteren Stadtgeschichte durch Aufzeichnungen von kompetenter Seite dringend erforderlich sein würde. Ganz Hamburg stand nach dieser Katastrophe unter einer Art Schockwirkung.

Lappenberg hatte bereits 1828 einen Aufsatz zur Geschichte der Bettelmönche, insbesondere der Dominikaner geschrieben, eine Arbeit, die zunächst nicht veröffentlicht wurde und erst zwanzig Jahre später, aktualisiert durch den Hamburger Brand, wieder ins Blickfeld geriet. Er hatte bereits beabsichtigt, die Gesamtgeschichte der beiden hamburgischen Bettelordensklöster aufzuzeichnen und dazu weiteres Material sammeln lassen. Dabei hatte, von ihm angeregt, auch C.F. Gaedechens Arbeiten zu den baulichen Details begonnen und unter großen Mühen, wie er selber vermerkt, einen zeitgenössischen Grundriss des Klosters Maria-Magdalena erstellt. Lappenbergs Tod setzte den begonnenen Bemühungen zunächst ein Ende. Unter Mitarbeit C. F. Gaedechens, der sich insbesondere der topographischen Details annahm, und Martin Genslers, der die kunsthistorische Sicht verfolgen sollte, wurden die Arbeiten erneut aufgenommen. Zunächst erschien 1880 die Historische Topographie C.F. Gaedechens mit weiteren Studien dieses Verfassers zur Vergangenheit Hamburgs getrennt, 1888 gefolgt von Untersuchungen Gaedechens zum Franziskanerkloster, während Koppmann, unter Berücksichtigung der Arbeit des inzwischen ebenfalls verstorbenen Martin Genslers, C.F. Gaedechens und eigener Recherchen 1883/84 die Grundlagen des Johannisklosters publizierte (15, Abb. 1-4).

1888 veröffentlichte Wichmann die Befunde, die sich bei den Ausschachtungsarbeiten zur Börse und beim Bau des neuen Rathauses ergeben hatten (16). Für die Erweiterung der Börse wurde danach 1880 eine Baugrube von 67 x 33 m ausgehoben, die zu dieser Zeit rund 7 m tief unter das Straßenpflaster reichte (17). Diese Baugrube wurde lt. Wichmann von den beiden Geometern Buhle und Stück damals für den Verein für Hamburgische Geschichte eingemessen und genau dokumentiert. Für den Bereich des Rathauses und damit für das St. Johannis-Umfeld bestanden Vermessungsgrundlagen von 1886, die der Architekt Geißler zusammengestellt hatte. Die Originaldokumente lassen sich für diese Ausgrabungen und auch für die Grube zum Rathausbau nicht mehr auffinden. Als Faksimile des ursprünglich im Verein für Hamburgische Geschichte befindlichen Originals gekennzeichnet, findet sich im Staatsarchiv jedoch ein Plan, gezeichnet Rode, vom November 1887 und mit dem Vermerk versehen „nach der Natur aufgenommen von H. Geißler“, der die Überschrift trägt: „In der Baugrube des neuen Rathauses vorgefundene Mauerreste und alte Fundamente“, auf dem die Abbildungen in Wichmanns Arbeit zu Fundamentsituationen und zum Aufbau zum Teil zu fußen scheinen. Auf diesem Faksimile sind oben auf dem Blatt größere Überbauungsflächen als „Seitenbau der Börse“, „Mittelbau der Börse“ und „Börsenanbau“ ausdrücklich benannt. Da die Originale der Pläne nach Angaben des Hamburger Museums für Archäologie und die Geschichte Harburgs als verschollen gelten, bleibt als zusätzliche

Beschreibung zu diesen Befunden nur Wichmanns Arbeit benutzbar, die in ihrem Anhang jedoch nur eine Teilübersicht über die Befunde liefert (18). An der NW-Ecke der Baugrube für den Börsenbau fand sich angeblich ein Fundamentrest, den Wichmann der Maria-Magdalenen-Kirche zuordnete und in seiner Veröffentlichung beschreibt. Er baute sich aus vier Schichten waagerechter Baumstämme auf, die auf einem Pfahlrost gelagert waren, das seitlich durch quergelegte Baumstämme begrenzt wurde, die mit senkrechten Pfählen gegen Ausweichen gesichert waren. Auf ihnen fand man eine Mauer aus Ziegelsteinen ohne Zwischenlage von Granitblöcken. Etwa 1 m vor dem Pfahlrost lagen Vorsetzen aus starken Bohlen, um das Ufer gegen Abspülungen zu schützen, bis zu denen sich nach diesen Angaben in dieser Zeit die Alster erstreckt haben müsste. Da das Gebiet des Maria-Magdalenen-Klosters auf dem Faksimile-Plan nicht voll dokumentiert ist und offenbar auch nicht die gesamte Überbauungsfläche untersucht wurde (im Faksimile-Plan ist der gesamte Börsenbau nur als weiß gezeichneter Umriss einer Überbauung erfasst), sind Einzelheiten schwer überprüfbar und die Zugehörigkeit der beschriebenen Reste speziell zum Kirchenbau lässt sich nicht bestätigen. Doch könnte das genannte Fundament im Bereich des ehemaligen Klosters gelegen haben.

Neben Grundrissen der Kirche und des Klosters St. Maria- Magdalena, die zumeist im Zusammenhang mit notwendigen Reparaturarbeiten am Bau angefertigt wurden, wie etwa die 1753 von Ramborger erstellten Unterlagen, die das Staatsarchiv der Stadt aufbewahrt, die damit rein zeitlich betrachtet aber auch nur nachreformatorischer Zeit entstammen (Abb. 5 und 6), sind Grund- und Aufriss der Kirche und des Klosters von H.A.C. Koch von 1800 erhalten (Abb. 7) und überliefern, neben den Arbeiten von Gaedeckens, die wesentlichen Baudetails, heute ebenfalls in der Plankammer des Staatsarchivs Hamburg verwahrt. Ältere Pläne für das Kloster existieren nicht mehr. Auf diese Weise ergeben sich, da die Bausubstanz selber nicht mehr vorhanden ist, eine Reihe von Fragen insbesondere zu den Anfängen in vorreformatorischer Zeit, die nur mit Vorbehalt oder gar nicht zu beantworten sind.

Die vorhandenen Abbildungen zum Außenbau der Franziskaner-Klosterkirche zeigen eine bestimmte Ansicht aus leicht verschiedener Perspektive (Abb. 10-12), für die Innenansicht der Kirche liegen keine Abbildungen vor. In dieser Beziehung lässt sich damit nur auf die spärlich vorhandenen Beschreibungen zurückgreifen.

Eine kleine Ergänzung zur Außenansicht des zweiten Südseitenschiffes von Westen bieten die privaten Tage- und Skizzenbücher Jeß Bundsens im Staatsarchiv Hamburg (insbesondere No. 7/1807), die Skizzen der Ruinen aus der Zeit des Abbruchs der Maria-Magdalenen-Kirche festhalten. Eine Tuschezeichnung stellt die Ruine leicht von Südwesten gesehen vor und zeigt die Einheitlichkeit des Kernbaues mit seinen in Schrägsicht nahezu blockhaft aneinandergereihten Strebebepfeilern, dazu im zweiten, nachträglich angefügten Südseitenschiff ein Eingangsportal, über dem zwei kleinere Oculi und darüber ein größeres gotisches Staffelfenster sichtbar sind. Nach Osten und Westen werden an den Ecken des Anbaues zwei äußere Strebebepfeiler erkennbar.

Gesamtdarstellungen des Hamburger Stadtbildes, wie etwa die im Staatsarchiv verwahrte Elbkarte Melchior Lorichs von 1568, die Stadtansicht, die Daniel Frese 1587 in Kupfer gestochen hat, Braun/Hogenbergs Übersichten I von 1572 oder IV von 1578 (eine Innenstadt-Übersicht von 1589,

neuerdings im Argon Verlag neu veröffentlicht im Rahmen einer Mappe mit Hamburger Historischen Stadtplänen, stellt St. Maria-Magdalena sogar noch ohne Choranbau vor), die Hamburg-Darstellungen von J. Derksen um 1610 und A. Pitsersen von 1644 oder auch die in Öl gemalte Stadtansicht von Joachim Luhrs 1681, die heute in der Jakobikirche hängt, bieten keine wesentlichen Ergänzungen zu der ältesten Zeit. Sie sind bis auf die genannte Ausnahme alle im Band der Bau- und Kunstdenkmale der Freien und Hansestadt Hamburg, Band III, aufzufinden.

Die Kirche ist in den Einzeldarstellungen jeweils von der Südseite bzw. von Südosten her abgebildet. Die im Nordosten an den Bau angefügten Räume des Klosters mit den zahlreichen, aneinander gebauten Nebenhöfen erlaubten keine Darstellung von dieser Seite. Vergleicht man die verschiedenen Gesamtabbildungen des Kirchenbaues, so fallen Differenzen ins Auge, die schwer zu beurteilen sind. So bewahrt das Staatsarchiv z.B. eine Zeichnung in Tusche und Aquarell (Abb. 10), die in ihrer Unbeholfenheit einer Schülerarbeit ähnlich sieht, wie sie in den oberen Klassenstufen des Johanneums entstanden sein könnte und in ähnlicher Form auch für die Johanniskirche existieren. Die Darstellung ist hinsichtlich der Dachform der beiden Südseitenschiffe ungenau und perspektivisch unrichtig, und auch der Dachreiter ist offensichtlich ungenau placiert. Dies relativiert die interessanten Variationen in der Fensterform, die zu ergänzenden Überlegungen hinsichtlich der Bauabfolge beitragen könnten, wenn sie als verlässlich zu beurteilen wären. Die Kirche wird dazu in „künstlerischer Freiheit“ exakt von Süden vorgestellt, so als läge sie auf einer grünen Wiese. Es ist jedoch sicher, dass hier stattdessen ein Friedhofsbereich vorhanden war und eine Umbauung bestand.

Deshalb lassen sich, wenn man andererseits davon ausgeht, dass die erhaltenen Drucke (vgl. Abb. 11, Lithographie von F.H. Nestler & Melle in Hamburg um 1700, bzw. Abb. 12, Stich Peter Suhr, um 1800) die Südansicht unzulässigerweise „geschönt“ haben könnten, indem die Fensterformen einander angeglichen wurden, in der Summe keine zuverlässigen und ergänzenden Aussagen zum Aussehen des Außenbaues gewinnen. Die Schwierigkeit im Umgang mit den noch vorhandenen Plänen und Abbildungen zeigt sich hier beispielhaft.

Ein Aquarell und eine Lithographie von Peter Suhr zeigen Teilansichten aus dem inneren Klosterbereich in nachreformatorischer Zeit (19 – Abb. 13). Dazu gibt eine Radierung von Jeß Bundsen, die einen Teil des Kreuzganges des Maria-Magdalenen-Klosters abbildet, eine sehr ähnliche Ansicht wider wie Suhr (Abb. 14). Auf Bundsens Radierung erscheint jedoch der Kreuzgang malerisch mit einem Franziskanermönch bevölkert, so dass man annehmen darf, dass es sich insgesamt eher um ein romantisches Memorialbild für Hamburger Wohnstuben gehandelt hat, dessen Aussagekraft in architektonischer Hinsicht mit Vorbehalt zu bewerten ist. Beide erwähnten Stiche scheinen als Hamburgensien im Handel gewesen zu sein.

Wenn man z.B. Suhrs Lithographie einer „Zelle“ betrachtet, so lässt allein der eingebaute Kamin auf der Darstellung die nachreformatorischen Veränderungen erkennen, ganz abgesehen davon, dass unbekannt bleibt, wo genau im Klosterbereich diese „Zelle“ 1837 gelegen hat oder wie der Rest dieses Raumes ausgesehen haben könnte. Das bedeutet, dass der Klosterbereich weitgehend mit Bezug auf die vorreformatorischen Verhältnisse vernachlässigt werden muß.

Zur Baugeschichte von Kirche und Kloster lässt sich etwa folgendes aussagen:

Am nordwestlichen Stadtrand der mittelalterlichen Siedlung entstand durch den zweiten, oberen Alsteraufstau, hervortretend aus dem bisher überfluteten Alsterbereich, der als Staubecken für die erste Mühle in der Nähe des Burstah gedient hatte, ein trockenfallender Werder, der zumindest in seinem höhergelegenen Bereich um 1230–1235 bebaubar war. Er wurde eingefasst von dem ältesten Stadtgraben, dem nachmaligen Gerberstraßenfleet, und einem verbleibenden Restarm des Alsterstaubeckens, der später das Altenwallfleet wurde. Damit lag der Werder zunächst noch im sumpfigen Außenvorland der Stadt Hamburg, und auch das Franziskanerkloster dürfte zunächst im Außenvorland entstanden sein (20).

Erst gegen 1314, als die Stadtbefestigungen weiter ausgedehnt wurden, bezog man den Klosterbezirk in die befestigte Stadt mit ein und nutzte einen Teil der Gebäude des Klosters zur Sicherung des Stadtgebietes, im Sinne einer Stadtmauer (21). Da der äußerst sumpfige Untergrund der Alstermarsch auch nach seiner Trockenlegung nicht ohne weiteres für eine Bebauung zu nutzen war, waren nach allem, was sich, Wichmann eingeschlossen, ermitteln lässt, von Anfang an Pfahlgründungen zur Befestigung des baulichen Untergrundes nötig, wie sie sich bis heute in diesem Bereich der Innenstadt nachweisen lassen. Die leicht gedrehte Lage der Klosterkirche, so wie sie auf dem Plan von Gaedeckens, Abb. 8, zu sehen ist, könnte auf diese Schwierigkeiten mit dem Untergrund zurückzuführen sein.

Man darf davon ausgehen, dass für die Bebauung zunächst der höchstgelegene Teil des Werders genutzt wurde, einmal der größten Sichtbarkeit wegen, aber vor allem, weil es der trockenste Teil des Werders war. Auch Wichmann geht in seinem von der Oberschulbehörde für den Unterricht an Hamburger Schulen herausgegebenen Atlas in seinen Abbildungen zum älteren Stadtbild davon aus, dass der Werder erst allmählich nutzbar wurde, indem er den Friedhof als erst in späterer Zeit entstanden einträgt, was mit den Überlieferungen insofern übereinstimmt, als eine Friedhofserweiterung nachgewiesen werden kann. (22 und Abb. 1–4).

Obwohl in Hamburg erste Feldsteinbauten im 11. Jh. nachzuweisen sind, die bischöflichen bzw. landesherrlichen Bauaufträgen entstammen, und der Backsteinbau um die Mitte des 12. Jh. bereits andernorts größere Ausbreitung erfährt, ist nicht völlig sicher, ob Kirche und Klosterbauten gleich anfangs in Stein errichtet wurden. Wir haben uns den Baubeginn des Maria-Magdalenen-Klosters vielleicht eher bescheiden und frühen Ordensvorstellungen folgend auch als Lehmfachwerk vorzustellen. Angaben zur Fundamentgründung lassen sich über die bereits beschriebenen Details hinaus nicht machen. Ein gewisses Indiz dafür, dass von Beginn an auch die Kirche in Backstein gebaut worden sein könnte, gibt es aber doch, denn zusammen mit dem Hamburger Franziskanerkloster ist kurz darauf auch das Franziskanerkloster in Kiel entstanden, für das die jüngeren archäologischen Grabungen aus der Mitte der achtziger Jahre des 20. Jh. einwandfrei belegen, dass bereits im 13. Jh. ein Backsteinbau bestanden hat (23). Beide Gründungen liegen nicht nur zeitlich nahe beieinander, es muss auch darauf hingewiesen werden, dass nicht vorstellbar ist, dass Adolf IV. einerseits in Hamburg und andererseits in Kiel in unterschiedlichem Material gebaut hätte, und dass er sein Gelübde in Hamburg nicht vor der Gründung des Kieler Klosters erfüllt haben sollte. Damit muss zugleich die bis in jüngste Zeiten auf-

gestellte Behauptung, die sich durch die Literatur zum ebenfalls zerstörten Kieler Franziskanerkloster hinzieht, in der Kieler Klosterkirche läge der älteste nordelbische Bettelordensbau in Backstein vor (24), zugunsten einer Hamburger Priorität der ihr eng verwandten Kirche im Schauenburger Gebiet relativiert werden. Die Betrachtung allein der Holsteiner Grundlagen greift hier zu kurz.

Mit der Annahme eines Backsteinbaues wäre allerdings Wiek (1979) zu widersprechen, der davon ausgeht, dass das Kirchengebäude in seinen Anfängen und seinem ersten Teil als Steinbau nicht aus der Zeit um 1230 stammte (24a). Adolf IV. von Schauenburg ist am 13. August 1239 in sein neugegründetes Kloster eingetreten. Erste Unterkünfte und die Möglichkeit zur Abhaltung des Gottesdienstes müssen zu diesem Zeitpunkt bereits bestanden haben. Sie sind folglich zwischen 1227 und 1239 erbaut worden (25).

Die Überlieferung besagt, dass Adolf IV. nach seiner Priesterweihe in Rom seine zweite Messe am 12. März 1245 am Altar der Klosterkirche in Hamburg gelesen habe (Anm. 26). Damit wird indirekt bestätigt, dass jedenfalls zu diesem Zeitpunkt ein Kirchenbau bestanden hat, über den wir allerdings aus der Hamburger Überlieferung im Detail nichts Näheres wissen.

1281 war das Kloster soweit etabliert, dass ein Provinzkapitel der Franziskaner in Hamburg stattfinden konnte. (Die Chronik der Minderbrüder des Jordan von Giano gibt ausdrücklich an, dass es sich hierbei um das erste in Hamburg veranstaltete Kapitel handelte, das unter Otto von Regensteins Leitung stand, der Guardian in Halberstadt und danach Kustos in Magdeburg war. Regenstein wird beschrieben als der Sohn eines Grafen, „edel in seiner Herkunft, noch edler aber durch seinen Wandel“). Dabei bietet sich eine gewisse Parallele für die aus seiner Zeit überlieferte Beurteilung des späteren Bruders Adolf an (auf die noch zurückzukommen sein wird). Hamburg lag auf dem Weg nach Skandinavien, wohin die weitere Missionstätigkeit des Ordens zielte, günstig, obwohl eine ältere Franziskaner-Niederlassung in Lübeck bereits für 1225 genannt wird. Da in der Folgezeit mehrfach Provinzkapitel in Hamburg bezeugt sind, lässt dies auch von dieser Seite aus auf eine überregionale Bedeutung der Hamburger Gründung rückschließen. Abgesehen davon, dass möglicherweise in der Lage der Stadt der Grund dafür lag, 1281 ein Kapitel nach Hamburg einzuberufen, darf man auch Überlegungen darüber anstellen, ob nicht die Zahl der Ordensbrüder in der Zwischenzeit durch das Vorbild des in das Kloster eingetretenen Landesherrn so angewachsen gewesen sein könnte, dass Hamburg von daher weiteres Gewicht zukam. Eine Bevorzugung Lübecks für die Abhaltung eines Kapitels ist aus politischen Konstellationen heraus zu diesem Zeitpunkt nicht mehr anzunehmen, das Gewicht lag durch die Schauenburger in dieser Hinsicht nicht auf Seiten der wirtschaftlich so einflussreichen Stadt Lübeck, die seit 1247 ihre Reichsunmittelbarkeit und damit auch weitgehende Unabhängigkeit von Adolf IV. erreicht hatte. Auch der Orden hätte sonst sicher auf Unterstützung von Seiten des Landesherrn für ein Provinzkapitel nicht rechnen können. Bauliche Erweiterungen bis zu diesem Zeitraum sind für unser Franziskanerkloster nirgends erwähnt.

Ostern 1314 werden zwischen dem Rat der Stadt Hamburg und sowohl den Franziskaner- als auch den Dominikaner-Brüdern neue Verträge abgeschlossen. Bis dahin (27) sind am Klosterfleet hölzerne Befestigungswerke nachweisbar, die im Zuge der nun getroffenen Abmachungen durch steinerne

Befestigungen ersetzt wurden. Gaedecheus notiert: „Die Klöster (gemeint sind das Franziskanerkloster St. Maria-Magdalena und das in ähnlicher Lage weiter nördlich entstandene Dominikanerkloster St. Johannis – Anm. d. Verf.) mit den dazwischen liegenden Gerbereien wurden durch einen Wassergraben, das Klosterfleet, von der Alsterniederung abgeschlossen“. 1246 hatte „bei den Minoriten“ (Gaedecheus) eine gräfliche Hofstelle gelegen, die der Gräfin Heilwig gehörte. Sie stand möglicherweise in Zusammenhang mit der Alsterburg. Hier wurde gräflicherseits noch 1251 und 1253 geurkundet (28). 1297 scheint sie nicht mehr vorhanden gewesen zu sein, so dass Gaedecheus folgerte, das Areal sei in der Zwischenzeit an das Maria-Magdalenen-Kloster gelangt. Wahrscheinlicher ist, dass das Gebiet für St. Johannis verfügbar gemacht wurde.

Ebenfalls im Jahre 1246 hatten die Söhne Adolfs IV., die Grafen Johann und Gerhard, den Raum zwischen Minoritenkloster und Millerntor (porta milderadis, später Milderadisthor) der Stadt überlassen, um den Bau besserer Befestigungen zu ermöglichen. Damit konnte der Rat 1314 auch über dieses Areal bereits verfügen. Wie weit der Wegfall der Hofstelle damit in Zusammenhang gesehen werden muss, dass 1297 der Gräfin Helene eine angemessene Wohnung in Hamburg zugesagt wird (29), obwohl bereits seit 1231 der spätere Schauenburger Hof im Ostteil der Stadt erbaut worden war, in dem ebenfalls bereits um 1236 geurkundet wurde, bleibt offen (30). Dieser lag nach Gaedecheus in der Straße, die „jetzt Altstädter Fuhlentwiete bezeichnet wird“.

Die mit den Klöstern neu geschlossenen Verträge von 1314/15 verpflichteten sie, die Erbauung der Stadtmauer längs des Klosterareals zu übernehmen und zu unterhalten. Dabei dürfen die Klostergebäude bis an die Mauer gebaut werden und sogar auf der Mauer selber Gebäude errichtet werden, für die allerdings Sicherheitsauflagen gemacht werden:

Die Mauer soll 40 Fuß hoch über dem Erdboden und 20 Fuß hoch über dem Wasserspiegel liegen (der noch durch Ebbe und Flut bestimmt wurde). Am Erdboden soll ihre Mauerstärke 3.1/2, in der Mitte 2.1/2 und oben 2 Fuß stark ausgebildet werden (gerechnet jeweils in Hamburger Fuß, den Gaedecheus mit 127,036 Pariser Linien = 0,2866 m angibt – 31). Die Minoriten sollen ihren Mauerteil „von der hölzernen Befestigung (propugnaculo ligneo) bis zum Gerbergang“, dem Ende ihres Bezirkes, bauen. Am Ende der so entstehenden Befestigung soll ein Turm gebaut werden, der innerhalb der Mauerumfassung liegt und 30 Fuß hoch vom Erdboden aus, bei 10 Fuß Breite, ausgelegt werden soll. Der Rat wird diesen Turm, zu dem auch die Dominikaner eine Entsprechung zu bauen hatten, mit einer Bedachung versehen, während die Nutzung des Turmes den Mönchen zufällt. (Ob der auf späteren Ansichten erkennbare „Blaue Turm“ am Johanniskloster hiermit noch in Zusammenhang stand, muss offen bleiben und darf bezweifelt werden). Alle Fenster in der Außenmauer sollen 19 Fuß hoch über dem Erdboden liegen und gehörig mit Eisen versehen werden. Unter Ausnutzung der Mauer gebaute Räumlichkeiten müssen innerhalb des Mauerbezirkes liegen, über den nur das „geheime Gemach“ (als Abort) nach außen vorragen darf. Den Minoriten wird die Anlage einer Wasserleitung von der Alster her und eine Tür, zum Wasser gelegen, gestattet. Gaedecheus benennt diese Tür als die spätere Stavenpforte (32).

1382 gewährt der Rat den Franziskanermönchen einen Zuschuss zu ihrem Kirchhof bei der Mühle. Es könnte ein Zusammenhang mit dem im Grundplan bei Gaedecheus ebenfalls verzeichneten Friedhof

bestehen, den auch Wichmann in seinen historischen Hamburg-Plänen vermerkt. Dieser lag in der Nähe der alten Mühle am Burstah. Vermutlich kam der Zuschuss jedoch eher einer Friedhofserweiterung zugute, denn bereits 1246 wird ein cimiterium fratrum minorem erstmals erwähnt, so dass ein Friedhofsbezirk schon früher vorhanden gewesen sein müsste. Vielleicht muss man aber davon ausgehen, dass der erste Friedhofsbereich innerhalb des Klosters im ursprünglichen Kreuzgangsgeviert zu suchen wäre (33).

Nach 1314 setzte demnach eine größere Bautätigkeit ein, die beide Bettelordensklöster betraf, nachdem am 8.8.1284 ein Großbrand die Stadt verwüstet hatte, so dass auch im Stadtbereich mit größerer Bautätigkeit zu rechnen ist. Sieht man von verschiedenen Überlegungen in diesem Zusammenhang ab, die sich in der Literatur widerspiegeln, ist letztendlich festzuhalten, dass nicht zu klären ist, ob auch die beiden Bettelordensklöster, die ja noch außerhalb der Stadt lagen, von dem Stadtbrand betroffen waren. Einen Zusammenhang zwischen den Wiederaufbauarbeiten innerhalb der Stadt nach diesem Stadtbrand und den Neubauten im Bereich der Hamburger Klöster zu suchen, bleibt deshalb reine Spekulation.

Jedoch ist anzunehmen, dass spätestens am Beginn des 14. Jh., wenn nicht, wie vermutet, von Anfang an Backsteinbauten errichtet wurden, deren Reste mit Wahrscheinlichkeit in den später noch vorhandenen Gebäuden aufgehoben blieben, die uns die Pläne überliefern. Möller (34) weist unter Berufung auf die Untersuchungen Wichmanns (35) darauf hin, dass beim Bau des Rathauses ältere Mauerreste aufgefunden wurden, die Hinweise dafür liefern, dass das ältere Klosterareal anders begrenzt war als zur Zeit des Abbruchs des Klosters und einen insgesamt kleineren Klosterbezirk umfasst haben muss. Die nordwestlichen Gebäudeanlagen waren demnach eine Ergänzung, die wahrscheinlich den Erweiterungen ab Beginn des 14. Jh. angehörten.

Am besten im Grundriss bei Ramborger (Abb. 5) zu verfolgen, lässt sich als erster backsteinerne Kirchenbau eine dreischiffige Anlage von vermutlich 4, möglicherweise auch 5 Jochen Länge ausmachen, für die das Aussehen ihres Chorbereiches ungewiss bleibt, da der ursprüngliche Altarbezirk im Bereich des späteren 5. Langhausjoches von Westen gelegen haben müsste. Es lässt sich nach den vorliegenden Plänen nicht sagen, welche formale Ausgestaltung dieser wichtigste Teil einmal besessen hat. Nach Vergleichsbauten aus dieser Zeit zu urteilen, könnte der Chor anfangs flach geschlossen als einjochige Verlängerung an das Mittelschiff angefügt gewesen sein. Ramborgers Plan zeigt weiterhin Entsprechungen zwischen den Jochen des Mittelschiffs und den anschließenden Seiten, die einem einheitlichen Bau in der Zeit einer ersten Einwölbung des Kernbereiches entsprochen haben müssten. Nördlich wie südlich der beiden Rundpfeilerreihen, auf die sich auch der später symmetrisch auf diesen dreischiffigen Teil bezogene, neu angebaute, langgestreckte Chorabschnitt ausrichtet, finden sich Wandvorlagen mit Halbsäulen auf seinem Grundriss, die Gewölbe aufnehmen konnten. Dabei bleibt ihre genaue Datierung und damit der Zeitpunkt der Einwölbung ungewiss.

Die nordwestliche Begrenzung des Langhauses ist dreischiffig symmetrisch angelegt und lässt so den ursprünglichen Verlauf der Außenmauer für den Kernbau nachvollziehbar erkennen. Durch bauliche Veränderungen (?) zeigt sich in den letzten zwei Jochen von Nordwesten eine leicht ausgedünnte

Seitenschiffswand mit äußeren Anbauten in Ausrichtung auf den Klosterbezirk, die auch im Inneren das Seitenschiff in diesem Bereich zuletzt geringfügig verbreitert haben muß (Abb. 6) .

Zum Aufriss dieses Kernbaues in Backstein lassen sich keine verbindlichen Angaben machen. Es bleibt daher letzten Endes offen, ob diese dreischiffige Anlage, ähnlich wie der erste Bau der Stadtpfarrkirche St. Catharinen, bereits eine Stufenhalle war. Denkbar und auch durch die nahe beieinander liegende Bauzeit beider Kirchen ist jedoch, dass, wie im Falle des mittelalterlichen Baues der Catharinen-Kirche, zu dem uns Untersuchungen nach den Zerstörungen des letzten Krieges neue Erkenntnisse liefern konnten, die ursprüngliche Aufrissgestaltung der Klosterkirche beim späteren Ausbau erhalten wurde, auch wenn die Verhältnisse im Falle der Stadtpfarrkirche etwas komplizierter liegen und hier nicht im einzelnen betrachtet werden können. Die Organisationsform als Stufenhalle würde aber für St. Maria-Magdalena in jedem Falle zumindest auf Verhältnisse, wie sie am Anfang des 14. Jh. bereits bestanden, zurückzuführen sein. Dieser wesentliche Kernbereich des Kirchenbaues erscheint auf keiner Abbildung, da er nach drei Seiten, im Norden durch Kreuzgang und Kloster, im Osten durch Anbau des Chores, im Süden durch ein zweites, südliches Seitenschiff umbaut war. Er ist formal nicht zu beurteilen, könnte aber sehr wohl dem 13. Jh. entstammt haben.

Bereits um die Mitte des 14. Jh. begann der Anbau eines größeren Chorabschnittes an die Kirche. Im Nekrolog des Maria-Magdalenen-Klosters ist unter dem 25. Mai 1351 ein Eintrag vorhanden, wonach 1351 „das Werk der Mauer unseres Chors begonnen“ wurde (36). Ferner stiftete der damalige Bürgermeister Henricus Hoop (oder Hoep) 2 Fenster für den Chor hinter dem Hochaltar. Da dieser Stifter 1367 verstorben ist, dürfte der Chor damit zu diesem Zeitpunkt bereits vollendet gewesen sein. Der Anbau des Chorabschnittes, so wie ihn die Pläne des Hamburger Staatsarchivs überliefern, fällt damit in die Zeit zwischen 1351 – etwa 1367. Es ist davon auszugehen, dass die von ihm erhaltenen Abbildungen dem Aussehen seines Außenbildes im Großen und Ganzen gerecht werden und außer Sicherungsmaßnahmen am Mauerwerk später keine wesentlichen Veränderungen am Chorabschnitt mehr stattgefunden haben. Die gleichmäßig angelegten 4 Pfeilerpaare im Langhaus des uns überlieferten Grundrisses machen es wahrscheinlich, dass das 5. Langhausjoch, die Überleitung zum neugebauten Chor also, zu diesem Zeitpunkt neu herausgebildet wurde.

Es entstand ein langgestreckter, außen von Strebebfeilern in regelmäßiger Abfolge umzogener Kirchenbau ohne Querhaus, in dem sich bei basilikal gehaltenem Grundriss in symmetrischer Anlage nun 5 Langhausjoch und, gezählt nach den Strebebfeilern, 4 Joch im Chorbereich in Verbindung mit einem 5/8 bzw. 5/10 Schluss im Osten verbanden. (zum Chorschluss s. Kapitel Baubeschreibung und vergleichende Besprechung). Auffallend ist, dass durch den neu gebauten Chor offenbar eine grundlegend neue Gewichtung zwischen Chorbereich und Langhaus erfolgte. Bereits Gaedechens weist darauf hin, dass ein Gesamtneubau für die Kirche in der Mitte des 14. Jh. wenig wahrscheinlich ist. Er wäre nur mit erheblichen Zuwendungen des Rates und der Bürger zu bewerkstelligen gewesen und war nach Lage der Dinge beim Chorausbau auch nicht nötig. Es war in dieser Zeit zudem üblich, ältere Bauabschnitte auch im Ausbau einer Kirche für die Weiterführung des Gottesdienstes während der Bauphase zu erhalten. Die überlieferten Befunde entsprechen dieser Verfahrensweise, wenn man davon

ausgeht, dass der ehemalige Chorbereich beim Zusammenschluss des neugebauten Chores mit dem älteren Langhaus diesem als Verlängerung und 5. Joch nach Osten angegliedert wurde. Der neue Chorabschnitt konnte auf diese Weise für sich aufgeführt und erst nachträglich mit dem weiterhin genutzten Kirchenraum verbunden werden. Von Bedeutung ist diese Annahme insofern, als in Kiel und andernorts im 14. Jh. ebenfalls Stufenhallen im Kirchenbau nachzuweisen sind, denen die Hamburger Stufenhallen für St. Maria-Magdalena und St. Catharinen, möglicherweise aber auch im Falle der Dominikaner-Klosterkirche St. Johannis, zeitlich vorausgehen.

Der bezeugte Ausbau des bestehenden ersten Südseitenschiffes um 1510 zu einer zweischiffigen Anlage steht in engem Zusammenhang mit der allgemeinen Tendenz, die Hamburger Stadtpfarrkirchen in dieser Weise zu erweitern. Auch die Methode ist gängig und nicht nur aus Hamburg, sondern beispielsweise auch andernorts, etwa von St. Johannis in Lüneburg her, bekannt. Am Grundriss lässt sich ablesen, dass man hierbei die südliche Seitenschiffswand durchbrach, ihre Reste zu gewölbtragenden Pfeilersystemen umformte und die äußere Südseitenwand im Stile der Spätgotik mit nach innen gezogenen Wandverstärkungen neu errichtete. Die Außenwandsysteme nach Norden und nach Süden unterscheiden sich auf den Grundrissen deutlich voneinander. Alles, was uns die jeweils von Süden gezeigten Außenansichten zur Maria-Magdalenen-Kirche überliefern, muß damit notwendigerweise, soweit es das Langhaus betrifft, aus dem Beginn des 16. Jh. stammen.

Bereits der Kernbau besaß im Norden einen Zugang zum Kirchenschiff vom Kreuzgang her, über den die Franziskanermönche ihre Kirche zu den Chorgebeten erreichten. Erkennbare Zugänge im Westen gehören höchstwahrscheinlich nicht zum ursprünglichen Baubestand des Mittelalters. Einer liegt, wie beschrieben, deutlich im zuletzt erweiterten Teil des Südseitenschiffes. Es ist zwar anzunehmen, dass die Hamburger Bürger nicht erst seit dem letzten Ausbau die Minoritenkirche von der Friedhofsseite, d.h. von Süden her, betreten haben. Die genauen Verhältnisse vor Anbau des zweiten Südseitenschiffes lassen sich jedoch allein aus dem Grundriss nicht ablesen. So lässt sich nur festhalten, dass nach Ausbau der Südseite ein Eingang im mittleren Joch des zweiten Südseitenschiffes als Zugang zum Langhaus lag, der späterhin durch ein Barockportal betont war. Im Innenraum waren Chorabschnitt und Langhaus zuletzt durch einen eingebauten Lettner voneinander getrennt. Ob dieser erst beim Anbau des Chores eingerichtet wurde, bleibt offen.

A 3. St. Maria-Magdalena / Baubeschreibung

Aus der Zeit vor ihrem Abbruch ist die Klosterkirche St. Maria-Magdalena uns als eine ihrer Ausdehnung nach den Hamburger Hauptpfarrkirchen vergleichbare Kirche mit insgesamt vier Schiffen im Langhaus und ausgeprägtem, einschiffigem Chorteil überliefert. Entstanden aus einem Kernbau mit drei Schiffen basilikalen Grundrisses, d.h. mit halbbreiten Seitenschiffen im Verhältnis zum Mittelschiff des Langhauses, an das sich als Erweiterung ein langgestreckter Chorteil anschloss, wurde der Kirche als letzter Bauabschnitt ein zweites Südseitenschiff angefügt, so dass dem durch die anschließenden Klosterbauten nicht erweiterungsfähigen Nordseitenschiff ein verdoppeltes Südseitenschiff gegenüberstand.

Der Kernbau zeigt in dem einzigen überlieferten Aufriss letzten Endes eine eingewölbte Stufenhalle gotischen Zuschnitts, wobei das zweite, später angefügte Südseitenschiff spitzbogiger und etwas höhergeführt erscheint. (Abb. 9, Quer-Durchschnitt der Kirche). Nach der Außenansicht der Südseite und des Chores zu urteilen, waren die Umfassungsmauern dergestalt gegliedert, dass über einem umlaufenden Sockelgeschoss jeweils ein gestaffelt dreiteiliges Fenster zwischen den Strebepfeilern der Wand angeordnet war. Diese Annahme eines Sockelteils wird insbesondere durch die der Außenwand angefügten Umbauten bestätigt, die ohne den Ansatz der Fenster oberhalb eines Sockelgeschosses mit Sicherheit die Fenster verstellen haben würden. (Abb. 6 weist diese Umbauten aus). Die Annahme eines Sockelgeschosses besagt nichts über dessen Gliederung im Inneren der Kirche. Ob wir uns hier Blendnischen vorzustellen haben, muss offen bleiben. Wie weit evtl. Fensteröffnungen wegen angrenzender Umbauung zur Klosterseite hin nachträglich vermauert wurden, lässt sich im einzelnen nicht ermitteln. Kernbau und Chorabschnitt wurden einheitlich mit einem durchgezogenen Satteldach überdacht, wie dies für viele Bettelordenskirchen nachweisbar ist und üblich war. Das zweite Südseitenschiff besaß nach den Abbildungen ein eigenes Satteldach. Der Übergang zwischen Langhaus und Chor war im Dachbereich durch einen aufsitzenden Dachreiter gekennzeichnet (37 – Abb. 11 und 12). Die unterschiedlichen Darstellungen der Dachreiter bezeugen bauliche Veränderungen.

Das Langhaus des in Backstein ausgeführten Kernbaues umfasste zuletzt 5 Joche in gleichmäßiger Binnengliederung durch 4 Rundpfeilerpaare, die – vergleicht man die Grundrisse von Ramborger und beispielsweise Gaedeckens – möglicherweise achteckige Basen besaßen (Abb. 5 und Abb. 7). Dabei fällt ins Auge, dass sich Mauerreste nach Osten bzw. Norden und Süden an die östlichsten Rundpfeiler anschließen, deren nachträgliche Zuordnung zu einer bestimmten Bauphase schwierig ist. Sie befinden sich genau in demjenigen Teil des Langhauses, in dem ein andersartiger, voraufgehender Chorteil gelegen haben müsste, bevor der beim Abbruch bestehende, gotische Chorabschnitt angebaut wurde (38).

Zeitlich oder urkundlich sind Veränderungen, wie etwa die Einbeziehung einer älteren Sakristei oder von früheren Nebenchören in eine nachfolgende Überleitung zwischen Langhaus und Chorabschnitt, so wie diese beim Abbruch bestand, nicht zu fixieren. Im Ganzen gesehen, entspricht die Gliederung des Langhauses Hamburger Verhältnissen der damaligen Zeit. Die beiden Stadtpfarrkirchen St. Petri und Jacobi besaßen als Neubauten des 14./15. Jh. nach Lüneburger Vorbild jedoch einen basilikalischen Grundriss mit Hallencharakter im Aufriss.

St. Petri zeichnete sich durch einen dreischiffig gestaffelten, dreiapsidalen Chorschluss mit halbem Vorchorjoch und 5/8 Schluss im Hauptteil aus. Die Kirche umfaßte 4 Joche im Langhaus und hatte einen vorgebauten quadratischen Westturm, der seitlich angebaute Turmkapellen besaß. Durch den Anbau eines zweiten Südseitenschiffes im 15. Jh. veränderte sich der südliche Chorschluss.

St. Jacobi stammt im Kernbau aus dem 14. Jh. Die Kirche besaß einen ebenfalls dreiapsidal gebauten Abschluss im Osten mit 5/8 Schluss, ähnlich dem von St. Petri vor dem Anbau des 15. Jh., umfasste 5 Joche im Langhaus, von denen das letzte einer Planerweiterung zu verdanken ist (39), und gliederte im Westen wie St. Petri einen von Seitenkapellen umfassten quadratischen Turmbau an. Auch hier erfolg-

te im 15. Jh. ein Ausbau der Südseite zur Zweischiffigkeit. Die Kirchen waren im Inneren durch kantonierte Rundpfeiler gegliedert. Michler rechnet sie insgesamt der Lüneburger Gruppe / Nachfolgebauten der 1. Phase zu (40). Es ist fraglich, ob auch die schiffsgliedernden Rundpfeiler der Franziskanerkirche St. Maria-Magdalena dem Lüneburger System entsprachen. Entsprechende, die Pfeiler begleitende Dienste erscheinen auf den Grundrissen nicht. Querhäuser besitzen die Hamburger Pfarrkirchen ebenso wenig wie sie die Bettelordensbauten besaßen.

Im Falle der Franziskaner-Klosterkirche bezeichnen 5 außenliegende Strebepfeiler im Westen und – in exakter Entsprechung zur Binnengliederung – insgesamt 6 ebensolche Strebepfeiler auf der Nordseite des Langhauses die älteren Abschnitte des Kernbaues auf dem Grundriss und umziehen jochweise danach auch den Chor, der nach den Strebepfeilern zu urteilen, 4 Joche und ein nicht eindeutig so zu bezeichnendes 5/8 Chorpolygon umfasste. Die Literatur spricht im allgemeinen von einem 5/10 Schluss (41). Die Grundlage für die hier von der älteren Literatur abweichende Aussage ist der Grundriss von H.A.C. Koch, 1800 (42 – Abb. 7). Verlängert man auf diesem Grundriss die Polygon-Gewölbeteile, ausgehend von den Strebepfeilern außen, über den Schnittpunkt der ihnen zuzuordnenden Dienste im Inneren hinaus, so ergeben sich insgesamt 8 Kreissegmente, von denen 5 auf den polygonalen Chorabschluss entfallen. Ein solcher Chorabschluss fände, mit Vorbehalt, seine Entsprechung in den Verhältnissen der Stadtpfarrkirchen, jedoch wäre auch eine andere Betrachtungsgrundlage möglich, auf die später eingegangen werden soll. Trotzdem bleiben Unsicherheiten, denn Ramborgers Grundriss deutet (zeitlich vor Koch) ebenso wie später der Grundriss bei Gaedechens, eher ein 5/10 Polygon an, während ein weiterer Grundriss von 1832 zwar ebenfalls einen 5/10 Abschluss im Chor, aber dafür stattdessen nur 3 Vorchorjoche statt 4 Jochen vor dem Abschluss abbildet (Abb. 15). Mit der Annahme einer 5/10 Teilung im Chorbereich ergäbe sich allerdings ein gedehntes Oval statt des zu erwartenden Kreises, wenn man die Ergänzung des vollen Kreisrundes zur Bedingung der Definition macht. Mit einem 5/10 Schluss entsprächen die Verhältnisse für Maria-Magdalena eher denen der sogenannten „Lüneburger Gruppe“ Michlers und bänden nicht an Hamburger Stadtpfarrkirchen des Mittelalters an. Den neueren Ausführungen Bökers (1985) zu St. Maria-Magdalena, der Kirche sei zwischen 1351 und 1367 ein dreijochiger Mönchschor mit 7/12 Schluss angefügt worden, muß widersprochen werden (43).

Mit Ausnahme der Pfarrkirche St. Catharinen, deren Anfänge nahezu zeitgleich mit den Hamburger Bettelordenskirchen liegt, nach gängiger Erkenntnis der Stadtgeschichte (44) von Anfang an als Stufenhalle gebaut und in dieser Form trotz zur Diskussion stehenden basilikalen Aufrisses beim späteren Umbau beibehalten, unterscheiden sich die Pfarrkirchen der Stadt als Hallenkirchen vom Aufriss beider Hamburger Bettelordensbauten. Für die beiden Bettelordenskirchen, sowohl für St. Maria-Magdalena als auch die Dominikanerkirche St. Johannis, bleibt durchaus denkbar, dass sie in derselben Weise, wie dies für St. Catharinen belegt ist, von allem Anfang an immer Stufenhallen gewesen sind, ihre traditionelle Bauform damit auch in späteren Ausbauphasen bewahrt oder wieder aufgenommen hätten.

Da die Franziskanerkirche, der Vorschrift der Bettelorden gemäß, keinen Kirchturm besaß, betonte sie ihr bauliches Profil und ihr geistliches Gewicht im Stadtbild seit Mitte des 14. Jh. durch ihren ungewöhnlich ausgeprägten Chor.

Zum Vergleich mit den Pfarrkirchen:

Breite des Langhauses	
St. Petri	34 m
St. Jacobi	31 m
St. Maria-M. 24 + 7 (2. Südseitenschiff)	31 m (licht?)
St. Catharinen	28 m (licht)
Länge des Langhauses	
St. Petri	34 m
St. Jacobi	36,5 m
St. Maria-Magdalena	37 m
Länge des Chorabschnittes	
St. Petri	13 m
St. Jacobi	13,5 m
St. Maria-Magdalena	25,8 m
Gesamtlänge der Kirche mit Chor bzw. Turm	
St. Petri	68 m
St. Jacobi	68 m
St. Maria-Magdalena	62,8 m
St. Catharinen	75,5 m
Mittelschiffshöhe	
St. Petri	20 m
St. Jacobi	19 m
St. Maria-Magdalena	20,5 m
St. Catharinen	26 m (nach Wiederaufbau 20. Jh.)
Pfeilerstärken	
St. Petri	1,8 m
St. Jacobi	2,0 m
St. Maria-Magdalena	1,9 m
St. Catharinen	2,6 m

Die Angaben entstammen dem Hamburger Inventarverzeichnis bzw. sind aus den Angaben bei Gaedechens von Hamburger Fuß in Meter umgerechnet worden (45).

Bei Faulwasser finden sich nähere Angaben zur Pfarrkirche St. Nikolai vor dem Hamburger Brand von 1843 (46). Sie besaß rein äußerlich vor allem im 14. Jh. eine gewisse Ähnlichkeit mit St. Maria-Magdalena durch ihren gleichfalls nach Osten vortretenden Chor. Jedoch war dieses Aussehen in einer völlig anderen Baugeschichte begründet. Anhand der ergrabenen Fundamente (47) lässt sich nachvollziehen, dass auf dem Platz der Neuen Burg, dem Platz der ersten Marktsiedlung durch Adolf III., Ausgangspunkt der Seehandelsbemühungen der Schauenburger, für die ersten Fern-handelskaufleute 1195 eine Kapelle entstand, deren Fundament einheitlich als „Felsenfundament“ unter dem Chor-

abschnitt der späteren Ausbauten erhalten war. Sie war saalartig gestaltet mit halbrundem Chorabschluss im Osten. Da sie in dieser Form zur Zeit der Entstehung der neuen Bettelordenskirche St. Maria-Magdalena, aber auch der St. Catharinen-Kirche, nicht mehr genügen konnte, wurde der westliche Abschnitt der Kapelle bereits um etwa 1240 von einem dreischiffigen, dreijochigen Anbau umfassen, dann in einer weiteren Phase zwischen 1384 – ca. 1400 nochmals nach Westen unter Anbau eines weiteren Joches und eines vom Langhaus begleiteten Turmes erweitert. Zwischen ca. 1400-1425 umbaute man auch den Ostteil mit einem neuen Abschnitt, der in Verlängerung der Seitenschiffe nun Chornebenkapellen lieferte, den älteren Chorabschluss mit einem 5/8 Polygon umgab und „modernisierte“, und so die Kirche damit insgesamt den vorhandenen Pfarrkirchen in der Stadt als Hallenkirche gleichsetzte:

Länge einschließlich Strebepfeiler		78 m
Breite		37 m
Höhe des Mittelschiffs		22 m
Pfeilerstärke		1,7 m im Durchmesser

Angaben nach Faulwasser.

A 4. Die Ausstattung der Franziskaner-Klosterkirche

Die Franziskaner-Klosterkirche war mit farbigen Glasfenstern geschmückt, wobei die zuletzt bestehenden Verhältnisse grundsätzlichen Ordensvorgaben eigentlich zuwider liefen. Die Generalkonstitutiones der Franziskaner vom 10.6.1260 erlaubten nur Glasmalereien hinter dem Hochaltar, begrenzten aber diese Darstellungen zugleich auf die Vorschrift, dass nur der Gekreuzigte, die Jungfrau Maria oder die Heiligen Johannes, Franziskus oder Antonius abgebildet werden durften. Alle übrigen Glasmalereien sollten von den Visitatoren der Klöster entfernt werden. Damit bezog man sich auf die auch für die Zisterzienser bereits gültigen Vorschriften, die von beiden Orden letzten Endes nicht eingehalten wurden (48). Die Fenster waren fromme und zugleich repräsentative Stiftungen vor allem der verschiedenen Bruderschaften und des Hamburger Rates, die ihre Begräbnisse in der Kirche besaßen, und wurden von diesen unterhalten. Entsprechend befanden sie sich in der Nähe zugehöriger Altäre oder Begräbnisplätze und lassen sich mit Hilfe des Grundrisses von 1832 und mit Hilfe ergänzender Angaben aus der Literatur wenigstens zum Teil auch lokalisieren.

Wie sich bei Ramborger (vgl. Abb. 5) unschwer entnehmen lässt, war der Boden des Kirchenbaues bis auf den letzten Platz für Begräbnisstätten vergeben, von denen ein Teil noch im 18. Jh. „auf ewig“ eingetragen ist. Dies ist nicht verwunderlich, da das Begräbniswesen und die Totenfürbitte einen ganz wesentlichen Teil der Einnahmen für die Kirche ausmachten, die als Kaufsummen für Grabplätze auch nachreformatorisch noch zum Erhalt des Baues beitrugen. Die Gebetsverbrüderung machte in katholischen Zeiten die Fürbitte in den Klöstern in den Augen der Beteiligten besonders wirksam.

Am ausführlichsten berichten Gaedechens (49) und Beneke zu den Begräbnissen. Benekes Ausführungen liefern insbesondere wichtige Ergänzungen zur Lokalisation einzelner Fenster und Altäre (50). Die Aufzeichnungen ergeben etwa folgendes Bild:

Drei Fenster auf der Nordseite der Kirche galten als „Schonenfahrerfenster“. Gaedechens bezieht sich dabei auf Verhältnisse des 18. Jh. Bei Ramborger (Abb. 5) ist das Begräbnis der Schonenfahrer entlang der Nordwestwand im Seitenschiff des Kernbaues eingetragen. Beneke verfolgt die Verhältnisse weiter zurück, wenn er schreibt: „Anno 1402 stifteten einige Genossen derselben (der Schonenfahrer, Anm. d. Verf.) eine nach der heil. Martha, der „Herbergerschen“ unsres Heilandes Jesu Christi genannte Bruderschaft an dem derselben gewidmeten Altar“. Als Dank für erhaltene Indulgenzbriefe der Minoriten stifteten sie eines der Fenster im Kreuzgang, das sie auch zu unterhalten sich verpflichteten. Es war mit Glasmalereien, u.a. dem Schonenfahrerwappen und den Wappen der Königin von Dänemark und des Deutschen Ordens geschmückt und wurde in dieser Form 1445 eingebaut.

„Im Jahre 1512, den 25. Februar, verlieh das Kloster durch seine oben genannten Vorgesetzten ... der St. Marthabruderschaft einen im Norden der Kirche, westlich von unsrer lieben Frauen-Kapelle belegenen Platz zu einer bequemen Begräbnisstätte. Olderlüde waren damals ..., welche sofort neue Leichensteine mit dem Wappen der Gesellschaft auf das Grab legen ließen“ (51).

Die Grabstelle ist damit erst in den letzten Jahrzehnten der Klosterzeit an diese Stelle gerückt, dann aber dort verblieben, solange Bestattungen in der Kirche vorgenommen wurden (bis 1805). Ob das gestiftete Fenster bei der Verlagerung der Grabstätte, die vermutlich zunächst im Kreuzgang gelegen hat, umgesetzt worden ist, erfahren wir nicht.

Dem Verzeichnis Ramborgers nach lagen mehrere kleinere Grabstätten nach Osten im Anschluss an das Schonenfahrerbegräbnis in Richtung auf den Zugang des Kreuzganges im Nordseitenschiff. Östlich der Einmündung des Kreuzganges in das nördliche Seitenschiff, also im 4. Joch von Westen, lag nach Ramborger im 18. Jh. der Begräbnisplatz der „Hausschlachter“. Das Kirchengestühl des Planes von 1832 (Abb. 5) trägt den Vermerk „Schlachter“ im Bereich dieses Joches zwischen Mittelschiff und Seitenschiff.

Die 3. St. Bernhards-Bruderschaft der Küter und Köche (Schlachter und Köche) besaß bereits in der Zeit der Franziskaner ein eigenes Begräbnis in der Maria-Magdalenen-Kirche. „Letzeres lag neben dem der Kannen- und Grapengießler und erstreckte sich bis an den Doppelpfeiler vor der Kapelle. Fünf Fliesen lagen darauf mit dem gewöhnlichen Zeichen der Genossenschaft, denn ein eigentliches Wappen führte dieselbe nicht. An dem benachbarten Altar hielten sie ihre Seelenmessen und Vigilien, erfreuten sich auch eines eignen Gestühls an der Nordseite der Kirche.“ (52). 1550 bestätigte man der Bruderschaft ihre Rechte, die Anschaffung und stetige Unterhaltung eines Glasfensters in „der Lucht im Osten der Kirche“ gelobte und für die Knechte des Amtes einen Kirchplatz auf dem Friedhof erhielt. Welchem Heiligen der „benachbarte Altar“ geweiht war, ist leider nicht angegeben.

Im östlichsten Abschnitt des Nordseitenschiffes befanden sich Fenster, die das Amt der Kannen- und Grapengießler 1531 hatte umsetzen lassen. „So hatte die Marien-Bruderschaft einige kostbare Glas-

fenster im Kreuzgang hinter der Garwekammer (Sakristei, Anm. d. Verf.) gestiftet und deren Unterhaltung übernommen. Als nach der Reformation die Bruderschaft aufgelöst war, einigte sich das Amt der Kannen- und Grapengießer über ein neues Grab und versetzte 1531 die drei Glasfenster mit seinem Wappen in dessen Nähe an die Nordseite nahe dem Chore.“ (53).

Tatsächlich lässt sich der neue Grabplatz im 18. Jh. auffinden. Er liegt dem Plan nach im nördlichen Seitenschiff in dessen östlichstem, also dem 5. Joch von Westen. Anzumerken ist, dass offenbar die Marienbruderschaft der Kannen-, Grapen- und Apengeter von 1423 Vorläufer des späteren Amtes der Kannen- und Grapengießer war. Dies begründet auch die Verfügung über die Fenster und ihre Umsetzung (54).

Wenn hier die Rede ist von 3 Fenstern der Kannen- und Grapengießer, so ist immerhin zu überlegen, ob drei dreibahnige, vollständige Fenster angesprochen sind, oder ob es sich auch um ein dreibahniges, also nur ein vollständiges Fenster handeln könnte, evtl. auch nur um die Mittelbahnen dreier Fenster. Diese Überlegungen gelten natürlich grundsätzlich auch für die übrigen Fenster, insbesondere deshalb, weil an einer Stelle, nämlich für den Chor, ausdrücklich betont wird, dass es sich um drei vollständige Fenster gehandelt hat, die der unbekannte Wohltäter stiftete. Die gemachten Angaben müssen in diesem Punkt auch nicht alle übereinstimmen (55).

Die Leineweber unterhielten ein Glasfenster im Kreuzgang (das Leinewebergrab ist im Plan verzeichnet und liegt im Bereich des ältesten Klosterabschnittes). Es trug neben Glasmalereien das Amtswappen. Innerhalb der Kirche galt ein weiteres Fenster auf der Südseite als „Leineweberfenster“. Hier besaßen die Leineweber im 19. Jh. jedoch ihr Gestühl nach dem vorhandenen Verzeichnis nahe dem nordwestlichsten Rundpfeiler. Ob das Fenster vom Kreuzgang umgesetzt wurde, wird nicht gesagt, ist aber zu vermuten, da das Kloster aufgelöst und umgebaut wurde, als die Reformation einzog.

Für die Bruderschaft „der Heil. fünf Wunden“ der Leineweber wurde nach Beneke (56) von den Mönchen Fürbitte an einem Altar auf dem Chor gehalten, den das Amt seit 1473 ständig mit Wachlichtern zu versorgen versprochen hatte. Dieser Stand, der wie es scheint, in besonderer Weise auf Repräsentation bedacht war, hatte bereits „tho der Monnicken Tyden“ einen eigenen Platz an einem Kirchenpfeiler erworben, den man mit einem „Schottilienwerk“ umgab, also wahrscheinlich nachreformatorisch umgrenzt hatte. Erwähnt wird auch der Begräbnisplatz im Kreuzgang unterhalb des gestifteten Glasfensters dieses Amtes. Wichtig erscheint dabei allerdings der Hinweis, dass dieses Begräbnis erst in nachreformatorischer Zeit an dieser Stelle eingerichtet wurde „in Anbetracht der von ihren Vorfahren der Kirche erwiesenen Wohlthaten und Zierungen, zu deren Fortsetzung sie erbötig“. Daraufhin wurde 1551 ein entsprechender Erdbrief ausgestellt. Das Begräbnis wurde mit 5 Steinfliesen belegt, „darauf ihr Wappen wie im Fenster“ (57). Außerdem gab es eine Ruhestätte auf dem Kirchhof für die Angestellten des Amtes.

Neben dem Leineweberfenster lag nach Gaedechens das Schifferfenster in der Südwand der Kirche. Das zugehörige Begräbnis lässt sich im Südseitenschiff im 4. Joch von Westen lokalisieren, findet sich aber nur bei Ramborger hier und ist im Plan (Abb.15) als außerhalb der Kirche direkt an der Kirchenmauer entlangziehend in demselben Bereich bezeichnet. Der Plan von 1832 benennt außerdem ein Kirchengestühl, das sich im 4. Seitenschiffsjoch von Westen innen entlang der südlichen

Umfassungsmauer hinzieht, als das der Schiffer. Offenbar haben sich die Verhältnisse auch in diesem Falle verändert. Nach Beneke (58) lag das Begräbnis der Schiffer anfänglich in der St. Annen Kapelle. Beim Ausbau des 2. Südseitenschiffes wurde der zugehörige und von den Schiffen unterhaltene Altar am „östlichen Pfeiler zwischen dem neuen Anbau und dem Altar der Hl. Maria Magdalena“ neu aufgestellt. Zusätzlich erhielt die Schifferbrüderschaft 1511 einen eigenen Begräbnisplatz für ihre Schifferknechte auf dem Friedhof der Kirche (59). Dieser dürfte dem außerhalb der Kirche gelegenen Grabplatz entsprechen.

Benekes Angaben zur Lage des Begräbnisses in der Kirche lokalisieren neben dem St. Annen-Altar auch die Lage der sogen. Heilig-Kreuz-Kapelle, denn er notiert:

„Nach diesem Erdbrief von 1511 lag die Grabstätte der ehrbaren Schifferbrüder auf der Südseite der Kirche, zwischen der Heil.-Kreuz-Kapelle und dem Steinpfeiler neben der Kirchenthüre.“

Zwei Fenster an der Südostecke werden als Brauerfenster bezeichnet. Ihr Kirchengestühl findet sich 1832 innerhalb des alten Kernbaues um den zweiten südwestlichen Rundpfeiler gruppiert. Das Brauereigewerbe besaß eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung im mittelalterlichen Hamburg. Es konnte sich daher durchaus zwei vollständige Fenster leisten, ebenso wie die in der Hansezeit überaus angesehene Schonenfahrgesellschaft drei Fenster hätte bezahlen können.

Da die Gestühle in vorreformatorischer Zeit in der späteren Form wohl noch nicht bestanden, können die Entsprechungen zwischen angegebener Lage der Begräbnisse und des Gestühls grundsätzlich nur zusätzliche Bestätigungen bei der Zuordnung einzelner Fenster bieten. Gerade im Falle der Brauer wissen wir im übrigen, dass diese in „fast allen Haupt- und Nebenkirchen ihre eigenen Gestühle und Begräbnisplätze besaßen“ (60). An St. Maria-Magdalena hatten sie aber erst ab 1587, d.h. nachreformatorisch, einen Begräbnisplatz für ihre Armen auf dem Kirchhof erworben. Dafür wissen wir, dass die seit 1424 bestehende St. Silvesterbruderschaft der Brauer ihre Andachtsübungen in der Kirche abhielt (61).

Für den Scheitelpunkt des Chores, den Hauptblickpunkt, hatte der Rat das Fenster gestiftet. „Das Fenster hinten im Chor hieß das Rathsfenster und zahlte die Stadtkasse 1476 dem Glaser Ludekin Schening 20 Mark für das große Glasfenster im Chor gegen Osten, welches zur Ehre Gottes gegeben war“ (62). Für den Chor wird außerdem noch das Glasfenster der Küter und Köche „im Osten der Kirche“ genannt, das diese anschafften und instandhielten. Dazu kamen die vom Ratsherrn Hinrich Hoop geschenkten 2 Glasfenster „neben dem großen Fenster hinter dem Altar“. „Ein anderer Wohlthäter stiftete drei volle Fenster im Werthe von 48 Mark Pfennige“ (63).

Da an die Nordseite des Chores Klostergebäude anschlossen, ist damit zu rechnen, dass die beschriebenen Chorfenster vorwiegend in dem auch von außerhalb der Klausur sichtbaren Teil des Chorabschnittes lagen. Über die Ikonographie der Darstellungen in den einzelnen Glasfenstern erfahren wir weiter nichts, außer dass teilweise die Wappen der Bruderschaften integriert waren. Da es sich um eine Bettelordenskirche handelt, ist überhaupt fraglich, ob und welche weitere Bilddarstellungen vorhanden gewesen sein könnten.

Die Memorien der Verstorbenen wurden von dem Lettner herab verlesen, der den Chorbereich der Franziskanerkirche vom Langhaus schied. Dort stand bereits in vorreformatorischer Zeit eine kleinere Orgel (64). Eine größere Orgel befand sich auf einem „Lector“ in der Mitte der Nordseitenwand der Kirche. Sie muß, da der Ratsherr Nicolaus Bissing bei seinem Tod 1417 ein Legat zugunsten dieser Orgel vermachte, zu diesem Zeitpunkt bereits bestanden haben und war vermutlich damals instandsetzungsbedürftig.

Totentanz

Ausmalungen an den Wänden oder im Gewölbe sind bis auf eine Ausnahme nicht verzeichnet. Ob sie tatsächlich völlig fehlten, muss offen bleiben, denn für die Kieler Franziskanerkirche sind mittelalterliche, farbige Malereien durch Putzreste belegt worden (65).

Zum Hamburger Bestand und der genannten Ausnahme liefert wiederum Beneke die Mitteilung (66). Es handelte sich um eine Totentanz-Darstellung, von der wir deshalb Kenntnis haben, weil an Hand der Lage dieser Darstellung Grabstätten in der Kirche bezeichnet werden. Obwohl Beneke offen lässt, ob es sich um ein Fresko, ein aufgehängtes Gemälde oder ein Steinrelief bzw. eine Holzschnitzerei oder eine auf die Wand aufgezugene Leinwand wie in Lübeck gehandelt hat, ist doch anzunehmen, dass die betreffende Darstellung mit der Wand fest genug verbunden war, um die auf sie bezogenen Angaben zu Einzelgräbern unzweideutig zu machen. Einzelheiten dieses Totentanzes sind an keiner Stelle näher beschrieben, so dass auch die Zahl der darauf abgebildeten Personen im Tanz mit dem Tod unklar bleibt.

In Lübeck besaß die Marienkirche in der alten Beichtkapelle eine Totentanzdarstellung von Bernt Notke in Form eines auf Leinwand gemalten, 26 m langen Frieses, der sich u.a. auf Darstellungen des Totentanzes von 1425 auf dem Friedhof der Franziskaner von SS.Innocents in Paris als eines seiner Vorbilder bezog. Er wurde 1485 in einer Holzschnittserie verbreitet und war zu seiner Zeit hochberühmt (67). Da der Lübecker Totentanz dem Pariser Schema folgte, zugleich aber enge Verbindungen zwischen den Hansestädten Hamburg und Lübeck bestanden, könnten auch mit dem Totentanz der Hamburger Franziskanerkirche Ähnlichkeiten bestanden haben. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass in dem kreuzgangartigen Umgang des Friedhofes in Paris, ebenso wie an der Gesamtwandfläche der Totentanzkapelle in Lübeck, eine weitaus ausführlichere Vorstellung des Themas möglich war. So tanzte der Tod in vielfacher Gestalt im Wechsel mit den Standesvertretern in langem Zug entlang der Lübecker Totentanzkapelle, was allein aus Platzgründen in der Hamburger Maria-Magdalenen-Kirche nicht gut vorstellbar ist. Hier war die zur Verfügung stehende Wandfläche weitaus begrenzter. Hasse datiert die Lübecker Totentanzdarstellung auf 1466, nach der Pestzeit von 1464 in Lübeck. Reste der Lübecker Fries-Leinwand sind in Reval erhalten (68). Für die Entstehungszeit des Hamburger Frieses fehlen Anhaltsdaten, die eine sichere zeitliche Zuordnung ermöglichen könnten. Es ist aber offenbar nicht selten, dass Totentänze des späten Mittelalters im Zusammenhang mit Pestzeiten als Hinweis auf die Vergänglichkeit des Menschen angebracht wurden.

So findet sich auch in der nördlichen Turmhalle der Berliner Marienkirche ein 22 m langer Bildstreifen, auf dem der Tod im Reigen mit den geistlichen und weltlichen Standesvertretern tanzt. Der Turmbau der Marienkirche wird urkundlich 1418 zum ersten Mal genannt. Badstübner (69) stellt für Berlin einen Zusammenhang nicht nur mit dem Pestjahr 1484 her, sondern erwähnt auch Verbindungen zwischen den Mönchen des Grauen Klosters und St. Marien, Berlin, denn die Mönche hatten im 14. Jh., während eines Kirchenbannes, die Seelsorge in der Stadt übernommen. Nimmt man alles in allem, so könnte auch der Hamburger Totentanz aus dem späten 15. Jh. gestammt haben.

Für eine Kirche, die sich so sehr als Begräbnisstätte der verschiedenen bürgerlichen Schichten verstand wie die Hamburger Franziskanerkirche St. Maria-Magdalena und sich dabei in die Nachfolge eines Franziskus stellte, erscheint die alle Stände angesichts des Todes ohne Unterschied behandelnde Darstellung eines Totentanzes ohnehin geradezu wie ein Handlungsmotto.

Seine erste auf uns gekommene urkundliche Erwähnung stammt offenbar aus einem Grabbrief der Leineweber 1551. Es wird darin darauf Bezug genommen, dass eine ältere Urkunde „tho der Monnicken Tyden“ dem Amt einen Platz einräumt „achter in düsser Karken, an dem steinen Pyler vor dem Dodendanße“.

Unter der Voraussetzung, dass sich die Verhältnisse hier nachreformatorisch nicht weiter verändert haben, lässt sich anhand des Grundplanes von 1832 dieser Rundpfeiler als der erste nordwestliche Rundpfeiler des alten Kernbaues ausmachen, der auf diesem Plan von einem Gestühl umlagert ist, das ausdrücklich als das der Leineweber bezeichnet wird.

1594 wird Grab No.169 (vgl. den Gräberplan von Ramborger, in dem dieses Grab genau bezeichnet ist) als „midden vor dem Dodendanße“ angegeben. (Bezeichnung 1673 „unter dem alten Lector nach der Westseite zu“).

1609 lokalisiert man Grab No. 179 als „under dem Dodendantze, na der Norder Syden“.

1609 liegt ebenso Grab No. 165 „vor dem Dodendantze“ (1680 bezeichnet als „unter dem alten Lector“).

1610 liegt Grab No. 148 „by der Vorstendere Stohl, na dem Dodendanße“.

1611 wird Grab No. 161 als „vor dem Dodendanße, am Pyler, da wo de Kuhlengreuer syne Schüffeln inne hett“ bezeichnet.

1623 wird Grab No. 168 als „midden under dem Dodendantze“ gelegen beschrieben und diese Bezeichnung 1709 hochdeutsch als „mitten unter dem Todtentantze“ wiederholt.

Angaben, die Beneke sorgfältig aus den erhalten gebliebenen Grabbriefen herauszog. Sie lassen sich in dem uns erhaltenen Grabplan alle wieder auffinden. Mit ihrer Hilfe zeichnet sich ab, dass die Totentanzdarstellung in der Hamburger Franziskaner-Klosterkirche an der Westseite des Kernbaues lag und sich über die Breite der Westwand im Mittelschiff hinzog. Damit lag sie vor Einrichtung des westlichen Emporeneinbaues über die ganze Längsachse des alten Mittelschiffs hinweg auf den Chor bezogen an einer ikonographisch bedeutsamen Stelle. Im Altargeschehen wurde mit Blick auf den Totentanz im Westen in Gleichstellung aller Anwesenden und aller Bestatteten in der Hoffnung auf die gemein-

same Auferstehung am Altar im Osten die Messe gefeiert. So spannte sich auch räumlich eine Brücke zwischen Tod und Leben, Diesseits und Jenseits wie ein unsichtbarer Pilgerpfad in der Christuskirche auf dem Weg zu Gott, inhaltlich zudem die Bestattungen in seiner Kirche mit dem bescheidenen Sterben des Franziskus solidarisch verknüpfend. Dass dieser Bezug nachreformatorisch an Bedeutung verlor, drückt sich darin aus, dass späterhin eine eingebaute Empore den Totentanz überdeckte und so seiner Ausdrucksfähigkeit beraubte.

Nachdem die mit dem Bau verbundenen Stücke bereits am Beginn der Baubeschreibungen besprochen wurden, geht es in diesem Abschnitt um eine ergänzende Betrachtung beweglicher Ausstattungsreste. Die Angaben, die sich in der Literatur zu Ausstattungsstücken finden, die aus dem Maria-Magdalenen-Kloster stammen, müssen vorab getrennt werden in solche, die zwar zum Franziskaner-Kloster gehören, wahrscheinlich aber erst aus nachreformatorischer Zeit stammen, und Ausstattungen, die in den Zusammenhang mit dem alten Mönchskloster gehören. Hierbei sind hier nur die vorreformatorisch nachzuweisenden Stücke von Interesse. Von beiden zu scheiden wären außerdem die Stücke, die dem nachreformatorischen Bestand aus dem Ilsabeenstift zugewachsen sind, also von vornherein aus dem Damenstift stammen, das 1531 Nutznießer der alten Klostergebäude wurde (70).

In den Zusammenhang mit dem Ilsabeen-Stift gehört vor allem ein Buckelpokal im Museum für Hamburgische Geschichte, den schon Staphorst als Elisabethbecher bezeichnet (71), und der in späterer Zeit offenbar als Wahlurne verwendet wurde (72). Es handelt sich hier um eine Treibarbeit in Silber aus dem Anfang des 16. Jh. Der mit Deckel versehene Buckelpokal ist 30 cm hoch und zeigt in der Randvergoldung Blätter und Blüten in Kranzform (73). Möller nennt einen weiteren silbernen, vergoldeten Kelch mit Engelsköpfen, am Fuß ein eingeritztes Kruzifix, von 1544 (bzw. 1670 gezeichnet) und einen silbernen Kelch, den Margarethe Guden 1727 für Maria-Magdalenen stiftete. Beide gehören mit Sicherheit nicht zum Franziskaner-Klosterbestand.

Aus dem ursprünglichen Maria-Magdalenen-Mönchskloster hat sich aus vorreformatorischer Zeit so gut wie nichts von der beweglichen Ausstattung erhalten können, obwohl zu vermuten ist, dass die Kirche einmal ein bedeutendes Altargerät besessen hat, das vor allem auf die Stiftungen der verschiedenen Bruderschaften zurückging, die mit der Klosterkirche verbunden waren. Dass diese Stücke nicht erhalten geblieben sind, liegt vorwiegend daran, dass der wertvolle Bestand nachreformatorisch durch den Rat buchstäblich „versilbert“ wurde.

Ein Teil der in der Literatur genannten, zuletzt in der Kirche noch vorhandenen Tafelbilder wird hier nicht besprochen. Er stammt mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Zeit nach Auflösung des Mönchsklosters (74). Doch ist es in diesem Zusammenhang erwähnenswert, dass sich bis heute im Museum für Hamburgische Geschichte ein Gedächtnisbild in Querformat findet, das Adolf IV. als Franziskanermönch im Sarg darstellt, vermutlich aus dem 15. Jh. zu datieren. Es hing im Westen in der Maria-Magdalenen-Kirche und ist offenbar die Übermalung einer älteren Tafel, wie sich an leichten Farbabsplitterungen erweist. Es zeigt, dass die Verbindung zum Haus der Schauenburger Grafen auch noch in späteren Zeiten, nachdem diese Linie längst ausgestorben war, in Ehren gehalten und für das

Gedächtnis der Bürger vom Rat in ausdrücklicher Verbindung mit der Kirche gepflegt wurde (75). Als Abbildung, wenngleich nicht im Original erhalten, ist auch eine Darstellung des Klostergründers Adolf IV., die ihn als Ritter mit Mantel und Rüstung, Federkappe und Lanze zeigte und wohl auch posthum entstanden ist. Das Tafelgemälde ist 1943 den Bombenangriffen zum Opfer gefallen (76). Beide Bilder zusammen genommen, liefern einerseits den deutlichen Hinweis auf den Schauenburger Landesherrn als den repräsentativen Vertreter seines Standes, andererseits einen Hinweis auf die Demut und Bescheidenheit Adolfs IV., die sich – übertragen auf die Landesverwaltung –, mit seiner Person als Franziskanermönch plakativ zu verbinden scheinen: anspruchslos für sich selbst, im Dienst auf die Mitbrüder wie als Fürst auf die Landeskinder ausgerichtet.

Für die Minoriten selber vermeldet Lappenberg beeindruckt noch für das Jahr 1528, dass die Brüder kein Geld in die Hand nahmen (was nach Lübischem Recht auch nicht erlaubt war), statt Schuhen doppelte Filzsocken mit zweifacher Sohle und graue Kappen trügen, also recht bescheiden gewirkt haben müssen (77). Möglicherweise besaßen der Rat (dokumentiert durch die Stiftung eines Fensters im Scheitel des angebauten Chores) und die Bürgerschaft nicht zuletzt deshalb dieses unübersehbare Interesse an der Klosterkirche, die sie bis auf den letzten Fleck für „ihre“ Begräbnisse ausnutzten. Begräbnisdienst und Seelenmessen machten schließlich mehr als der Bettel den wichtigsten Anteil am Unterhalt der Mönche aus, während zugleich die Bruderschaften der verschiedenen Gewerbe, untereinander im Wettbewerb um das eigene Ansehen, nach besten Kräften nicht nur für das eigene Seelenheil, sondern auch für die Unterhaltung und die Ausstattung der Kirche sorgten. Wahrscheinlich besaßen die Bettelordenskirchen im Rahmen der Stadt auch eine nicht zu unterschätzende Funktion als gesellschaftlichen Regulativ zwischen Rat, Bürgern und Dom bzw. den Pfarrkirchen.

Altäre

Die ältere Überlieferung nennt insgesamt 7 Altäre (78). Neben dem Hochaltar bestand

1. der Altar der Hl. Jungfrau,
2. der Altar des Hl. Franziskus,
3. der Altar Maria-Magdalenas,
4. der Altar der Hl. Anna,
5. der Altar der Hl. Martha,
6. der Altar des Hl. Kreuzes.

Möller nennt in seiner Festschrift (79) außer dem Hochaltar

1. den Altar des Hl. Franziskus,
2. den Altar der Maria-Magdalena,
3. den Altar der Hl. Martha,
4. den Altar des Hl. Kreuzes,
5. den Altar der Hl. 5 Wunden,
6. den Altar der Hl. Anna

und weicht damit von der älteren Aufzählung leicht ab. Es fehlt der Altar der Hl. Jungfrau, auf den sich

eine später noch zu nennende Altartafel beziehen könnte, dafür ist der Altar der Hl. 5 Wunden zusätzlich genannt (evtl. bestand ein Altar des Hl. Kreuzes und der Hl. 5 Wunden?).

Über den Altar des Hl. Kreuzes erfahren wir von Gaedeckens, dass er nach 1510 aus dem alten Umgang in den neuen Anbau versetzt wurde, vermutlich also aus dem älteren Südseitenschiff bzw. dem Chorbereich in das neu hinzugekommene, zweite Südseitenschiff gelangte. Es ist zu überlegen, ob diese Verlagerung vielleicht auch erst nachreformatorisch erfolgt ist, als der Lettner seine Bedeutung verloren hatte, vor dem ein Kreuzaltar, dem Laienteil zugewendet, gestanden haben könnte.

Da sich die gestifteten Glasfenster zum Teil einzelnen Begräbnissen zuordnen lassen, könnten sich die Nebenaltdäre alle in entsprechender Anordnung in den Seitenschiffen direkt unterhalb der Fenster befunden haben. Die Altaraufsätze wurden in nachreformatorischer Zeit entfernt. Die Mensen blieben aber, wie wir wissen, noch für längere Zeit erhalten (80).

Ein Altar scheint sich über einen längeren Zeitraum nachreformatorisch als Hauptaltar erhalten zu haben und weiterverwendet worden zu sein. Möglicherweise handelte es sich um ein Stück des 15. Jh., das damals noch als relativ neu anzusprechen war. Wir besitzen zwei Beschreibungen von ihm, die zunächst bestätigen, dass es sich sicherlich um ein spätgotisches Stück gehandelt hat, dessen ikonographische Thematik aus der Zeit des alten Mönchskloster stammte, die darüber hinaus aber auch schlaglichtartig beleuchten, dass die alte Ausstattung der Klosterkirche mit Altären einmal von erheblichem Wert gewesen sein muß (81). Es handelte sich um einen großen Wandelaltar mit Doppelflügeln auf beiden Seiten und einer Predella, was ihn in seiner Art dem Aufbau nach mit dem auf uns überkommenen, bedeutenden Altar Meister Bertrams für St. Petri vergleichbar macht. Nach der Gesamtschilderung muß er in ähnlicher Weise wie dieser Altar für den Alltag ganz geschlossene, sonntags einmal und an hohen Feiertagen vollständig geöffnete Schauseiten besessen haben. Seine Predella zeigte in der Mitte ein vergittertes Fach zur Aufnahme der Monstranz, flankiert von Nischen, in denen die 12 Apostel zu sehen waren. Damit handelte es sich um einen Tabernakelaltar.

Über die für die geschlossene Form geschilderten Gemälde außen auf den Flügeln ist nichts Näheres bekannt. (Das bis zu einem gewissen Grade vergleichbare Gegenstück aus der Franziskanerklosterkirche in Kiel trägt Franziskaner-Heilige an dieser Stelle).

Öffnete man das erste Flügelpaar, so zeigten sich auf der Innenseite der Außenflügel und der dabei geschlossenen Außenseite der Innenflügel je 12 Fächer, in denen in bas reliefs insgesamt 48 „Conformitates S. Francisci“ zu sehen waren, alle reich vergoldet vorzustellen. Von Heß nennt als Beispiel:

wie Christus in die Hölle steigt,

(wie) Simson die thore trägt,

(wie) Henoch und der Hl. Franziskus, dieser auf einem Wagen ohne Pferde, von Mönchen aus einem Gitter nachgesehen, gen Himmel fahren,

wie er die Teufel zur Hölle stäupt.

Die Beschreibung „Henoch und der Hl. Franziskus auf dem Wagen“ erinnert an die Ausmalungen in der Oberkirche von Assisi, die – auf der Südseitenwand der Kirche – eine Darstellung enthalten, in der

seine Mitbrüder den Hl. Franziskus auf einem feurigen Wagen (als neuen Elias) sehen, bevor Bruder Pazificus den Thron für den demütigen Diener Gottes auf dem nachfolgenden Fresko erschaut.

In vollständig geöffneter Form war im Mittelteil des Altars das Weltgericht zu finden, das einen erwähnten sächsischen Gelehrten damit beeindruckte, dass die Darstellung einen Papst mit dreifacher Krone ganz deutlich in der Hölle abbildete: „der Teufel schlägt ihm die eine Klaue um den Leib, und es scheint, als wenn er ihn küssen wollte“. Thematisch verweist diese ikonographische Angabe auf vor-reformatorische Auseinandersetzungen, womit ein Anhalt für die zeitliche Zuordnung des Altars gegeben wäre.

Seitlich des Mittelteiles müssen die 24 Ältesten der Offenbarung und die Symbole der vier Evangelisten sowie Engel zu sehen gewesen sein, deren Flügel nach der alten Beschreibung „aber eher Fledermausflügeln ähnlich“ vorgestellt werden können.

Es stellt sich die Frage, ob dieser beschriebene Altar der ursprüngliche Altar des St. Franziskus gewesen sein könnte, der nachreformatorisch zunächst zum Hauptaltar wurde. Der ikonographische Inhalt lässt sich insgesamt gut mit dem Ordensstifter in Verbindung setzen. Leider lässt sich aber der Aufstellungsort dieses Altars vor der Reformation nicht mehr klären. Schon 1795 waren die Gewölbe unter dem Altartisch einsturzgefährdet und mussten abgebrochen werden. Dabei wurde der Altar zunächst beiseite geräumt und anfangs in einer Abstellkammer des Klosters aufbewahrt, wo er später abhanden kam. Danach kam ein neuer Altar in die Kirche. Die Darstellungen einer so ausführlichen Franziskus-Ikonographie machen deutlich, dass letzten Endes in Hamburg ein neues Selbstbewusstsein des Ordens nach Fertigstellung des Grabesbaues des Franziskus in Assisi auch mit Bezug auf die Ausschmückung zu mehr als nur zu einer erweitert gebauten Chorform führte.

Maria im Ährenkleid

Als ein wichtiges weiteres Stück aus den Zeiten des Mönchsklosters befindet sich in der Hamburger Kunsthalle als Leihgabe des Staatsarchivs eine Tafelmalerei auf Eichenholz mit einem bedeutenden Gemälde, das die Forschung Hinrich Funhof zuweist und das nachweislich aus dem Maria-Magdalenen-Kloster stammt. (82 – Abb. 51). Das Bild wird als Jungfrau im Ährenkleid bezeichnet. Da Maria einen Rosenkranz trägt, nahm noch Gaedechens an, es handele sich um die Hl. Rosalie, wunderte sich allerdings, dass diese nie einen Altar in der Klosterkirche besessen habe (83).

Die Tafel ist evtl. als Teil eines Altares zu vermuten, ohne dass sich weitere Angaben machen ließen (Möller bezeichnet das Bild als Votivtafel). Eine leichte Außenwölbung des Bildes am unteren Rand deutet an, dass es zuletzt an einem der Rundpfeiler befestigt gewesen sein könnte. Es dürfte um 1475 entstanden sein.

Hinrik oder Hinrich Funhof gehört zu den herausragenden Malerpersönlichkeiten des späten 15. Jh. und gilt als von Dirk Bouts zumindest beeinflusst, wenn nicht als sein Schüler. Er war ein in Hamburg und auch für Lüneburg seit 1475 vielbeschäftigter Maler und übernahm die Werkstatt Hans Bornemanns, indem er möglicherweise dessen Witwe oder Tochter heiratete. Funhof kam wahrscheinlich aus

Westfalen und ist 1484/85 verstorben. Von seiner Hand stammen u.a. die detailreichen Schilderungen der Legende Johannes. d. T. auf den Flügeln des Hauptaltares an St. Johannis, Lüneburg (um 1482), was seine Wertschätzung im norddeutschen Raum und innerhalb des Wendischen Quartiers der Hanse bezeugt.

Der Bestandskatalog Alte Meister der Hamburger Kunsthalle, No. 602, gibt folgende Beschreibung:

„In Bogenarchitektur steht vor dunkler Wand die Jungfrau Maria, den Kopf leicht geneigt. Ihr grünes Kleid ist mit goldenen Ähren und an Ärmeln und Halsausschnitt mit einem goldenen Strahlenkranz besetzt. Rechts vor ihr kniet die kleine Figur einer Stifterin in rotem Mantel. Neben der Maria hängt rechts ein Kranz aus weißen und roten Rosen. Rechts und links schmale Ausblicke in die Landschaft. 136 x 81,5 cm. Stark verputzt und übermalt.“

(Dort auch weiterführende Literatur benannt).

In der Literatur mehrfach, zuletzt bei Einhorn erwähnt, befand sich lange Zeit im Museum für Hamburgische Geschichte ein in Ton gebrannter Christuskopf, wie er nach den vorhandenen Abbildungen zum Klosterbereich über Türen des Klosterganges zu finden gewesen sein könnte, den der gegenwärtige Museumsbestand nicht mehr bestätigt (84).

II.

B 1. Grundlagen zu St. Johannis, Hamburg

Auch das St. Johannis-Kloster der Dominikaner ist, so will es die stadtgeschichtliche Überlieferung, eine Gründung des Schauenburger Grafen Adolf IV. Möglicherweise ist dennoch davon auszugehen, dass sich die Dominikaner erst einige Zeit nach den Franziskanern in der Stadt niederlassen konnten. Überlieferungsgrundlagen für die Feststellung der genauen zeitlichen Abfolge bei der Ankunft und Niederlassung der Dominikaner sind nur mittelbar aufzufinden. Dabei muß unterschieden werden zwischen dem Bemühen um eine Niederlassungsgenehmigung und der eigentlichen Niederlassung. Koppmann diskutiert alle chronikalischen Aufzeichnungen, die sich verfügbar machen lassen, ausführlich (85). Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass Ordensvertreter wahrscheinlich 1236 zuerst nach Hamburg kamen, nicht aber, dass zu diesem Zeitpunkt bereits bauliche Grundlagen bestanden hätten oder begonnen wurden.

Auf dem am 28.8.1501 in der Paulinerkirche in Göttingen abgehaltenen Provinzkapitel des Ordens war über dem Sitz der einzelnen Abgeordneten die Bezeichnung der von ihnen vertretenen Niederlassung und deren Stiftungsjahr vermerkt. Für Hamburg war hierbei das Jahr 1236 angegeben (86).

Im Hinblick auf das Konkurrenzverhältnis zwischen Franziskanern und Dominikanern zu diesem Zeitpunkt, erschien es zeitweilig sicherlich von großer Wichtigkeit, für den Dominikanerorden eine Priorität seiner Niederlassung in Hamburg beanspruchen zu können. Es ist aber kaum vorstellbar, dass Adolf IV. dem zweiten Bettelorden eine Niederlassungsgenehmigung erteilt hätte, bevor das von ihm gelobte und für ihn persönlich von so großer Bedeutung werdende Franziskanerkloster Maria-Magdalena bestand. Außerdem stehen anderweitige Überlieferungen der geschickt angedeuteten, durchaus auch als ein baulicher Beginn interpretierbaren Niederlassung des Dominikanerordens in Hamburg um 1236 entgegen.

Nach Lappenberg gelangten zunächst nur zwei einzelne Dominikanerbrüder, Borchard und Otto von Meding, nach Hamburg und fanden im Hause des Ratsherrn Hartwig von Erteneburg Aufnahme (87). Der Ratsherr hat offenbar mehrfach in Begleitung der Mönche mit Adolf IV. über eine Niederlassung des Ordens in der Stadt verhandelt. Die Angabe von 1265, dass diese Verhandlungen 29 oder 30 Jahre zurücklägen, wäre dann nur dahingehend zu verstehen, dass die ersten Brüder tatsächlich um 1235 oder 1236 in Hamburg sondierten, nicht jedoch, dass zu diesem Zeitpunkt bereits ein Kirchenbau in Angriff genommen oder ein Klosterbau errichtet worden wäre. Soviel ist sicher, in Hamburg befürchteten Domgeistlichkeit und Pfarrherrn von Anfang an, dass die Niederlassung der Bettelorden am Ort ihre eigenen Einnahmen ganz erheblich schmälern könnten, denn Hamburg besaß am Beginn des 13. Jh. nur etwa 10.000 Bürger (88). Insofern regte sich vermutlich gerade gegen den zweiten der sich niederlassenden Bettelorden nachdrücklicher Widerstand der Geistlichkeit, den zu brechen es längerer Verhandlungen und dazu des Gewichtes der Schauenburger als Fürsprecher bedurfte.

Die Chronik des Hermann von Lerbek, eine Chronik des Schauenburger Grafenhauses für den Zeitraum zwischen 1030 – 1404, liefert zusätzliche Einzelheiten, die vor allem deshalb besonders interessant sind, weil Lerbek selber Dominikaner in Minden war und daher als nicht ganz unparteiisch anzusehen ist:

„Als nun Adolf sah, dass auch er von Gott barmherzig erhört war, so begann er sich den göttlichen Dingen mit Eifer zuzuwenden. Mitten in seinen Großtaten setzte er das Reich Gottes allem übrigen voran und baute Klöster und Kirchen. In Hamburg das Kloster St. Johannis des Täufers und St. Johannis des Evangelisten, in das er die Brüder des Predigerordens setzte, nachdem ein wohlbekanntes Wunder vorangegangen war“ (89).

Keine Rede dabei von der Gründung des Maria-Magdalenen-Klosters. Das Hamburger Franziskaner-Kloster ist trotz seiner ganz offensichtlichen Wichtigkeit für den Landesherrn hier lediglich unter „Klöster und Kirchen“ subsummiert. Es gab jedoch in Hamburg keine größere Reihe von Klöstern zu dieser Zeit, so dass sich die zitierte Mitteilung hier nur allgemein auf das von Adolf IV. verwaltete Gebiet beziehen kann. Die Gründungslegende, auf die das „wohlbekannte Wunder“ abhebt, beinhaltet, dass der Besitzer des Grundstücks, auf dem das Dominikanerkloster später entstand, bezeichnet als „Redder“ (Ritter), mehrfach einen Brief auf diesen Platz habe vom Himmel niederfallen sehen. Er war außen schwarz und innen weiß und mit goldenen Buchstaben geschrieben (90). Die in dem Brief enthaltene Aufforderung war klar und die Interpretation der Geschichte jedermann verständlich. Man begriff die Beschreibung des Briefes ohne weiteres als Anspielung auf die Tracht der Dominikaner, die über einem weißen Untergewand einen schwarzen Überwurf trugen, und die Botschaft als eine Aufforderung Gottes. Da sie in goldenen Buchstaben geschrieben war, konnte sie nur derselben himmlischen Sphäre entstammen, in die der Goldgrund die Heiligenfiguren auf den Altären versetzte. Sie sollte den Grundstücksbesitzer also im Namen des Herrn veranlassen, den Dominikanern eine Heimstatt an diesem Platze zu gewähren.

Weil das nachmalige Kloster auf dem südlichen Teil des heutigen Rathausmarktes etwa an der Stelle stand, an der die alte gräfliche Alsterburg gelegen haben muss, darf man in dem angesprochenen „Redder“ den Landesherrn Adolf IV. sehen, der dann offenbar wirklich seinen Eigenbesitz verfügbar machte. So lag St. Johannis schließlich, kaum 100 m vom Maria-Magdalenen-Kloster der Franziskaner entfernt, in ähnlicher Lage wie dieses am Rande der Stadt in einem Bezirk, der wohl auch erst nachträglich in die Stadt eingegliedert wurde, als man die Befestigungen nach 1314 erweiterte.

Zu den Anfängen beider Orden in Deutschland sei kurz angemerkt, dass die Dominikaner, deren Orden am 22.12.1216 durch Papst Honorius III. sanktioniert und den christlichen Brüdern zur Förderung empfohlen worden war (91), seit 1225 im Rahmen ihrer Provinz Sachsen Konvente in Magdeburg und auch in Bremen besaßen, gefolgt von der Niederlassung 1229 in Lübeck, Erfurt und Leipzig, 1231 in Halberstadt, 1232 in Utrecht und 1234 in Minden. Die Verbreitung nach Norden erfolgte von der ältesten Niederlassung in Köln (1221) her. Der Zahl nach stiegen die zunächst als Teutonia zusammengefassten Gründungen rasch an und machten deshalb eine Untergliederung der Verwaltung nötig. 1303 wurden 51 Mönchs- und 9 Nonnenklöster in der Provinz Saxonia zusammengebunden.

Dagegen gelangten die Minderbrüder der Franziskaner nach dem Bericht ihres zweiten Ordensprovinzials für Sachsen, Jordan von Giano (1195-1265), weit weniger zielstrebig zu ersten Erfolgen jenseits der Alpen. Nach einem gescheiterten, weil als ketzerisch missinterpretierten und von der Bevölkerung deshalb abgelehnten ersten Missionsansatz, gelangten sie unter Führung des Caesarius von Speyer 1221 bei ihrem zweiten Versuch, nördlich der Alpen Fuß zu fassen, nach Augsburg und Würzburg, von wo sie 1221/22 weiter nach Mainz und Köln wanderten, 1225 Erfurt erreichten, wo sie zunächst in einem Hospital unterkamen, um danach bis nach Worms, Speyer und Straßburg zu ziehen.

1228 und 1230 fanden Provinzkapitel der Franziskaner in Köln statt, auf denen die Ordensprovinzen Saxonía und Rheni gegeneinander abgegrenzt wurden. Das Gebiet Saxonía umfasste vor allem die Gebiete östlich der Weser. Wichtig ist jedoch, dass die rasche Ausbreitung der Ordensbrüder es schon 1239 nötig werden ließ, eine weitere Provinzteilung in die Provinzen Bohemia, Saxonía und die dänische Provinz Dacia vorzunehmen, zu der Schleswig zu rechnen ist (92). Lübeck bildete mit den Ostseestädten Wismar, Rostock, Stralsund, Schwerin, Greifswald, Parchim und Riga eine eigene Kustodie neben Bremen, zu der Hamburg und Kiel zählten.

Beide Bettelorden durften nach den Bestimmungen des Lübischen Rechtes, das auch für Hamburg galt, kein Grundeigentum besitzen. Es konnten ihnen jedoch Grundstücke und Gebäude zur Nutzung überlassen werden. Spätere Testamente vermerken Gebäudeschenkungen, die durch ihren Verkauf oder die Vermietung zum Unterhalt der Begünstigten beitrugen, d.h. Renten einbrachten, die dem Orden zugute kamen. Die Brüder lebten, zumindest am Anfang, ausschließlich von Almosen unter dem Ideal der Armut, waren Prediger, Beichtväter, geistliche Führer und theologische Lehrmeister der Bürger, denen ihre Anspruchslosigkeit in allen Schichten entgegenkam.

Dies sorgte für die Einrichtung der zahlreichen Begräbnisse in ihren Kirchen, Spenden zu Seelen- und Sachstiftungen für die Ausstattung der Kirchen und schuf die Grundlage für das bezeugte, gutes Einvernehmen zwischen Rat und Bürgerschaft und den Predigerbrüdern.

B 2. Quellenlage und Baugeschichte zu St. Johannis

Die ausführlichste Beschreibung zum St. Johanniskloster und zur Baugeschichte liegt uns in Form der von C. F. Gaedechens und Karl Koppmann als Herausgeber zusammengefassten Arbeit vor (91), an der neben diesen beiden Herausgebern auch Martin Gensler beteiligt war (94).

Im Anhang zu dieser Arbeit finden sich zahlreiche Grundrisse und Schnitte abgebildet, die sich sowohl auf die Bettelordenskirche als auch auf das Kloster beziehen und durch Abbildungen des Außenbaues wie Zeichnungen des Kircheninneren ergänzt werden. Ein Lageplan bezeichnet den Platz der 1829 abgerissenen Gebäudeteile, die im Bereich der alten gräflichen Alsterburg zwischen der damaligen kleinen Alster und der Großen Johannisstraße zu suchen sind (Abb. 24). Insgesamt ist eine weit ausführlichere Dokumentationsgrundlage vorhanden als im Falle des Maria-Magdalenen-Klosters der Franziska-

ner, doch gilt auch hier dasselbe wie für das Franziskanerkloster insofern, als sich nach den überlieferten Plänen und Ansichten, besonders was das Mönchskloster betrifft, einzelne Bauabfolgen schwer unterscheiden lassen. Die Unterlagen werden im Staatsarchiv Hamburg aufgehoben. Da es sich um die wichtigsten Abbildungen zu dem untergegangenen Klosterkomplex handelt, finden sie sich weitgehend in der Anlage (Abb. 21–42).

Zu allen Abbildungen in dieser gründlichen Zusammenfassung zur Geschichte des Dominikanerklosters ist anzumerken, dass bereits das Vorwort in Koppmanns Arbeit angibt, für den von Gensler betreuten kunsthistorischen Teil sei der Architekt W. Hausers, „der mit der Gotik besonders vertraut“ war, hinzugezogen worden, „um die übereinstimmende Ausführung der architektonischen Zeichnungen zu leiten“. Berichtigungen und Ergänzungen beschäftigten Gensler dann unentwegt bis zu seinem Tode 1881. Die Angaben sind damit nach damaligem Kenntnisstand mit aller Sorgfalt erfolgt, bieten aber dennoch Ansätze für eine insgesamt vorsichtige Bewertung der Einzelheiten. Im Gegensatz zu der offenbar erfolgten Angleichung steht beispielsweise die ausdrückliche Angabe Genslers, die in der erwähnten Arbeit Koppmanns auf Blatt XIX bzw. XX dargestellte Südwand des Hühnerhofes sei „selbst im Schichtenmaß der Backsteine (14) für die Pfeiler durchaus genau“ und diese Wand die einzig architektonisch völlig durchgebildete am ganzen Bau gewesen, so dass sie sein besonderes Interesse gefunden habe, was noch besonders gewichtig wird durch die Ergänzung, bis etwa 1530 habe man Ziegelsteine im Format 12 x 6 x 3.1/4 bzw. 3.1/2 Zoll verwendet, so dass 3 Schichten dieser Steine einer Höhe von 1 Fuß entsprachen. Es lässt sich bereits an dieser Stelle entnehmen, dass in den „nicht völlig durchgebildeten“ Teilen der Klosterbauten nach heutigem Kenntnisstand für eine kunsthistorische Betrachtung durchaus noch Überraschungen zu erwarten gewesen wären, sofern sie hätten erhalten werden können.

Da alle überkommenen Abbildungen aus nachreformatorischen Zeiten stammen, bieten sie trotz einer erheblich größeren Anzahl an Einzelheiten zum Gesamtbau, als im Falle des Maria-Magdalenen-Klosters auf uns überkommen sind, für die Zeit des Mönchsklosters letzten Endes doch kein so genaues Bild, wie man sich wünschen würde. Dies liegt auch in diesem Falle daran, dass nachreformatorisch im Zuge der Gebäude-Umnutzung vor allem im Klosterbereich, u.a. im Zusammenhang mit der Aufnahme des Schulbetriebes, noch zahlreiche bauliche Veränderungen und z.T. sogar Neubauten vorgenommen worden sind, deren Einzelheiten nur inhaltlich dokumentiert sind, baulich aber nicht klar von den Verhältnissen der Klosterzeit unterschieden werden können. Die Klosterkirche St. Johannis dürfte nachreformatorisch die geringsten Umbauten aufzuweisen gehabt haben. Sie ist Hauptgegenstand der Betrachtungen hier, die Klosterbereiche werden wegen der geschilderten Probleme weitgehend vernachlässigt.

Die im Vergleich zur Franziskaner-Kirche St. Maria-Magdalena weitaus bessere Überlieferungsgrundlage für die Kirche St. Johannis beruht möglicherweise darauf, dass sich hier im Rahmen der innerstädtischen Entwicklung überhaupt eine andere Traditionskontinuität bewahrt hat, die auch mit dem späteren Johanneum zusammenhängt. Sie führt vom ursprünglichen Dominikanerkloster in der Innenstadt, das 1829 mit seinem Abbruch völlig aus dem Stadtkern verschwand, über den Umzug sei-

ner Nachfolgeinstitution (1834 – 1914) zum Klostertor und ab 1914 zur Heilwigstraße, so dass die stadtgeschichtliche Überlieferung allein schon durch die Nachfolgeeinrichtungen besser zu verfolgen ist. (Nachreformatorisch gilt dies auch für St. Maria-Magdalena). Baupläne betrifft es allerdings nicht. Auch hier werden die Dokumentationen erst für den letzten Zeitraum vor dem Abbruch vollständiger. Es waren anfänglich die Konventualinnen des Klosters Herwardeshude, die im Falle von St. Johannis die Aufgaben des Dominikanerklosters nach der Reformation zu einem Teil übernahmen und weiterführten. Die Klostergebäude gingen damit aus den Händen der Dominikaner-Mönche auch hier in weibliche Hände über, die wiederum engen Zusammenhang mit der ersten Niederlassung der Bettelorden durch die Fürsprache der Schauenburger in Hamburg insofern besaßen, als es Heilwig von Schauenburg gewesen war, die das Zisterzienserinnen-Kloster in Harvestehude 1245 ins Leben gerufen hatte und später in dieses eintrat, um ihren Lebensabend in ihm zu beschließen. Im Rahmen der Hamburger historischen Weiterentwicklung hielt später zusätzlich auch die im Johannis-Kloster eingerichtete Lateinschule die Erinnerung an die frühe Dominikaner-Niederlassung in Hamburg wach, denn aus den Grundlagen des alten dominikanischen *Ordo studens* entwickelte sich die Gelehrtenschule des Johanneums, fußend auf dessen umfangreicher Bibliothek und der beachtlichen Lehrtradition des Dominikanerordens, quasi nahtlos.

Die im Abbildungsteil aus Koppmanns Veröffentlichung vorhandenen Dokumentationen zu Kirche und Kloster, die zum großen Teil den Originalplänen des Staatsarchivs entsprechen, werden in dieser Arbeit ergänzt durch eine Außenansicht der Kirche vom Breitengiebel her nach Koch 1820 (Abb. 21), einen Blick ins Kircheninnere nach Osten in Form einer Federzeichnung aus der Slg. Gaedechens / Gruner 1908 (Abb. 22) und einen weiteren Längsschnitt durch die Kirche mit sichtbarer Organisation der nördlichen, inneren Seitenwand, ebenfalls aus der Slg. Gaedechens / Gruner 1908 (Abb. 23), die gleichfalls im Staatsarchiv Hamburg verwahrt werden und dort zugänglich sind.

Zur Zeit des Abbruchs lag die Johannis-Kirche in ost-westlicher Längsrichtung, mit ihrem Chor auf den Straßenverlauf der Straße „Hinter dem Breitengiebel“ ausgerichtet und deren Verlauf angeglichen, nach Süden zur Großen Johannisstraße orientiert, nach Westen auf den Plan blickend, als ein mächtiger Gesamtbau im Straßengefüge verankert, dem sich nach Norden der um mehrere Binnenhöfe gegliederte, machtvolle Klosterkomplex anschloss, der sich bis zur Kleinen Alster hinzog.

Die beiden Klöster St. Johannis und St. Maria-Magdalena mit den dazwischenliegenden Gerbereien wurden zuletzt durch einen Wassergraben, das Klosterfleet, von der Alsterniederung abgeschlossen (95). Die Gesamtübersicht lässt die Gliederung des Johannis-Klosters um mehrere Hofbezirke erkennen, deren Anlage auf ein allmähliches Wachstum des Klosterbezirkes rückschließen lässt. Sie umfasste neben der um den ursprünglich um den Kreuzgang gelegenen Klausur einen Wirtschaftshof im Norden und, in dessen Ergänzung, einen Eingangshof nach Osten mit zahlreichen Stallungen. Beim Vergleich von Klostergrundriss und Lageplan mit bestehenden Verhältnissen (Abb. 24), wird deutlich, dass sich die Straßenverläufe im Laufe der Zeit verschoben haben, obwohl die Straßenbezeichnungen weitgehend im Stadtbild erhalten blieben. Schuld daran sind die Veränderungen in der Bebauung nach dem Hamburger Brand von 1842.

Betrachtet man den Gesamtgrundriss von Kirche und Kloster näher, können bereits die nach innen verlagerten Strebepfeiler des Kirchenbaues und verschiedener anderer Gebäudeteile als Anhalt dafür dienen, dass es sich bei den zuletzt bestehenden Bauten weitgehend nicht mehr um Gebäude handelte, die aus dem Beginn der Klosterzeit stammten (Abb. 24 und 25). Beim Abbruch 1829 war die Kirche von St. Johannis unter einem einheitlichen Giebel mit Dachreiter vereinigt als ein Bau, der sich von bürgerlichen Großbauten auch deshalb nicht sehr unterschied, weil er durch die eingezogenen Strebepfeiler eine glatte Außenfront besaß und nach Osten nicht der üblichen Gliederung von Kirchenbauten folgte, sondern einen dem Straßenverlauf angepassten, fast geraden Chorabschluss mit nur leicht geknicktem Giebel zeigte. Damit sah St. Johannis aber schon vom Grundriss her völlig anders aus als die Franziskaner-Klosterkirche St. Maria-Magdalena mit ihrem langgestreckt vortretenden Chorabschnitt. Sie war im Hamburger Stadtbild am ehesten vergleichbar mit dem Bau des Hospitals zum Heiligen Geist. Nach den vorliegenden Plänen ist davon auszugehen, dass der an die Kirche anschließende Hofkomplex als der ursprüngliche angesehen werden darf, wobei nicht auszumachen ist, welche Veränderungen Kirche und Klausurteil im Laufe der Zeit im einzelnen erfahren haben.

Der als Friedhof genutzte Innenhof des unmittelbar an die Nordseite der Kirche angefügten Gevierts weist an zwei Ecken des an die Kirche grenzenden Südkreuzganges Abschrägungen auf, die eine nachträgliche Erweiterung dieses Friedhofsbereiches denkbar erscheinen lassen (25). Ein Teil des Kreuzganges im Anschluss an die Westfront der Kirche springt in Richtung auf die Straße Plan über die Kirchenfront zur Straße hin vor, so dass sich die Vermutung aufdrängt, er könnte nachträglich verbreitert worden sein. Die Gebäude wurden, wie wir wissen, 1744 soweit abgebrochen und ab 1745 neu aufgeführt, dass an die Stelle des Klosterflügels hier neue Gymnasial- und Bibliotheksgebäude traten (96). Damit sind die voraufgehenden Baubestände in diesem Bereich nicht mehr erkennbar. Gensler datiert, ebenso wie Gaedeckens und Koppmann, den letzten Kirchenbau als einen umfassenden Neubau ins 15. Jh.

Ausgehend von der überlieferten Ankunft der Dominikaner in Hamburg um 1235/36 wäre als bauliche Abfolge folgendes denkbar:

Nach 1236 und vermutlich auch erst nach Baubeginn für das Maria-Magdalenen-Kloster der Franziskaner, erhielten auch die Dominikaner die Genehmigung zu einem Klosterbau. Gaedeckens notiert, dass das Domkapitel erst 1239 seinen Widerstand gegen die Niederlassung der Dominikaner aufgegeben habe (97), der rasch und zügig, aber zu einem nicht genau datierbaren Zeitpunkt begonnen wurde, ohne dass sich Näheres zu dem für ihn verwendeten Material, seiner exakten Ausdehnung oder seinem Aussehen sagen ließe. Größe und Aufwand werden ihn von dem Franziskaner-Klosterbau zunächst nicht wesentlich unterschieden haben. Er besaß im Anschluss an die Kirche im Bereich des auch später an diese angeschlossenen Kreuzganges erste Klausurgebäude, zu denen der Conventssaal, das Refektorium und darüber ein Dormitorium zumindest der Lage nach gehört haben könnten, zu dem aber auch Studienräume gehört haben müssen, deren Lage nicht mehr eindeutig zu ermitteln ist. Sowohl die Kirche als auch der ursprüngliche Hofbereich wurden im Rahmen der 1314 zwischen den Bettelorden und dem Hamburger Rat getroffenen Vereinbarungen erweitert und zumindest in Teilen

auch neu gebaut. Hermann von Lerbeks Mitteilung, dass der Bremer Erzbischof Borchard Grelle (1327 – 1344 im Amt) den Neubau geweiht hätte (98), bezieht sich wahrscheinlich bereits auf einen Erweiterungsabschnitt und ist insofern als glaubhaft zu betrachten, als gesichert ist, dass der Hamburger Dom 1329 von Grelle konsekriert wurde.

Damit wäre nach 1314 und vor 1344 als letztmöglichem Zeitpunkt ein zweiter Bauabschnitt anzusetzen, dem die Verlängerung der beiden Kreuzgangsflügel im Westen und Osten nach Norden auf die Kleine Alster zu und der Abschluss entlang der Alster mit der von Klostergebäuden besetzten Stadtmauer im Grundriss zuzurechnen wäre. Zusätzlich wurde dem neu entstandenen Wirtschaftsbereich zu einem nicht genau bestimmbar Zeitpunkt noch ein Anbau in Form eines Ostflügels angefügt, der in Verbindung mit der bei Abbruch bestehenden Sakristei die Grundlage für den Eingangshof mit den Stallungen lieferte. Da der Nordflügel des ursprünglichen Kreuzganges teilunterkellert war und gegenüber dem Südflügel auf dem Plan wesentlich verbreitert erscheint, dürfte zumindest dieser Übergangsflügel zwischen dem älteren Kreuzgang und dem sogenannten „Hühnerhof“ ebenfalls im Rahmen dieses Bauabschnittes neu gebaut worden sein. Im Querschnitt (Abb. 31) ist er auch höher als der südliche Kreuzgangsflügel verzeichnet.

Die nach innen gezogenen Strebpfeiler der Kirche und die Einheitlichkeit ihres letzten Grundrisses sprechen dafür, dass im 15. Jh. weitere Um- oder Ergänzungsbauten vorgenommen worden sind. (Dies betrifft die Pfeilerform ebenso wie die Gewölbeorganisation). Ob hierbei auch der nach Westen über den Abschluss der Kirche vorspringende, doppelt breite Kreuzgang in seiner erweiterten Ausdehnung entstanden ist, lässt sich nicht entscheiden, wäre aber ebenso denkbar wie dessen Entstehung bereits nach 1314, da sich in seiner unmittelbaren Verlängerung in gleicher Breite nach Norden die sogenannte Liberei, als vermutlich ursprüngliche Klosterbibliothek und als westliche Begrenzung des „Hühnerhofes“ anlagerte. Vielleicht lag im westlichen Kreuzgangsbereich, im Anschluss an die Bibliothek, bereits ein größerer Studienraum. Gensler merkt an, dass vor den Gebäuden entlang der Kleinen Alster, die den nördlichen Abschluß des „Hühnerhofes“ bildeten, hofwärts ausgerichtet ein Gang verlief, der mit einem reich profilierten Spitzbogenportal in Breite dieses Ganges zur Liberei führte, so dass man von der Priorswohnung an der Alster durch diesen architektonisch hervorgehobenen Zugang leicht bereits zur Zeit des Mönchsklosters direkt in die Bibliothek gelangen konnte (der Zugang war später vermauert).

1424 schloss die Englandfahrer-Gesellschaft in Hamburg einen Vertrag mit dem Dominikanerbruder Meister Francke zur Lieferung einer Altartafel ab, die in der Kirche St. Johannis aufgestellt werden sollte, wo diese Bruderschaft beheimatet war. Sie übernahm 1436 die Marienkapelle der Bruderschaft der Flandernfahrer. Es lässt sich hieraus auf Veränderungen des 15. Jh. im Kirchenraum schließen, die für sich genommen nicht zwingend auf bauliche Maßnahmen verweisen, sie aber doch nahe legen, wenn man erfährt, die Englandfahrer hätten dem Kloster einen größeren Geldbetrag für die Förderung des Baues zugewendet :

„... unde dar to grot ghud dar ane vorbuwet hebben in der tyd do unse kerke nyge buwet wart“ (99).

Koppmann nimmt (ohne nähere Belege) an, 1424 könnten an der Südseite der Kirche infolge eines Brandes größere Wiederherstellungsarbeiten nötig geworden sein, die Veranlassung für einen Neubau von Kloster und Kirche gaben. Folgt man ihm darin, so wären diese Baumaßnahmen vielleicht durch das Aufsetzen eines Dachreiters 1480 als beendet anzusehen, so dass sich seine Angaben auf einen dritten Bauabschnitt für die Kirche beziehen würden, der etwa zwischen 1424 (?) bis 1480 anzusetzen wäre. Für die Anbringung des Dachreiters um 1480 – er wurde 1506 nochmals erneuert – fanden sich 1731 Belege im Turmknopf (100). Im Besitz Martin Genslers befand sich zudem für längere Zeit u.a. ein offenbar mit Brandspuren behaftetes, romanisches Blattkapitell, das in späterer Zeit bauliche Wiederverwendung gefunden hatte, ähnlich gotischen Kreuzblumen, die umgekehrt zu Schlusssteinen der Gewölbe verarbeitet worden waren. Gensler beschreibt einen Teil der außerdem vorgefundenen Krag- oder Schlusssteine als gegossene Formsteine, die mit Sicherheit einer anderen als der ersten Bauperiode entstammten (101). Das brandgeschwärzte Blattkapitell im Zusammenhang mit dem bereits früher erwähnten Stadtbrand von 1284 zu sehen, ist deshalb nicht schlüssig, weil die Klosterüberlieferung überhaupt keinen Brand urkundlich erwähnt. Bei welcher Gelegenheit der Schaden entstanden ist, bleibt also offen.

Als weiterer Beleg für einen Neubau im 15. Jh. kann dienen, dass sich die Hamburger Bürger kurz nach Einführung der Reformation 1536 an den Hamburger Rat wandten mit dem Ersuchen, man möge die St. Johannis-Kirche, die ein neues Gebäude sei, nicht verfallen lassen, sondern für ihren Erhalt Sorge tragen: *„Darto derwile de kerke to sunte Johans ein nige gebuwete is, dar scolde ein erbar radt to denken, dat de kerke nicht vorville, sunder in eren und under dakes gehalten worde“*. (102).

Es ist daran zu erinnern, dass auch das zweite Südseitenschiff der Maria-Magdalenen-Kirche erst vom Anfang des 16. Jh. datierte. Beim Abbruch der Kirche fanden sich denn auch recht unterschiedliche Baumaterialien vor. Gensler beschreibt Bruchstücke aus Wesersandstein, die sehr sorgfältig bearbeitet worden waren und sich seinem Augenschein nach deutlich von Kalksteinarbeiten unterschieden, die „eifertig und roh gearbeitet und nicht so schön als das dem ersten Bau Angehörige“ waren. Es waren offenbar demnach an verschiedenen Stellen bei Umbauten ältere Bauteile wiederverwendet worden. In einem „der großen Pfeiler am Breitengiebel“ fand sich ein Bruchstück „in der Art eines runden Pfeilers mit Diensten (kleinen Ecksäulen)“, das Gensler, ohne nähere Angaben zur Größe zu machen, in seiner Art mit den Rundpfeilern der Marburger Elisabethkirche verglich und deshalb in die Zeit um 1250 datierte. Dies ist insofern bemerkenswert, als die zuletzt bestehende Kirche keine Rundpfeiler mit Diensten aus Sandstein, sondern einheitlich achteckige Backsteinpfeiler besaß. Bei der Vermörtelung wurde Segeberger Gipskalk mit Sandzusatz vermischt, wodurch eine so große Festigkeit erzielt werden konnte, dass die Pfeiler beim Abbruch nicht dem Fugenverlauf folgend, sondern wie ein Stück schräg zerbrachen (wie dies auch Abbildungen zeigen). Die Kirche (hier lässt sich nicht feststellen, welche Teile der Fundamente im Abbau angesehen wurden) und Teile des Klosterbereiches (welche ist unbekannt), besaßen außerdem ein abgetrepptes Ziegelfundament, anders als die älteren Hamburger Pfarrkirchen. Für den Bau der Strebepfeiler und der Wände hatte, möglicherweise aus Gründen der Wirtschaftlichkeit, statt des beschriebenen Mörtels einfacher Löschkalk Verwendung gefunden (103).

Wiek (23a) stützt sich auf den Umstand, dass die Englandfahrer ihre Kapelle 1436 von den Flandernfahrern übernahmen, deren Bruderschaft sie seit 1392 in der Südseite des Chores besessen habe, wenn er davon ausgeht, dass der zuletzt bestehende Bau schon 1392 fertiggestellt gewesen sein müsse. (Eine Ansicht, die sich danach als Gewissheit bei Böker wiederholt findet). Er meint, dass auch der neu aufgestellte Altar der Englandfahrer bis 1541 völlig unverrückt am alten Platz geblieben sei, was nicht zwingend wäre, wenn sich der Chor insgesamt nach Osten erweitert und sich die Altaraufstellungen an der Südseite des Chores damit einfach insgesamt nach Osten verschoben hätten. Für eine solche Chorerweiterung spricht evtl. die Erwähnung des diese Maßnahmen äußerlich abschließenden Dachreiters, der ab 1480 die neu entstandene Grenze zwischen Chor und Laienteil bezeichnet haben könnte. 1480 muß dabei nicht identisch sein mit dem Abschluss der Baumaßnahmen im Inneren, deren genaues Ende im einzelnen nach wie vor offen bliebe. Die baulichen Änderungen könnten mit der Aufstellung des Meister-Francke-Altars in der übernommenen Kapelle (am neuen Platz, aber wie bisher im südlichen Chorteil) beendet gewesen sein und würden keinen Totalneubau erfordert haben. Wenn seit 1423 die Bruderschaft des Hl. Johannes zum Bau bestand, um Schäden oder Neubauten finanzieren zu helfen, wie Wiek (1979) belegt, so ergeben sich auch daraus keine unüberbrückbaren Widersprüche, sondern eher ein Hinweis darauf, dass Koppmann mit seiner Behauptung eines Beginns von Baumaßnahmen ab 1424, aus welchem Grunde immer, doch Recht haben könnte.

Mit erwähnt sei in diesem Zusammenhang, dass Wiek auch den im Knick verlaufenden Chorabschluss entlang des Straßenverlaufs nicht allein als perfekte Raumausnutzung bis zur Straße hin ansieht, sondern Überlegungen anstellt, die nordöstliche Schräge im Chorinneren könne Bestandteil eines geplanten oder zuvor vorhanden gewesen, fünfseitigen Polygons analog zu St. Maria-Magdalena gewesen sein, was späteren Überlegungen in dieser Arbeit entgegenstünde, vor allem auch deshalb hier nicht geteilt wird, weil die Franziskanerkirche St. Katharinen in Lübeck dabei für eine solche Chorlösung zum Vergleich bemüht wird, deren Chor unter anderen Gesichtspunkten zu bewerten ist und jedenfalls eine Sonderlösung darstellt. Trotzdem würde eine solche Annahme zusätzlich bestätigen, dass überhaupt Veränderungen im Chorbereich vorgenommen wurden. Ein früheres Chorpolygon hätte allerdings in seiner vollständigen Ausbildung weiter nach außen vortreten müssen als der spätere Ostabschluss und damit die beim Abbruch bestehende Straßenführung in Frage gestellt.

Während also die Franziskaner-Klosterkirche ihre Erweiterung zunächst durch den Anbau des langgezogenen Chorabschnittes vornahm und um 1510 nur noch ein zweites Südseitenschiff ergänzte, lassen sich für die Dominikaner-Klosterkirche St. Johannis bis ins 15. Jh. Änderungen aufzeigen, die einem Gesamtneubau nahezu gleichkamen, da sie das Aussehen der Kirche auch äußerlich für den Betrachter wesentlich veränderten.

B 3. Baubeschreibung St. Johannis

Im 14. Jh., nach Anfügen des sogenannten Hühnerhofes, lagen die gesamten Klostergebäude und die Kirche auf einem zur Alster abfallenden Gelände, das am Wasser nur ein Niveau von 14 Fuß über NN erreichte, dann aber bis zur Kirche hin auf 25,9 Fuß anstieg. Bei Hochwasser konnten damit im Wirtschaftstrakt des Klosters an der Alster die Keller unter Wasser stehen (104). Bei seinen Höhenangaben benutzt Gaedechens den alten Nullpunkt, der 10 Fuß über dem späteren liegt. Die Angaben in Fuß entsprechen den alten Hamburger Fuß. (14 Fuß machen umgerechnet rund 4 m, 25,9 Fuß rund 7,40 m aus). Die Kirche befand sich damit auf dem höchsten Teil des Geländes, ganz ähnlich, wie sich dies auch für die Franziskaner-Klosterkirche St. Maria-Magdalena zeigen lässt. Beim Abbruch von Kirche und Kloster zwischen 1829 – 1841 bestand die Johanniskirche dem Grundriss nach als ein einheitlicher, dreischiffiger Kirchenraum mit nach innen gezogenen Strebepfeilern, die sich bis unter das Dach hinaufzogen und zwischen sich, entlang der nördlichen und südlichen Seitenschiffswand, im Inneren Kapellennischen ausformten, die für sich einzeln mit quergestellten Kreuzgewölben gedeckt waren. Sieht man von einer gewissen, dadurch entstehenden Tendenz zur Fünfschiffigkeit ab, folgte das Breitenverhältnis zwischen Mittel- und Seitenschiffen ohne die Erweiterung durch diese Kapellennischen in etwa dem basilikalen Grundschema, der Aufriss dem einer Stufenhalle mit Spaltpfeilersystem.

Gaedechens nennt die Maße der Kirche (hier umgerechnet aus den Maßen in Hamburger Fuß widergegeben) (105) mit:

Gesamtlänge der Nordseite		63 m
Gesamtlänge der Südseite		50 m
Gesamtbreite		30,5 m
Breite des Mittelschiffs		9,6 m
Breite der Seitenschiffe		5,7 m
Höhe des Mittelschiffs		27 m (106)
Höhe der Seitenschiffe		21,5 m

Diese Maße zeigen, dass die Kirche St. Johannis in Breite und Gesamtlänge der Franziskaner-Klosterkirche vergleichbar war, dabei jedoch höher ausfiel als diese (St. Maria-Magdalena erreichte nur eine Höhe von 20,6 m. Hier war das Südseitenschiff jedoch gesondert eingedeckt). So lässt sich aus den Abmessungen ablesen, dass auch die Johannis-Kirche sich der Größe nach gleichwertig neben den Stadtpfarrkirchen behauptete.

Der mittlere Chorabschnitt trug straßenseitig eine betonende, dreigeteilte Fensterpartie mit jeweils zwei seitlichen Fensterstaffeln und dazwischen einem etwas höher aufragenden Fenster mit drei, voneinander durch eine reiche Rückstaffelung geschiedenen Fensterbahnen über einer einheitlichen Sohlbank, während die Seitenschiffe, jedes für sich, mit einem fünffach gestaffelten Fenster beleuchtet wurden. In

einem der beiden nach innen gewendeten Strebepfeiler zwischen dem Mittel- und den Seitenschiffen müsste die früher beschriebene Sandsteinsäule aufgefunden worden sein.

Ein Vergleich zwischen der bei Koppmann gezeigten Außenansicht der Süd- und Ostpartie der Kirche (Abb. 29 und 32) und der Ostansicht, die uns Koch (1820) überliefert (Abb. 21), ergibt leichte Abweichungen im Detail. In der Mittelpartie erscheint die dreiteilige Hauptstaffel nach Koch als oben von Maßwerk mit Vierpass und einer darunter liegenden Maßwerkschleife in Form einer liegenden Acht bekrönt. Es unterscheiden sich auch die seitlichen Fenster darin, dass im Südseitenschiff eine differenziertere Fensterform wiedergegeben ist als im Nordosten. Bei Koch wird für den Südseitenchor sogar ein sechsfach gestaffeltes Fenster mit einer Maßwerkrose im oberen Abschnitt abgebildet. Die Gesamtformen der großen, unten vermauert dargestellten Fensterpartien unterscheiden sich allerdings nicht. Zusätzlich erscheinen Schlitzfenster, die offenbar die Wendeltreppe im Wandbereich zwischen Ostabschnitt und Sakristei beleuchtet haben. Im Gegensatz zu Koppmann, der die kleineren Fenster im oberen Teil des Ostgiebels leicht höhenversetzt wiedergibt, liegen besonders die unteren beiden bei Koch nahezu symmetrisch auf einer Achse angeordnet. Die dritte Abbildung, entsprechend Abb. 32 des Anhangs, scheint einen Kompromiss zwischen beiden Versionen zu bieten: die Schlitzfenster bleiben erkennbar, nach Süden wird keine Maßwerkrose gezeichnet. Sich hieraus ein ganz genaues Bild von der Ostfront zu machen, ist praktisch nicht möglich.

Gensler bewertet den Schrägverlauf des Chorabschnittes entsprechend dem Straßenverlauf als einen Beleg für die Datierung des Baues in das 15. Jh., zugleich aber auch wegen der mangelhaften Differenzierung des Chorabschnittes als Ausdruck einer im Verfall begriffenen Gotik, eine Bewertung, die zeitentsprechend zu verstehen, möglicherweise aber in der Beurteilung aus heutiger Sicht dennoch ergänzungsbedürftig ist (107). Hierauf wird an anderer Stelle einzugehen sein. Auf die Betrachtungen Wieks (1979) hierzu wurde bereits im vorigen Kapitel verwiesen. Nach Norden grenzten Klosterbauten an die Kirche.

Der Hauptzugang zur Dominikanerkirche für die Bevölkerung lag zuletzt auf der Südseite, in der Mitte der zur Johannisstraße gewendeten Front. Er war beim Abbruch durch ein Barockportal betont (Abb. 29). Gensler zufolge befanden sich zu beiden Seiten dieses Zugangs die Statuen der Kirchen- und Klosterpatrone St. Johannes d. T. und St. Johannes Ev. angebracht. Allerdings überrascht dabei, dass St. Johannes Ev. auf den alten Klostersiegeln nicht mit erscheint (Abb. 42). Erst in nachreformatorischer Zeit, um 1563, ist auf dem Kirchensiegel der Evangelist und dann auch nur noch St. Johannes Ev. abgebildet, während Johannes d.T. dafür ganz wegfällt. Obwohl also das Doppelpatrozinium überliefert wird, bleibt doch fraglich, ob es von allem Anfang an gleichwertig so bestanden hat. Eine Veränderung nach der Reformation wäre in dieser Beziehung durchaus denkbar, da die alten Heiligen danach offiziell nicht mehr verehrt wurden, die Kirche aber als Pfarrkirche St. Johannes in Benutzung blieb.

St. Johannes Ev. könnte als Patron in der Zeit des Umschwungs die Stelle Johannes d. T. eingenommen haben, ohne diesen im Gedächtnis der Bürger völlig zu verdrängen. Die Bildsäule Johannes d. T. unterschied sich durch starke Verwitterung interessanterweise in der Zeit des Abbruchs von der des Johannes Ev. (108). Sie befand sich nach dem Abbruch der Kirche im Besitz Genslers. Nicht außer Acht gelassen

werden sollte, dass sich 1348 bereits auf dem Konventssiegel des Dominikanerklosters in Rostock, das zu Lübeck gehörte, beide Johannes finden lassen. Ob aber vergleichbare Verhältnisse für beide Dominikanerklöster in Hamburg und Rostock bestanden haben, lässt sich nicht entscheiden.

Beim Abbruch der Kirche befanden sich, auf der Abbildung der Kirchenruine von Westen (Abb.37) und auf dem Grundriss (Abb.26) gut aufzufinden, an der Südwestecke des Kirchenbaues und an der Westseite der Kirche, quasi in Verlängerung der inneren Pfeilerreihe des Südseitenschiffes, zwei nach außen vorgebaute, mächtige Strebepfeiler, von denen der Eckpfeiler auch auf der Außenansicht der Südseite abgebildet ist. Bis unter das Dach gezogen, war dieser nach oben zweifach abgetrepppt und besaß in Bodenhöhe einen Durchgang in Form eines Torbogens, über dem sich zusätzlich ein offengehaltener Fensterdurchbruch befand. Ein ähnlicher Torbogen scheint auch den zweiten, äußeren Strebepfeiler im Westen durchzogen zu haben. Die Zeichnung der Ruine gibt zu erkennen, dass hier sogar eine dreifache Abtreppung nötig war, um die Westfront abzustützen. Der Strebepfeiler scheint nachträglich noch einmal verstärkt worden zu sein.

Die Darstellung des Außenbaues als Ruine von Westen (Abb. 37) liefert einen Hinweis darauf, dass sich zwischen den äußeren Strebepfeilern, damit also als Zugang zum Südseitenschiff von Westen, ein gestuftes Portal befunden hat, das zusätzlich zu dem Portalzugang im Mittelschiffsbereich bestanden haben müsste, über welches uns die Innenansicht nach Westen (Abb. 34) unterrichtet. Ob es sich in Verbindung mit dem Südseitenschiff um einen älteren Kirchenzugang oder nur um eine erhalten gebliebene, später geschaffene Verbindung zwischen der Kirche und einem hinzugefügten Gebäudeannex handelte, ist vom Bild her zunächst nicht zu ermitteln.

Der Umriss einer Giebelform, an der äußeren Westwand zwischen den beschriebenen, äußeren Stützpfeilern auf den überlieferten Abbildungen erkennbar, kann als weiterer Hinweis auf einen Anbau dienen, der einmal in Verlängerung des Südseitenschiffes diesem vorgelagert war. „Eine für sich allein stehende Kapelle lag während des Mittelalters an der Südseite“, die nach 1547, weil sie verfallen war, zum Pastorat hergerichtet wurde, beschreibt Koppmann ohne nähere Angabe. Auch Gaedeckens erwähnt ein Predigerwohnhaus zwischen den Strebepfeilern an der SW-Ecke der Kirche, lässt aber nähere Angaben zu einer vielleicht vorausgegangenen Kapelle ebenfalls offen (109). Nach seiner Beschreibung lag darüber hinaus zuletzt ein weiterer Anbau für den Totengräber an der SO-Ecke der Kirche, der sich auf Abb. 36 – einer Zeichnung der Kirchenruine von der Südseite – auffinden, bauzeitlich aber nicht genau zuordnen lässt.

In beiden Fällen, für den Südseitenschiffsbereich von außen auf Abb. 37, für das Mittelschiff auf der Innenabbildung der Ruine nach Westen (Abb. 34) erkennbar, lagen vermauerte Rundbogenformen (Entlastungsnischen?) über den geschilderten Eingängen im Westen. Noch oberhalb der Rundbogennische im Mittelschiff setzt ein im unteren Bereich seiner fünf Staffeln vermauertes, spitzbogiges Fenster an. Diese Teilvermauerung könnte möglicherweise auch im Rahmen einer nachträglichen Sicherung der Westseite zu sehen sein.

Fünfbahnige Fenster über einem Sockelgeschoss erhellten den Kirchenraum auf der Südseite (Abb. 29)

und zogen sich bis unter das Dach hinauf (110). Die Staffeln der Fenster wurden von einer spitzbogigen Gesamtform umfasst, die zweifach rückgestuft war. Zwischen Umfassung und Fensterstaffeln lagen im oberen Bereich verputzte Übergänge, was eine insgesamt vereinfachte Gliederung ausmacht. Nach unten dagegen lagen alle Sohlbänke außen einem durchlaufenden Friesband auf, das sich in ähnlicher Form auch am Ostgiebel unterhalb der Chorfenster hinzog. Es war auf der Südseite aus quadratischen Terrakottaplatten von etwa 43 cm Seitenlänge zusammengesetzt, die mit vierblättrigen Rosetten in verschiedenfarbiger Glasierung (gelb, grün und schwarzviolett) geschmückt waren (111). Den Abschluss bildete oben und unten eine Kante aus Taustab-Steinen („von einem gewundenen Stabe“ – Gensler). Am Ostgiebel war der Fries in gleicher Weise eingefasst, jedoch nur als ein einfaches, verputztes Band gehalten. So war die Schauseite der Eingangsfront damit in dieser Hinsicht aufwendiger gestaltet als der äußere Chorbereich.

1475 wurde die Rosenkranz-Bruderschaft der Dominikaner in Köln begründet. Die Madonna selber soll dem Hl. Dominikus den Rosenkranz gereicht und ihm dessen Gesetzte erklärt haben. Das Rosenmotiv der Jungfrau erhielt damit eine besondere Bedeutung für den Orden. Am 7. Oktober feierte der Dominikaner-Konvent zu Ehren der Jungfrau Maria, die hier als Rosa mystica verehrt wurde, das Fest Rosarii Mariae. Die Motivverwendung der Rosette scheint ein bauzeitgemäßer Hinweis auf diese Zusammenhänge zu sein, insbesondere dann, wenn man in Betracht zieht, dass 1483 der Dominikanerpater Klemens Lossow Lektor im Johanniskloster war (112). Das Amt des Lektors war eine herausgehobene und wichtige Position innerhalb des Klosters, besonders für einen Ordo studens, und Lossows Schriften waren offenbar im Reich weit verbreitet. Sie wurden in Nürnberg nachgedruckt, empfahlen die Verehrung des Rosenkranzes in öffentlichen Predigten und die Stiftung einer Bruderschaft zu Ehren des Hl. Rosenkranzes. 1486 veröffentlichte er die *Sermones Rosati*, ein Buch, das 7 Predigten vom Rosenkranz der Hl. Jungfrau Maria und eine Predigt von der Empfängnis Mariens enthielt, die er 1484 auf Verlangen des Hamburger Dompropstes Albert Klitzing gehalten hatte. Andere Ausgaben seiner Schriften beschäftigen sich mit der Legende der Hl. Anna, der Mutter Mariens, deren Altar in der Johanniskirche ebenfalls verehrt wurde. Mit dem Rosenmotiv als Fries entlang der wichtigsten Schaufront könnte die Bedeutung des Hamburger Klosters als Hort der Lehre und einer besonderen Beziehung zur Hl. Jungfrau unterstrichen worden sein. Übrigens findet sich gleichzeitig ein ähnlicher Schmuckfries auch an der Burghirche der Dominikaner in Lübeck vor.

Verzierungen des äußeren Baues gab es in Hamburg nicht nur in Form des erwähnten Terrakottastreifens unterhalb der südlichen und östlichen Fensterfronten, sondern das gesamte Mauerwerk der Kirche zeigte Streifenschichten aus rot- und schwarzglasierten Ziegeln, die den Kirchenbau gegenüber dem unglasiert roten Mauerwerk des Klosterbaues betonten und festlich hervorhoben (113).

Für eine Datierung wesentlicher Teile des letzten Kirchenbaues ins 15. Jh. spricht evtl. auch der Umstand, dass das Kirchenfundament für St. Johannis beim Abbruch offenbar zumindest in Teilen aus abgetrepptem Ziegelmauerwerk bestand und nicht, wie für die übrigen Pfarrkirchen, „auf großen Felssteinen“ errichtet worden war (114).

Da sich nach Norden der Kreuzgang an das Nordseitenschiff einheitlich überdacht anlagerte, kann dieses nur im Bereich oberhalb der Kreuzgangsüberdachung mit verkürzten Fenstern belichtet gewesen sein (Abb.23). Es öffneten sich oberhalb der Bedachung wiederum fünfbahnige Fenster in das Nordseitenschiff, deren vermutlich nachträgliche weitere Verkürzung durch Vermauerungen gut erkennbar wird. Dabei war das mittlere Seitenfenster im Laienbereich des Westabschnittes zuletzt wegen des Einbaues einer großen Orgel ganz vermauert (115). Eine Pforte führte ursprünglich im nordwestlichen Joch aus der Ecke zwischen dem Süd- und Westkreuzgang in die Kirche, was bei der Einwölbung des Kreuzganges dort den Einschub eines unregelmäßigen Gewölbedreiecks erforderte, das der Grundriss wiedergibt. Die eingeflickte, dreiteilige Einwölbung im Kreuzgangsbereich deutet an, dass hier bauliche Veränderungen vorgenommen worden sein könnten, als der Friedhof erweitert (?) und der Westflügel des Kreuzganges neu gebaut wurde.

Die Lageverhältnisse im Bereich des 1. Geschosses, d.h. im oberen Abschnitt von Kirche und Kloster, lassen sich nach Abb. 23, 25 und 26 und zusätzlich Abb. 30 recht gut rekonstruieren. Zugänge zum Kirchenraum vom Kreuzgang her finden sich nicht nur im ersten, sondern auch im 6. Joch auf der Nordseite, von Westen her gezählt, wenn man die Verhältnisse, die bei Koppmann abgebildet werden, zugrundelegt. Vielleicht gab es einen weiteren Zugang auch vom Obergeschoss des 6. Joches her, als ehemaliger Übergang zwischen Dormitorium und Chor, der in der frühen Klosterzeit wahrscheinlich direkt vom Schlafsaal her erreichbar war.

Der älteste Teil der Johanniskirche findet sich möglicherweise in Form des kleinen, tonnengewölbten Raumes (verändert?) im nördlichen Chorbereich wieder, der späterhin als Schatzkammer zur Aufbewahrung der kostbaren Paramente und Altarstücke diente und im Plan innerhalb der Kirche dem Übergang zum östlichen Kreuzgangsabschnitt vorgelagert erscheint. Er war 11 x 6.1/2 Fuß groß (entsprechend etwa 3.15 x 1.86 m) und diente vielleicht als Sakristei eines älteren Baues (für einen Bettelorden anfänglich wohl ausreichend). Die zuletzt als Sakristei bezeichnete Räumlichkeit besaß teilweise ein Sterngewölbe und schmiegte sich zwischen den nordöstlichen Abschnitt der Kirche und den östlichen Kreuzgang bis zum Straßenverlauf hin ein, wo ihre Ostwand die Begrenzung des Ostchores gewissermaßen seitlich verlängerte. Sie wurde vermutlich im Zusammenhang mit dem letzten Umbau der Kirche an diese angefügt. Zwischen dem nordöstlichen Seitenabschnitt des Chores und der Sakristei findet sich auf dem Grundriss der Kirche (Abb.25), innerhalb der beide Räumlichkeiten voneinander trennenden Außenwand, die auch von außen durch die Schlitzfenster erkennbare Wendeltreppe eingetragen, über die man den Dachboden der Kirche erreichen konnte.

Eine weitere, kleinere Treppe mit 12 Stufen scheint weiter westlich im Inneren innerhalb eines massiven Wandabschnittes im Übergang zwischen Sakristei und Langhaus in einen Raum oberhalb des kleinen, tonnengewölbten Raumes geführt zu haben, der nach Abb. 26 vollständig ohne Fenster war. Vorstellbar wäre, dass hier über der „älteren Sakristei“ eine Treppe lag, die in den Anfängen wichtige Dokumente aufhob. Der Platz für beide Räume liegt im 7. Joch auf der Nordseite, von Westen gesehen, zwischen den inneren Strebpfeilern. Der untere Raum lässt nur eine bescheidene Öffnung vom

Kircheninneren her erkennen (Abb. 28). Im Plan bei Koppmann (Abb. 26) ist auch über der zuletzt genutzten Sakristei ein Raum von gleicher Grundfläche wie diese eingetragen und als „Aschenboden“ bezeichnet.

Im Gesamtzusammenhang gesehen, sind der Bereich des Sakristeianbaues und des darüber liegenden Aschenbodens, zusammen mit dem östlichsten Chorabschnitt zum Breitengiebel hin, möglicherweise genau diejenigen Abschnitte des Kirchenbaues, die als räumliche Erweiterung für einen Ausbau des Chores im 15. Jh. nach Osten in Betracht kommen könnten und dabei dann zu der unregelmäßigen Gestaltung der Ostpartie entlang des Straßenverlaufs geführt hätten.

Es fällt ins Auge, dass im Westen, außer den beiden nachträglich zur Absicherung benötigten, äußeren Strebepfeilern, von denen die Rede war, keinerlei zusätzliche, auch keine nach innen gezogenen Mauerverstrebungen lagen. Wiek (1979) vermutet ohne nähere Begründung, dass die Kirche ein weiteres, westliches Joch erhalten sollte. Der Westwand vorgelagerte 3/4 -Pfeiler nahmen im Inneren der Kirche die Konstruktion der Scheidbögen direkt auf, verstärkten die Wand an dieser Stelle aber nur relativ geringfügig. Bekannt ist, dass westlich der Kirche ein altes, aus Feldsteinen errichtetes, überwölbtes Siel verlief, das man überbaute und später wohl auch im Zusammenhang mit den Privets des Johanneums nutzte, die auf späteren Plänen verzeichnet sind. Dies zeigt aber an, dass der Boden im Westabschnitt von vornherein nicht besonders tragfähig gewesen sein kann, weil er entwässert werden musste. Es bleibt deshalb rätselhaft, warum nicht von Beginn an eine bessere Absicherung der Westfront beim Kirchenbau erfolgt ist, da doch die Bodenverhältnisse dieses offenbar erforderlich machten. Lag die westliche Begrenzung eines voraufgehenden, älteren und möglicherweise noch bescheideneren Kirchenbaues ebenfalls in diesem Bereich und wurde im weiteren Ausbau aus Kosten- oder Traditionsgründen der Einfachheit halber immer wieder übernommen? Dass der anscheinend in seiner Breite verdoppelte Kreuzgang im Westen nach außen vor die Kirchenfront vorspringt, könnte hierfür ein gewisses Indiz liefern.

Wie schon erwähnt, waren jedoch im Kreuzgangsbereich nicht nur nach 1314, sondern gerade hier auch nachreformatorisch noch Neubauten ausgeführt worden, die die Grundfläche des Westkreuzganges erweitert haben könnten. Die Hälfte des zuletzt bestehenden Westkreuzganges könnte so auch der ursprünglichen Breite eines früheren Kreuzganges entsprochen haben, der dann vor den Umbauten frontgleich mit der Westbegrenzung der Kirche verlaufen wäre.

Die Mauerstärken des Kirchenbaues im Süden und im Norden sind überliefert (116). Nach Gaedeckens Angaben waren Strebepfeiler und Umfassungsmauer auf der Südseite insgesamt 12.1/4 Fuß lang (entsprechend 3,50 m), nach Norden aber nur auf 11 Fuß ausgelegt (3,15 m), bei Mauerstärken zwischen 2.1/2 Fuß bzw. 2 Fuß (entsprechend 0,72 bzw. 0,57 m). So waren auch die für Altaraufstellungen nutzbaren Nischen zwischen den inneren Strebepfeilern auf der Nordseite etwas weniger tief als auf der Südseite. In diesem Zusammenhang sei mit angemerkt, dass mit Bezug auf die Verträge von 1314 und die entsprechenden Ausbauten des Klosters berichtet wird, die zu errichtende Stadtmauer habe Maße von 3.1/2 Fuß am Erdboden, 2.1/2 Fuß in der Mitte und 2 Fuß oben betragen sollen, tatsächlich jedoch im Klosterbereich die Stärken von 5 Fuß im Kellerbereich, 4 Fuß im ersten Geschoss und 3 Fuß im Obergeschoss erreicht, wobei die kellerhohl gebauten Gebäude im Kellergeschoss nicht gewölbt waren. (Auch

der Querschnitt weist nur den Teil im Übergang zwischen altem Nordkreuzgang und Hühnerhof als gewölbt aus).

In der Mitte der Westseite befand sich das bereits angesprochene Eingangsportal, „neben dem Steinbild eingemauert waren“ (117). Dies leitet zur näheren Betrachtung des Innenraumes über:

Sechs freistehende, achtseitige Backsteinpfeiler im Süden, sieben im Norden, mit einer Pfeilerstärke von $4\frac{3}{4}$ Fuß (entsprechend ca. 1.36 m) bei einer Höhe von 73 Fuß bis zum Hauptgewölbe (entsprechend ca. 21 m) teilten den Kirchenraum im Mittelschiff in gleichmäßige, queroblange Joche, die von nahezu quadratischen Seitenschiffsjochen begleitet wurden. Mittelschiff und Seitenschiffe waren achteilig mit Domikalgewölben eingewölbt. Zwischen den nach innen gezogenen Mauerverstrebungen ergaben sich zusätzliche Kapellennischen. Sie divergieren in ihren Abmessungen mit den Kreuzgangsjochen davor. Durch die Ausnutzung des vollen, zur Verfügung stehenden Raumes bis zum Straßenverlauf der Straße hinter dem Breitengiebel ergab sich ein geschrägter Chorabschluss nach Osten, der in sich nochmals leicht geknickt verlief. Einhergehend damit verliefen die Gewölbe-Einteilungen im östlichsten Chorjoch unregelmäßig und machten die Abstützung der Außenfront durch zwei mächtige, nach innen verlagerte Strebpfeiler nötig, von denen der eine nicht als gerade Form, sondern keilförmig nach innen gezogen verlief (Hierauf bezieht sich wahrscheinlich die Vermutung Wieks bzgl. eines Polygons an dieser Stelle). So folgte den insgesamt sieben regelmäßigen Jochen im Inneren ganz im Osten ein 8. Joch von eigener Ausprägung. Da außen der Dachreiter dem 6. Joch von Westen aufsaß, ist zu folgern, dass hier der Chorteil vom Laienraum in diesem Bereich durch einen Lettner geschieden war.

Die im Grundriss pfeilerbreit erscheinenden Scheidbögen verliefen, dem System der Stufenhalle folgend, mittig geteilt, im Mittelschiff höher hinaufführend als in den Seitenschiffen und bildeten Schildbögen im Mittelteil aus. Der achteckige Grundriss der Backsteinpfeiler ist auf dem Grundriss und den überlieferten Innenansichten klar ablesbar. Pfeilerform und Scheidbogensystem unterschieden sich damit von den Stadtpfarrkirchen. Ansichten des Innenraumes finden sich auf den Abb. 33, Abb. 34 und Abb. 35, die beiden letzten aus der Zeit des Abbruchs der Kirche, ebenso auf der Federzeichnung Abb. 22. Die von Gaedeckens angesprochenen Steinbilder sind als neben der Tür eingemauerte Tafeln zu beiden Seiten des Hauptzuganges im Westen erkennbar, wobei nicht auszumachen ist, was im einzelnen auf ihnen dargestellt war. (Nach der Vorlage für die in diesem Bereich nicht besonders deutliche Abb. 34 könnte es sich südlich der Eingangstür um eine figürliche Darstellung gehandelt haben. Für die nördliche Tafel ist die Zeichnung zu undeutlich, um Näheres zu bestimmen.).

Die weitere Betrachtung des Innenraumes bestätigt zunächst vor allem, dass es sich bis zum Abbruch um eine Stufenhalle in gleichmäßiger Untergliederung durch achteckige Backsteinpfeiler gehandelt hat. Diese schließen im Mittelschiff unterhalb des Gewölbeansatzes mit einem Kapitellband ab, wobei im nordöstlichsten Joch auf Abb.34 eine Abweichung vom Schema sichtbar wird. Die Zeichnung zeigt am rechten Rand einen Wandabschnitt mit einer Nische in seinem unteren Bereich. Er verlängert die nordöstliche Pfeilerreihe als ein hoch hinaufführender, geschlossener Bauteil und kann eigentlich nur dem nordöstlichen, nach innen gezogenen Strebpfeiler entsprechen, der im Grundriss im Mittelschiff

tatsächlich eine gestufte Nische wiedergibt, die allerdings schräger verlaufen müsste, als es hier erkennbar wird. An der Wand steigen an dieser Stelle Runddienste mit einzelner Kapitellbekrönung auf, die die Gewölbegliederung tragen und den Eindruck erwecken, sie könnten einem älteren Organisationsprinzip zugehören. Irreführenderweise ist als Gegenstück zu ihnen, mit Zuganker verbunden, ein freistehender Achteckpfeiler wiedergegeben, den es so nach dem Grundriss nicht gegeben haben kann. Die dargestellte Räumlichkeit ist damit nicht völlig eindeutig zu erfassen, und es bleibt unklar, wie diese Runddienste zu beurteilen sind. Die Kapitelle wiesen farbig gefasste Ornamente auf (118).

Es werden leicht spitzbogig geführte Gurte in Stärke der Gewölbedienste erkennbar (Abb. 34). Dabei sind die Gewölbe achtstrahlig geteilt, hochgestuft und tragen im Mittelschiff besonders reich ausgeführte Abschlüsse, deren abschließender Schmuck offenbar vorgeblendet ist. (Im abgebildeten Südseitenschiff fallen sie demgegenüber deutlich einfacher aus. Sie überschneiden die Rippenansätze auch nicht wie im Mittelteil). Die Schlusssteine der Seitenschiffe besaßen eine Öffnung zum Durchlassen von Tauen für Reparaturfälle. Im Mittelschiff trugen ihre Öffnungen an dieser Stelle hölzerne, geschnitzte Rosetten mit farbiger Fassung, die nicht erhalten geblieben und nur auf den Abbildungen erkennbar sind.

Von Osten her lässt sich der Gesamtraum durch Abb. 34 erschließen. Zahlreiche, in den Boden eingelassene Grabsteine finden sich im Chorbereich abgebildet. Der Kirchenraum war, wie im Falle des Franziskaner-Klosters, völlig für Begräbnisse ausgenutzt. Dabei entstanden die Begräbnisse der geistlichen Bruderschaften vor allem im 14. Jh. Die Bruderschaft der Hausdiener ist die älteste, erfassbare Laienbruderschaft in Hamburg. Im 13. Jh. sind nur die Kalande als geistliche Bruderschaften bekannt (119).

Weitere Abbildungen des Innenraumes zeigen die aus Backsteinen aufgeführten Pfeilerfundamente (Abb. 33 und 35) und geben zusätzlich zu erkennen, dass die Seitenschiffe niedriger eingewölbt waren als das Mittelschiff. Im Südseitenschiff (Abb. 34), auf etwa 2/3 der Pfeilerhöhe ansetzend, wie auch symmetrisch dazu gegenüber an der Außenwand, verlaufen auf kelchartigen Konsolen ansetzende, wohl dreiviertelrunde Dienste mit abschließenden Kapitellen, zur Aufnahme der Gewölbeorganisation des Seitenschiffes. Damit fehlen die verzierten Kapitellbänder des Mittelchiffs hier ganz, und zwar sowohl im Südseitenschiff als auch wahrscheinlich auf der Nordseite, die nicht abgebildet ist. Die Rückstufungen der Scheidbögen enden zwischen Haupt- und Seitenschiff schmucklos schlicht direkt auf dem Pfeiler, in gleicher Höhe wie die Kapitelle, auf denen gegenüber die Gurtbögen und Gewölbe für die Seitenschiffe ansetzen. Sie verstreichen damit weit unterhalb der Kapitellbänder des Mittelschiffs mit dem Pfeilverlauf und lassen so das Spaltpfeilersystem deutlich sehen.

Auch die Angabe, dass die Innenpfeiler aufgrund besonderer Mörtelung als Ganzes beim Abbruch zerbrochen seien, lässt sich aus einer Abbildung bekräftigen. Es wurde Segeberger Gipsmörtel verwendet, der besonders gut aushärtete und auch unter Witterungseinfluss keine Wasseraufnahme zeigte. Gegenüber dem weniger witterungsbeständigen Lüneburger Kalk lag darin ein Vorzug (120).

Die zwischen den inneren Strebepfeilern verlaufenden Raumnischen waren in gleicher Höhe mit quer verlaufenden Kreuzgewölben eingewölbt wie die Seitenschiffe. Es finden sich nochmals rückgestufte Übergänge und hochangesetzte Kelchkonsolen zwischen Seitenschiff und Kapellennischen, wie links

oben auf Abb. 35 zu sehen ist. Die Fortsetzung des Einwölbungsschemas in diesem Bereich bewirkte damit wirklich, betrachtet man die Organisation der Decke für sich genommen, eine Art Fünfschiffigkeit des Raumes, denn die vom Seitenschiff abgetrennte Wölbung der Außennischen wurde zu einer zusätzlichen Gliederung im Bereich des Deckensystems. Durch das Zusammenziehen der gleichhoch eingewölbten, seitlichen Raumteile des Seitenschiffs und der halb so breiten Kapellennischen am Boden, die einerseits wie ein zweites Seitenschiff erscheinen konnten, andererseits die Seitenschiffe für den Kirchenbesucher aber auch optisch verbreiterten, muss sich, für den Besucher im Durchschreiten abgelesen und von der Nutzung her, zugleich der Eindruck eines Hallenraumes verstärkt haben. Die quer zur Laufrichtung stehenden Stipes zwischen den Strebepfeilern machten die Mitbenutzung des Seitenschiffes beim Altardienst nötig und bewirkten die Addition der Seitenschiffsbreite plus Tiefe der Kapellennische zu einer Gesamtbreite, die der des Mittelschiffsbereichs fast entsprach, also innerhalb der einzelnen Joche den Idealvorstellungen eines Hallenraumes angenähert war.

Auf dem Grundriss Abb. 25 ist rechts im Anschluss an die Westfront der bescheidene Zugang zum Kloster-Kreuzgang im Nordwesten verzeichnet, von dem wir wissen, dass er vermauert wurde, als man nach der Reformation die Lateinschule einrichtete.

Zwischen den Pfeilern befanden sich, in Ausrichtung parallel zu den Scheidbögen und auch zwischen den Jochen auffindbar, im Mittelschiff Zuganker des 16. Jh., die offenbar zur Stabilisierung eingezogen worden waren (Abb. 34 und 35). Gaedechens beschreibt sie als Holzanker mit der eingeschnitzten Jahreszahl 1583. Sie waren also nachreformatorische Sicherungen (121). Auch im Nordwesten des nördlichen Seitenschiffes wird ein solcher Zuganker abgebildet, der das Fenster nach Westen im Bild überschneidet.

Folgt man der Beschreibung Gaedechens mit Bezug auf die nachreformatorischen Zeiten, so hatte der bauliche Zustand der Kirche um 1823 ernste Ausmaße angenommen, weil sich nicht nur der Überhang des westlichen Giebels verschlimmert hatte, sondern zusätzlich auch die Pfeiler und die Seitenfront immer weiter nach außen auswichen, was dann 1829 den Beschluss zum Abbruch erzwang (122).

B 4. Die Ausstattung der St. Johannis-Kirche

Lettner und Kanzel

Keine Frage, dass die Kirche in frühen Klosterzeiten einen Lettner besaß, der Chor und Laienteil voneinander trennte. Was allerdings auf den gezeigten Innenansichten ablesbar wird, entspricht mit großer Wahrscheinlichkeit nachreformatorischen Verhältnissen, die keinen Aufschluß darüber zulassen, wie die Abtrennung zwischen Chor und Laienbereich zu Klosterzeiten ausgesehen haben könnte, und ob der Lettner zu dieser Zeit gemauert war.

Die Abbildung des letzten Lettners (Abb. 22 und 33) lässt erkennen, dass der untere Bereich, mit einer Türöffnung in der Mitte, aus gedrechselten Stäben über einem kassettierten Sockelteil aufgebaut war, durch den hindurch man in den Chor hineinblicken konnte. Im norddeutschen Raum finden sich bis

heute ähnliche Holzkonstruktionen zur Ausgrenzung des Chorbereiches in bedeutenderen ländlichen Kirchen etwa im Land Hadeln vor, die eine Vorstellung von dem Aussehen der letzten Altarschränke auch in St. Johannis vermitteln können (vgl. Otterndorf, Altenbruch, – 123). Da in der fraglichen Zeit ein besonders gutes Einvernehmen zwischen Hamburg und dem Land Hadeln bestand, darf man diese Kirchen durchaus für einen solchen Vergleich heranziehen. In der Hamburger St. Johannis-Kirche wölbte sich über dem unteren Teil des Lettners ein Lektor nach vorn, der oben nochmals mit einer durchbrochenen Brüstung abschloss. Seine einzelnen Kassetten trugen figürliche Darstellungen, die Apostelfiguren gewesen sein könnten. Es lassen sich keine näheren Einzelheiten auf den Abbildungen ausmachen.

Die abgebildete Kanzel fällt in denselben, wahrscheinlich eher nachreformatorischen Zusammenhang und wird wegen der Gemeinsamkeiten mit dem Lettner an dieser Stelle mit besprochen.

Nach Abb. 22 und 33 fügte sie sich dem ersten nordöstlichen Pfeiler des Mittelschiffs vor dem Lettner an, wobei wiederum allein nach der Abbildung nicht definitiv zu sagen ist, ob sie aus Holz oder Stein gefertigt war. Auch hier bieten sich aber Vergleiche mit anderen, aus Holz geschnitzten Kanzeln an, die nach demselben Schema angefertigt wurden. So findet sich in der Kirche St. Severi, Otterndorf, eine vergleichbare Arbeit. Die dortige Kanzel wurde zwischen 1644 -1659 aufgestellt und besitzt schon deshalb Verbindung zu Hamburg, weil ihre farbige Fassung von dem Hamburger Schildermeister Erich Schröder stammt. Der Kanzelkorb ruhte in St. Johannis ebenso wie in Otterndorf auf einer Figur des Moses mit den Gesetzestafeln als Trägerfigur. Damit wurde ikonographisch das auch im protestantischen Kanzelbau beliebte Motiv aufgegriffen, durch das versinnbildlicht wird, dass der Neue Bund in Christus auf dem Alten Bund ruht und so über die Zeiten fortdauernd und diesen fortschreibend mit Gottes Ratschluss verknüpft ist. Eines baut sich auf dem anderen auf. Es wäre damit folgerichtig zu vermuten, dass die Tafeln des Kanzelkorbes auch in Hamburg Figuren zeigten, die Bezüge des Alten zum Neuen Testament vermitteln sollten. Einzelheiten sind aus den Abbildungen nicht ablesbar. Damit bleibt auch festzuhalten, dass wir über das Aussehen eines Lektors in der älteren Klosterzeit nichts Genaues wissen.

Pfeilerfiguren

Es finden sich an verschiedenen Pfeilern auf Konsolen stehende und mit diesen offenbar fest verbundene Skulpturen angebracht, die durchaus aus der älteren Klosterzeit zu stammen scheinen. Gemeint sind vor allem die beiden zum Seitenschiff hin ausgerichteten Figuren, die auf Abb. 33 erkennbar werden, und von denen wenigstens eine in katholischer Bischofstracht mit Mitra und Stab dargestellt ist, also ein bischöflicher Heiliger gewesen zu sein scheint. Auf weiteren Konsolen und in Pfeilernischen im Hintergrund finden sich andere Heiligenfiguren aufgestellt, die u.a. offenbar die Gestühle kennzeichneten, ohne dass sie im einzelnen benannt werden könnten. Vielleicht waren sie mit den Heiligen der Bruderschaften identisch, die hier ihren Platz im Gottesdienst seit alters her besetzten, so dass sie den Gottesdienstteilnehmern zur Orientierung im Kirchenraum gedient haben. Es erhielten sich noch über einen längeren Zeitraum alte Ausstattungsstücke in der Kirche, auch nachdem die alten Heiligen ihre Bedeutung im Gottesdienst verloren hatten.

Kreuzigungsgruppe

In den Rahmen der älteren Traditionsbezüge könnte auch die Kreuzigungsgruppe gehört haben, die am südöstlichsten Pfeiler vor der Chorschranke aufgerichtet war und auf Abb. 22 wie auch Abb. 33 zu sehen ist. Maria und Johannes erscheinen dabei nach alter Tradition als Begleitfiguren unter dem Kreuz. Die Gruppe gehörte mit Sicherheit zu den wichtigen Ausstattungsstücken der Kirche und durfte vermutlich deshalb auf den späteren Innenansichten des Kirchenraumes als Erkennungsobjekt auch in nachklösterlicher Zeit nicht fehlen. Dabei bleibt aber unklar, wann sie an diesen Platz gelangt ist und aus welcher Zeit sie genau stammt. Wahrscheinlich hat sie in einen anderen Zusammenhang gehört, als das Dominikaner-Kloster noch bestand, und es scheint hier eine gewisse Parallele zu den Umorganisationen in der Franziskaner-Klosterkirche nach der Reformation zu geben.

Altaraufstellungen

Um eine Annäherung an die Verhältnisse zu Klosterzeiten zu gewinnen, wäre zu überlegen, wie die Altaraufstellungen im 15. Jh. ausgesehen haben könnten.

Wenn wir davon ausgehen, dass der Dachreiter dem 6. Joch von Westen aufsaß, muss der Lettner sich für den letzten Kirchenbau in diesem Bereich befunden haben. Der Chorbereich begann damit bereits vor den beiden letzten regelmäßigen Jochen des Ostabschnittes. Eine Tür vom südlichen Kreuzgang führte damals in das 6. Joch von Westen als Zugang zum Chor aus dem Hauptbereich der Klausur mit dem Dormitorium. Sie erschloss den Chorbereich der Kirche für die Geistlichkeit nach Osten und besaß ganz im Westen ein Gegenstück, die später vermauerte Pforte von Abb. 25. Dazwischen lassen sich im Laienteil des Nordseitenschiffes vier Nischen zwischen den Strebepfeilern für die Aufstellung von Altären vorstellen.

Auf der Südseite befand sich genau in der Mitte der Außenfront der Hauptzugang für die Laien zur Klosterkirche im 4. Joch von Westen. Das ergibt unter Berücksichtigung des Lettnerverlaufes auch auf dieser Seite vier Nischen zwischen den inneren Strebepfeilern. Unter der Annahme, dass der Lettner zwischen dem 5. und 6. Joch verlaufen sein könnte, wie dies die Nordseite und der Dachreiter nahe legen, ergeben sich für die Südseite, von Westen her gezählt, drei für Altäre nutzbare Nischen zwischen den Strebepfeilern bis zum Hauptzugang und eine weitere zwischen Haupteingang und Lettner nach Osten. Das macht zunächst entlang beider Seiten insgesamt 8 Kapellenmöglichkeiten aus, mit gemauerten Stipes genutzt.

Vor dem Lettner ist ein zum Kirchenschiff gewendeter Kreuzaltar anzunehmen. Ebenso dürfte mindestens ein weiterer Altar im Chor selber gelegen haben. (Könnte die Kreuzigungsgruppe Teil des Kreuzaltares gewesen sein?)

Zwei weitere Altäre könnten ihre Aufstellung am Ostende der beiden Seitenschiffe gehabt haben, was die Gesamtmöglichkeiten an Altären bereits auf mindestens 12 erhöhen würde. (Die theoretische Möglichkeit, Altäre auch vor den Pfeilern aufzustellen, wird dabei außer Acht gelassen. Die aufgezählten Plätze würden für die überlieferte Zahl der Altäre ausreichen).

Die aus der Arbeit Koppman zu entnehmende Angabe, an der Südseite habe es 7, an der Nordseite 6 Kapellen gegeben, kann sich nicht auf die Klosterzeit beziehen und scheint allein von dem Auszählen

der Zwischenräume zwischen den Strebepfeilern herzurühren, ohne die ursprüngliche Teilung in Kirchenraum und Chorabschnitt durch den Lettner oder die als Kapellenmöglichkeit überhaupt ausfallenden Zugänge zur Kirche zu berücksichtigen. Durch einen der auf der Südseite gelegenen Zwischenräume führte der Haupteingang in die Kirche, so dass hier mit Sicherheit kein Altar gestanden hat. Ähnlich kann auch im Norden an den Stellen, an denen Zutritt zum Kreuzgang bestand, keine Kapelle gelegen haben.

Die Verhältnisse in der Klosterzeit stellen sich damit und auch durch die zusätzliche Annahme eines Lettners komplizierter dar als bei Koppmann beschrieben (124).

Vor dem Abbruch der Kirche, als die Kapellen ihre Funktion bereits verloren hatten, wurden die ehemaligen Kapellenräume als Buchläden vermietet, so dass mit der Mieteinnahme ein Beitrag zum Erhalt des Kirchenbaues geleistet werden konnte. Für die verschiedenen Läden soll der Versuch gemacht werden, sie einerseits mit den Angaben Staphorsts, andererseits mit Koppmanns Angaben zu verschiedenen Kapellen zu verbinden (125).

1. „an der Westertür“ lag der Buchladen von „Opfermanns Erben“, der im Nordseitenschiff zwischen den Strebepfeilern ganz im Nordwesten gelegen haben könnte, nachdem der Zugang zum Kreuzgang verschlossen worden war. Die Annahme, dass er direkt an der Westseite im Durchgangsbereich zwischen Südseitenschiff und dem zuletzt als Pastorat vermuteten Anbau gelegen hat, wäre nur dann schlüssig, wenn man davon ausginge, dass der alte Übergang in späterer Zeit ebenso verschlossen wurde wie der Zugang zum Kreuzgang im Nordseitenschiff, vor dem der Laden ebenso gut gelegen haben könnte. Mit Bezug auf eine Altaraufstellung käme im Nordseitenschiff vor allem der nordwestliche Wandabschnitt direkt neben der Eingangspforte in das Mittelschiff in Betracht. Wenn der Buchladen von Opfermanns Erben wirklich einem Kapellenplatz entsprochen hat, lässt sich in diesem Falle zudem nicht sagen, welchem. Es kann sich schließlich auch nur um einen kleineren Laden gehandelt haben, denn er lag im Mietpreis am niedrigsten (126).
2. „an der Nordseite“ lag der Buchladen der „Wwe. Felgener“. Hier hielten die Barbieri und Wundärzte ein Begräbnis in der Kirche und kümmerten sich um die bauliche Instandhaltung einer „Auslucht“ („Utlucht“) über dem Laden Theodor Christoph Felginers. Felgener und Felginer sind vermutlich identisch (127). Die Bartscherer stifteten 1452 eine Bruderschaft der Hl. Cosmas und Damian, so dass vielleicht ein Altar für diese Heiligen vorhanden war. Sie bezeichnet sich bei ihrer Gründung als „Gott und den genannten Heiligen zu Ehren und den Bruderschaftstoten und allen Christenseelen zur Hilfe“ eingerichtet. Zeitweilig waren die Barbieri und auch das Amt des Städtischen Bauhofes (1458 fassbar, zunächst nur als Wohltätigkeitskasse und erst ab 1581, also nachreformatorisch, als Berufsverband als das Amt der Sager) mit den Wundärzten dort vereinigt (128). Nur wo hat diese „Auslucht“ auf der Nordseite gelegen? Vielleicht gegenüber Opfermanns Erben oberhalb des alten Zugangs zum Kreuzgang? Der Laden von Opfermanns Erben lag dann im südwestlichen Seitenschiffsjoch.

-
3. waren drei Kapellen zusammengefasst zu Samuel Heyls Buchladen. Es lässt sich ermitteln, dass der St. Marien-Altar „an der Südseite im Chor“ in einer der Kapellen stand, die 1730 zu „Samuel Heils“ Buchladen gehörten. Im Chorbereich, sowie er hier angenommen wird, gab es nach Südosten zwei vollständige Nischen zwischen den Strebepfeilern der Außenwand und eine verkürzte, unregelmäßig eingewölbte Resträumlichkeit als Südostabschluss des Chores zur Straße hin. Könnte der wichtige Marienaltar hier auf der Südseite gelegen haben? Wenn ja, bleibt die Frage offen, ob dies die Kapelle der Flandernfahrer war, die dann im Chorbereich selber gelegen hätte, neben der aber als eine mögliche weitere Kapelle (oder ist hier nur eine Bruderschaftsbezeichnung anzunehmen?) die Kapelle Unserer Lieben Frau der Erlösung bestanden haben müsste. Es ist in der Literatur bei Brandes wie bei Koppmann die Rede davon, dass die Kapelle der Flandernfahrer an der Südseite des Chores 1436 an die Englandfahrer übergeht, in der diese den Altar von Meister Francke aufstellten (129 und das zur Bauentwicklung Gesagte). Im Widerspruch zu Staphorsts Hinweis auf den Buchladen Samuel Heyls (in veränderter Schreibweise auch Samuel Heil), gibt aber Koppmann an, in der Kapelle der Englandfahrer habe Michael Hering seinen Buchladen gehabt (130).

Die Bruderschaft der Flandernfahrer galt als die vornehmste Bruderschaft überhaupt. Sie bestand als Bruderschaft des Hl. Leichnams seit 1392 und war seit 1404 ausdrücklich an die Marienkapelle St. Johannis „in de zuedsiden unses chors“ angeschlossen. (131) Allerdings besaß die Bruderschaft offenbar zwei Kapellen (nacheinander?): Einmal die Kapelle des Hl. Erasmus „an der Norderseite“ und zum anderen die Marienkapelle „an der Süderseite des Chores“, die dann abgetreten wurde, während Bestimmungen, die für die Marienkapelle gegolten hatten, auf die Erasmus-Kapelle überwechselten. Bei der Übernahme der Marienkapelle durch die Englandfahrer wird erwähnt, dass sie diese Kapelle „zwischen den beiden Mauern und unter dem Gewölbe bauen, zieren und bessern dürfen, wie es ihnen behage und der Kirche nützlich sei“ (132). Ausschließlich für die Englandfahrer waren sehr alte Urkunden als Privilegien und Dokumente des englischen Königs an ihre Vereinigung aus den Jahren 1301, 1304 und 1361 erhalten, während erst 1378 als Gründungsjahr ihrer Bruderschaft gilt (133). Das Prestige, das die Flandernfahrer von Alters her besaßen, scheint sich späterhin auf die Englandfahrer übertragen zu haben und rechtfertigt die besondere Lage der Kapelle.

Auffallenderweise ist bei Beneke die Rede davon, dass die Kramer im 18. Jh. ihr Begräbnis in der Kapelle der Englandfahrer hatten, das diese ihnen vermieteten (genannt werden die Begräbnisplätze No. 12-14, 16 und 17). Da auch die Butter- und Käsehändler hier 1730 mit Begräbnis No. 8-10, 15, 20, 24-26 genannt werden, scheinen sich in späteren Zeiten erhebliche Umschichtungen vollzogen zu haben (134). Die zahlreichen Anbindungen gerade an die Englandfahrerkapelle beweisen allerdings deren großes Prestige, obwohl an allen Altären grundsätzlich mehrere Messen gelesen werden konnten, so dass an demselben Altar auch verschiedene Bruderschaften vertreten sein konnten.

Folgt man der Annahme, dass dieser wichtige Altar zunächst als Marienaltar und danach als Thomas-Altar im Südteil des Chorbereiches gelegen hat, bleibt noch ungeklärt, wo die andere Marienkapelle als Kapelle Unserer Lieben Frau der Erlösung mit dem entsprechenden Altar gelegen haben könnte, wenn es denn eine solche Kapelle gab, (wie Koppmann ausdrücklich angibt), und nicht nur die nachgewiesene Bruderschaft unter diesem Namen bestand (135).

-
4. Der Buchladen Michael Herings befand sich in der Kapelle der Englandfahrer, notiert Koppmann (136). Wenn Samuel Heil 3 Kapellen für seinen Laden beanspruchte und diese vernünftigerweise einen baulichen Zusammenhang gehabt haben müssen, was die Annahme rechtfertigt, dieser könnte im südlichen Chorabschnitt zu suchen sein, so ergeben sich mit dieser Aussage Schwierigkeiten für die Deutung, weil selbstverständlich nicht gleichzeitig dort auch Michael Hering seinen Laden gehabt haben kann. Die Ladenmiete für Samuel Heil betrug das Dreifache des für Opfermanns Erben genannten Mietbetrages. So ist zu vermuten, dass Heil wirklich einen entsprechend größeren Laden beanspruchte. 1635 befand sich der Kirchenstuhl der Klosterbürger“ in der “kleinen Kapelle an der Süderseite, recht vor der großen Kapelle der Englandfahrerbrüderschaft oder dem Buchladen beym Chor, und 1644 an der Süderseite in der obersten Kapelle vor dem Buchladen am Osterende“ (137). Eine Zuordnung gelänge unter der Annahme, dass Herings Buchladen unmittelbar östlich vom Hauptportal auf der Südseite vor dem Lettner gelegen hätte, d.h. am Ende des Südseitenschiffes, aber noch im Laienbereich der Klosterkirche. Die Mitteilung von 1644 nennt ja *expressis verbis* die “Süderseite in der obersten Kapelle vor dem Buchladen am Osterende,“ mit dem evtl. Heils Buchladen gemeint ist. Dann könnte die Kapelle Unserer Lieben Frauen der Erlösung, also eine weitere mit Maria verbundene Kapelle, an der Stelle gelegen haben, wo Herings Buchladen zu vermuten wäre. Der Thomas-Altar hätte damit ganz im Südosten des Chores den Platz der älteren Marienkapelle eingenommen, während jenseits des Lettnerbereiches der Altar Unser Lieben Frau der Erlösung stand. „Zu den Messen in der Kapelle Unserer Lieben Frauen der Erlösung verpflichtete sich das Kloster 1467, März 21 dem Amt der Gerber“ (138).
5. Von dem Buchladen, den ein Herr Bohn um 1770 innehatte, erfahren wir in Bezug auf eine frühere Nutzung nichts Näheres (139) Er sei nur der Vollständigkeit halber mit erwähnt.
- Über die Patronate der Brüderschaften, die an St. Johannis ansässig waren, nach Altarzuordnungen oder Aufstellungsorten für Altäre zu fahnden, ist deshalb recht schwierig, weil in der Regel mehrere Messen an einem Altar gelesen wurden. Zuordnungen zu einzelnen Brüderschaften können daher immer nur Ergänzungen zu bereits vorhandenen Informationen bieten. Eine aufschlussreiche Übersicht über die Verteilung der insgesamt in Hamburg bekannten Brüderschaften auf die einzelnen Kirchen im 15. Jh. oder später findet sich bei Brandes (140). Daraus geht zunächst einmal hervor, dass jede der beiden Klosterkirchen eine herausragende Zahl von Bruderschaften an sich binden konnte, St. Johannis nämlich 15, die Franziskaner-Klosterkirche Maria-Magdalena 16 von ihnen. Rein von der Anzahl her werden beide nur noch von St. Jacobi mit 18 dieser Kirche zugeordneten Brüderschaften überboten und erreichten zusammen ungefähr ein Drittel der insgesamt 100 bekannten Brüderschaften in Hamburg.
- Gerade für die Bettelordens-Klöster war die Mitwirkung der Brüderschaften unabdingbar für den Erhalt sowohl der Baulichkeiten als auch des Altardienstes mit Hilfe von ihrer Seite gemachten Zuwendungen. Andererseits nutzten diese Vereinigungen ihre Kirchengestühle bzw. Kirchenplätze aber auch, um genossenschaftliche Angelegenheiten zu regeln oder Almosen zu verteilen, zu denen
-

sie sich als Christen brüderlich verpflichtet hatten. Der Grad der Beliebtheit, den die Bettelorden innerhalb der Bevölkerung besaßen, zeigt sich deshalb in der Zahl der an sie gebundenen Bruderschaften in der Stadt sehr deutlich. Es wird jedoch gleichzeitig die Abhängigkeit der Franziskaner und Dominikaner vom Spendenaufkommen ablesbar an dem Umstand, dass nach der Reformation z.B. das Maria-Magdalenen-Kloster sehr bald große Schwierigkeiten mit dem Unterhalt seiner Gebäude bekam, wie auch die Nachfolgeeinrichtung des Johannisklosters durch Gestülsverkäufe 1546 noch einmal vermehrt versuchte, Mittel zum Bauerhalt zusammenzubringen (141).

6. Die Kapelle der Flandernfahrer, von der bereits die Rede war, blieb nach der Abtretung wohl die Erasmuskapelle, die „an der Norderseite“ gelegen haben muss. Auf einzelne Gepflogenheiten der Leichnamsbruderschaft, die von dieser Kapelle ausgingen, verweist Staphorst (142). Am Altar des Hl. Erasmus versammelte sich vermutlich auch die Erasmus-Bruderschaft der Bäcker, die eine in der Stadt gesellschaftlich gewichtige Bruderschaft bildeten (143). Man darf die Überlegung anstellen, dass die Erasmuskapelle räumlich nicht geringer einzustufen war als die abgetretene Marienkapelle. Sie könnte demzufolge im nördlichen Chorabschnitt gelegen haben.
7. Es bleibt die Frage, wo die Kapelle der Holländer mit Stein und Begräbnis, die 1577 für die Kahnträger bestätigt wird, also später in andere Hände übergeht, gelegen hat und welchem Heiligen sie zuzuordnen wäre (144).
8. Die Kapelle der Hl. Anna, die die Islandfahrer betreuten, besetzte im Jahre 1500 einen Raum „zwischen den 4 Pfeilern, dem äußersten im NW“ (145). Vermutlich ist damit ein Platz im Anschluss an das 2. Mittelschiffsjoch von Westen gemeint, wo sich ein Annenaltar befunden haben müsste. Es ist nicht gut vorstellbar, dass ein Platz im Mittelschiff selbst angesprochen ist, der dort zwischen vier Pfeilern aus dem Rahmen fallend im Hauptgang gelegen hätte. Stattdessen könnten die beiden Mittelschiffs- und die entsprechenden Wandpfeiler des Seitenschiffes für die Umgrenzung des Raumes gemeint sein. Der Altar wäre dann auf der Nordseite unmittelbar im Anschluss an den alten Zugang im Westen vom Kreuzgang her zu suchen, d.h. im 2. Seitenschiffsjoch von Westen. Die meisten Fischer- und Schifferbruderschaften in Hamburg banden an die Hl. Anna als Mutter des Kirchenschiffes und in übertragener Bedeutung damit als Schützerin aller Schiffe an. Die Annenbruderschaften der Fischer und Fischersknechte und die Bruderschaft der Schiffer am Maria-Magdalenen-Kloster (ab 1492) gehören ebenso dazu wie die Bruderschaft der Islandfahrer an St. Johannis (146).
9. Die Bruderschaft St. Jürgen und St. Marien der Reitenden Diener bestand seit 1385 als Vereinigung der Ratsdiener. Sie hatte ihr Gestühl „vor dem Chor“ und seit 1477 eine 28 Fuß lange Grabstätte im Südkreuzgang, der sich an das Nordseitenschiff anbindet (147). Mit der Überlegung, dass für

die Gestühle der Bruderschaftsmitglieder vorrangig Plätze angemietet wurden, die in der Nähe der Grabstätten lagen, wie dies am Beispiel der Franziskaner-Klosterkirche zu sehen ist, könnte ein Altar des Hl. Georg im Nordseitenschiff das 3. Joch von Westen besetzt haben.

10. Die Schuhmacher verehrten die Hl. Crispin und Crispinian. Ihre Kapelle lag „an der Norderseite „zwischen der Kapelle der Goldschmiede und dem Pfeiler bei der nach dem Kloster führenden Tür“, die eigentlich nur im äußersten Nordosten des Nordseitenschiffes vor dem Lettnerbereich und damit im 5. Joch von Westen zu suchen wäre. Nur hier bestand ein Zugang zum Kreuzgang in engster Anbindung an den 5. inneren Strebepfeiler von Westen. Die Bruderschaft zeigte „2 Heilige Crispine“ (Crispin und Crispinian) über ihrem Gestühl (148). Die Kapelle lag vermutlich nahe dem gemieteten Begräbnis, das sich „von ihrer Kapelle bis an den Predigtstuhl“ erstreckte, der nach der Abbildung des Innenraumes am nordöstlichsten Pfeiler vor dem Lettner lag. 1576 durch die Klosterverwaltung bestätigt, machte diese der Bruderschaft zur Bedingung, „zwischen ihrer Kapelle und dem Chor“ im Winter „sonntags drei brennende Lichter zu unterhalten“.
11. Die Kapelle des Hl. Elogius, den die Goldschmiede verehrten, müsste folgerichtig vor der Schuhmacherkapelle im Nordseitenschiff gelegen haben, damit im 4. Nordseitenschiffsjoch. Die Goldschmiede erhielten 1576 von der Klosterverwaltung den Besitz ihrer „Kapelle an der Norderseite neben dem Predigtstuhl mit Begräbnis bis an die Stühle“ bestätigt. Eine 1659 gestiftete Messingkrone der Vereinigung hing im Mittelschiff im Mittelgang „bei dem Predigtstuhl allernächst dem Chor“ und wurde von der Klosterverwaltung in Stand gehalten (149).
12. Am Altar des Hl. Kreuzes diente die „Brüderschaft des Hl. Kreuzes und aller Christen Seelen zur ersten Messe“. Er dürfte zu Klosterzeiten vor dem Lettner im Laienabschnitt der Kirche im Mittelschiffsbereich zu suchen gewesen sein. Ob er später versetzt wurde, ist unbestimmt. Unzureichend bleibt damit auch jede Überlegung, welcher Altar als Hauptaltar in der Klosterzeit innerhalb des Chores bestanden haben könnte.
13. Bürgermeister Detlev Bremer stiftete eine Kapelle, in der 1439 seine Ehefrau Wommelke bestattet wurde. 1506 wird Detlev Bremer II als Bürgermeister dort begraben. Auch von Dr. Hermann Langenbek, verheiratet mit Anna Bremer, der Tochter Detlev Bremers I. und Schwester Detlev Bremers II. wird berichtet, er habe eine „Kapelle“ gestiftet. Merkwürdigerweise wird über die Lage der Stiftungen oder der Kapelle – es ist vermutlich dieselbe Kapelle gemeint – nichts erwähnt (150). Brandes liefert den Hinweis, dass sich unter den Flandernfahrern zahlreiche Mitglieder befanden, die auch in den Ratsregistern auftauchen. Auch sind Mitglieder der Englandfahrer und der Schoenfahrer im 15. Jh. zum Teil Angehörige der Flandernfahrer-Brüderschaft. Die Erwähnung einer besonderer Kapellenstiftung scheint aber auszuschließen, dass das Begräbnis der Flandernfahrer, die nachmalige Englandfahrerkapelle, für die Bestattungen der Familie Bremer gewählt wurde.

Andererseits wird berichtet, dass eine alleinstehende Kapelle „während des Mittelalters an der Süderseite“ lag, die später abgebrochen wurde (151). Könnte ein Zusammenhang zwischen den Stiftungen und diesem Kapellenanbau zu suchen sein? Sie hätte dann vielleicht in Verlängerung des Südseitenschiffes nach Westen gelegen, am Bau angezeigt durch die Giebelform zwischen den südwestlichen, äußeren Strebepfeilern, zwischen denen auch ein auf den erhaltenen Abbildungen erkennbarer Zugang zur Kirche lag.

Nach allen Schlussfolgerungen bleiben nur die Kapellennischen westlich der Eingangspforte zum Südseitenschiff undefiniert, so dass die Holländer-Kapelle am ehesten im 2. oder 3. Joch von Westen auf der Südseite gelegen haben könnte. Doch findet sich noch ein Hinweis auf eine weitere und letzte Kapelle, die benannt werden müsste.

14. Im Urkunden-Anhang bei Koppmann erscheint für das Jahr 1501 die Mitteilung, dass Hans Eggherdes und seine Ehefrau Heylike den Brüdern des St. Johannis-Klosters für den Fall ihres Ablebens alle ihre Güter vermachen, wofür sich das Kloster in der Kapelle des Hl. Thomas von Aquin zu einer ewigen Messe verpflichtet, die als 5. Messe täglich gehalten werden soll (152).

Insgesamt lassen sich so 12 Altäre ansprechen, die zwischen den Strebepfeilernischen bzw. im Chorbereich zu suchen wären, ein weiterer Altar vor dem Lettner als Kreuzaltar, und zusätzlich die ursprünglich evtl. von der Familie Bremer angebaute Kapelle, die in späteren Jahren wohl nicht mehr als Kapelle, sondern umgebaut zum Pfarrhaus bestand.

B5. Die weitere Ausstattung der Dominikaner-Klosterkirche

An beweglichen Stücken haben sich aus der Klosterzeit des frühen Mittelalters bis hin zur Reformation nur wenige Inventarbestandteile erhalten, vergleicht man etwa ihre Zahl mit dem aus dem Lübecker Dominikanerkloster noch vorhandenen Altarbestand im St. Annen-Museum, Lübeck.

Von überragender kunsthistorischer Bedeutung ist vor allem der Englandfahrer-Altar Meister Franckes, für den die Brüderschaft am 4. Dezember 1424 ihren Auftrag erteilte und der nach dem Übergang der Kapelle der Flandernfahrer an die Englandfahrer-Brüderschaft 1436 in deren Kapelle Aufstellung fand, heute in der Hamburger Kunsthalle.

Die Forschung geht davon aus, dass Meister Francke selber Dominikanermönch gewesen ist und um 1424/25 in Hamburg gelebt hat. Der Künstler scheint seinen Aufenthalt mehrfach gewechselt zu haben. Dominikaner waren als Bettelmönche Wanderprediger und nicht lebenslang an ein bestimmtes Kloster gebunden. Neben seiner Beteiligung an der Malerei des Englandfahrer-Altars ist seinerseits oder durch das Kloster generell auch eine Mitwirkung an dessen ikonographischem Programm anzunehmen. Nach allem, was wir wissen, hatte Meister Francke den zweithöchsten Grad im Rahmes des Theologiestudiums erworben, d.h. er scheint Magister („Meister“) seines Ordens gewesen zu sein. Es werden wei-

tere künstlerische Arbeiten im Bereich der Hansestädte mit ihm in Verbindung gebracht, wobei die Forschungen hierzu als nur vorläufig abgeschlossen gelten können. Zeitlich wäre Meister Francke etwa der Meister Bertram nachfolgenden Generation zuzurechnen. Seine Urheberschaft für den genannten Altar ist durch eine Kontraktabschrift von 1541 urkundlich gesichert, die ihn als den beauftragten Maler der Englandfahrer für die Schaffung des Thomas-Altares ausweist (153). In der Hamburger Kunsthalle wird der Altar heute fast vollständig gezeigt. Die Außentafeln der zweiten Seitenflügel gelten bisher als verloren. Daneben sind größere Teile einer Kreuzigungsszene im Zusammenhang mit der Mitteltafel zerstört (Abb. 44).

Es handelt sich um einen Wandelaltar mit zweifacher Wandlungsmöglichkeit, in seiner Art vergleichbar dem Altar von Meister Bertram aus der Petrikirche in Hamburg. Seine Maße ergeben eine Gesamtgröße von 206 x 198 cm bei geöffneten Flügeln. Die einzelnen Tafeln sind 99 cm hoch und ca. 89 cm breit. Dabei ist der gesamte Altar im Gegensatz zum Petri-Altar nur mit Malereien, nicht auch mit Skulpturen geschmückt.

In ganz geöffnetem Zustand, d.h. an den Tagen der hohen Kirchenfeste, erblickte man auf den Bildtafeln thematisch die Passion Christi:

Die Mitteltafel bot großformatig die Kreuzigungsszene dar, von der nur ein Fragment erhalten ist. Die Seitentafeln teilten sich bei dieser Altaransicht in eine obere und untere Bildzone, in der auf dem linken Flügel oben Anklage und Geißelung des Herrn, darunter seine Kreuztragung erscheint, auf dem rechten Flügel oben die Auferstehung des Herrn aus dem Grabe, darunter die Grablegung Christi zu finden ist. Die Tafeln sind damit von links oben nach unten und wiederum von rechts unten nach oben zu lesen.

Schließen sich die inneren Flügel, wird die Sonntagsansicht gezeigt. Es trennen sich alle szenischen Darstellungen wiederum in zwei voneinander getrennte Bildzonen, von denen die obere Reihe dem Marienleben, die untere in ganzer Breite der Thomaslegende gewidmet ist. Dabei verlängern die Innenseiten der äußeren, zweiten Altarflügel die Bildfolgen der Mitteltafel auf beiden Seiten, die für sich genommen in vier Bildtafeln aufgeteilt wird (Abb. 44 zeigt nur die mittleren Bildfolgen, die seitlichen Ansichten fehlen hier).

In diesem wichtigsten Mittelteil verbindet sich in der oberen Bildleiste links die Darstellung der Geburt Christi mit der Anbetung der Könige rechts, zu der in Verlängerung außen auf dem linken Seitenflügel die Verkündigung als Vorgeschichte und rechts außen Jesu Darbringung im Tempel, seine Aufnahme in die Gemeinde, hinzutreten.

Die untere Zone der Mitteltafel, der Thomaslegende zu- und zugleich der Marienthematik untergeordnet, zeigt links eine Darstellung der Verhöhnung des Hl. Thomas durch seine Feinde und rechts daneben das Martyrium des Heiligen als Hauptszenen, auf der Seitentafel links unten flankiert von dem Gebet des Hl. Thomas im Kreise seiner Mitbrüder (in Erwartung des kommenden, vorausgeahnten Martyriums) und auf der rechten, äußeren Seitentafel unten von einer Darstellung begleitet, die König Ludwig von Frankreich im Bußgebet am Grabe Thomas Becketts sehen lässt.

In ganz geschlossenem Zustand könnten Heiligenfiguren auf den Außenflügeln angebracht gewesen sein, etwa der Hl. Thomas und Johannes, aber auch Ordensheilige des Dominikanerordens. Dies ist

jedoch nur eine Vermutung, da die zugehörigen Malereien bisher nicht aufgefunden worden sind. Es haben sich nur die Innenansichten erhalten. Das sonst für die geschlossene Altarfront beliebte Thema der Verkündigung, das für einen der Marienverehrung so nahestehenden Orden auch denkbar wäre, war bereits im ikonographischen Programm enthalten und ist deshalb an diesem Platze nicht anzunehmen. Die Predella zeigt Christus mit den 12 Aposteln.

In seiner Bestandserfassung des Inventars der St. Johanniskirche berichtet die Arbeit Koppmann von einem Ecce Homo (154). Die lapidare Angabe wird etwas später in der Arbeit Gaedeckens (155) durch den Verweis auf von Heß (156) und Lappenberg (157) dahingehend ergänzt, dass dieses Tafelbild zusammen mit einem „Epitaphium“ 1805 aus dem ehemaligen Hamburger Dom an St. Johannis überwiesen worden sei.

Dazu findet sich im Bestand der Hamburger Kunsthalle ein als „Christus als Schmerzensmann“ bezeichnetes Tafelbild auf Eichenholz vor, das hiermit identisch zu sein scheint. Es wurde 1924 von der St. Petrikirche für die Sammlung erworben. Leppien hält die Tafel dem Format nach evtl. für ein Pfeilerbild und ergänzt, dass anlässlich des Einmarsches der französischen Armee in Hamburg 1811 alle Stücke von Wert in St. Johannis beschlagnahmt und an die Petri-Kirche überstellt wurden, bis 1895 Alfred Lichtwark das Kunstwerk zunächst als Leihgabe, 1924 dann durch Ankauf für die Kunsthalle übernahm (156). Alfred Lichtwark und vor allem auch Bella Martens brachten das Bild mit Meister Francke in Verbindung. Ein Gegenstück zu dem Bild mit Schmerzensmann befindet sich seit 1858 im Museum für bildende Künste in Leipzig. Im Bestandskatalog der Hamburger Kunsthalle wird lediglich darauf verwiesen, dass sich die Tafel wahrscheinlich im Besitz der ehemaligen St. Johanniskirche befunden hat. Inhaltlich der mystischen Thematik um 1400 zuzurechnen, gehört sie jedenfalls in die Zeit vor der Reformation und damit in zumindest zeitliche Zusammenhänge auch mit dem ehemaligen Dominikanerkloster.

Der Bestandskatalog Hamburger Kunsthalle beschreibt im einzelnen:

„Halbfigur, nackt, mit dem weiß gefütterten Purpurmantel, der ebenso wie der hinten abschließende, reich gemusterte Brokatvorhang von drei schwebenden Engeln gehalten wird. Christus, mit Dornenkrone und blutenden Wundmalen, weist mit der Rechten auf die Seitenwunde, die Linke ist klagend erhoben. Unten links und rechts zwei Engel mit Lilie und Schwert, den Symbolen des Jüngsten Gerichts, die vor Christus einen zweiten, das Bild unten abschließenden Vorhang halten. Oben am Bildrand ein Streifen Himmelsblau. 92,5 x 67 cm. Geringe Übermalungen an Stirn, Nase und Körper“ (159).

Auch der sogenannte Harvestehuder Altar kam 1899 als Dauerleihgabe des St. Johannis-Klosters in die Hamburger Kunsthalle. Es handelt sich um einen kostbaren, kleinen Altarschrein Meister Bertrams mit einer geschnitzten Christgeburt im geöffneten Mittelfeld, dessen Christkind verloren gegangen ist. Der Schrein zeigt auf Seitenflügeln die Anbetung der Könige und rechts die Darbringung im Tempel, während in geschlossenem Zustand die Verkündigung des Engels an Maria gemalt dargestellt ist. Allein die Benennung als Harvestehuder Altar scheint anzudeuten, dass der Altar zwar aus vorreformatorischer

Zeit stammt, jedoch vielleicht eher dem Besitz der später in das Kloster umgezogenen ehemaligen Nonnen zuzuschreiben ist.

G. Brandes vermerkt, die Bruderschaft des Hl. Kreuzes an St. Johannis habe ihren Altar bei Meister Bertram anfertigen lassen (160). Da der Maler Bertram von Minden am 24.9.1390 der Bruderschaft zur ersten Messe an St. Johannis einen Betrag als „Almissen“ zuweist, scheint er zumindest zu diesem Zeitpunkt über diese Bruderschaft der Johannis-Kirche attachiert gewesen zu sein (161). Man ist versucht, gleichsam eine Art Dankesspende des Meisters für einen erhaltenen Auftrag anzunehmen. Es muss daher aber neben dem Harvestehuder Altar einen weiteren Bertram-Altar im Zusammenhang mit St. Johannis gegeben haben.

Nun findet sich im Bestand Alter Meister des Niedersächsischen Landesmuseums Hannover eine Arbeit Meister Bertrams vor, die dort als Passionsaltar bezeichnet wird (Abb. 53 a-d – 162). Dieser zwischen 1390/1400 datierte Altar gelangte 1929 über den Kunsthandel aus England (dort nach 1845 in der Slg. von Sir Francis Sharp Powell, Yorkshire, nachzuweisen), im Rahmen einer Londoner Versteigerung bei Sothebys zurück nach Deutschland und über Berlin schließlich in das Niedersächsische Landesmuseum nach Hannover. Er wurde 1930 von Habicht erstmals dem Künstler zugeordnet. Ungeklärt ist, auf welchem Wege das Retabel nach England gelangte. 1931 (durch von Einem) mit dem 1394 von der Bruderschaft des Hl. Leichnams der Flandernfahrer gestifteten Altar „unser vrowen“ in der Hamburger Johanniskirche gleichgesetzt, könnte es sich um den Altar „Unser Lieben Frauen der Erlösung“ handeln, damit um einen Altar, der Maria eine wichtige und eigenständige Rolle im Erlösungswerk ihres Sohnes zuordnet (die Frage, ob der Marienaltar der Flandernfahrer aus der an die Englandfahrer übergegangenen Kapelle derselbe Altar ist wie der Altar „Unser Lieben Frauen der Erlösung“, oder ob es sich um verschiedene Marienaltäre an St. Johannis gehandelt hat, klärt sich hierbei nicht – vgl. das Kapitel zur Altaraufstellung). Der Sammlungs-Katalog von 1992 in Hannover benennt den in Rede stehenden Altar nicht als Marienaltar, sondern offenbar deshalb als einen Passionsaltar, weil nur die geschlossenen Außenflügel mariologische Szenen zeigen, während die ausführliche Erzählung der Leidensgeschichte des Herrn auf den Innentafeln wichtiger und eher einem Kreuz- oder Passionsaltar zu entsprechen scheinen.

Die Forschung charakterisiert die Darstellungen des Passionsaltars künstlerisch als eine Synthese von Petrialtar und Buxtehuder Altar und schlägt deshalb die Datierung um 1400 vor. Es scheint nach bisherigen stilkritischen Betrachtungen festzustehen, dass das Retabel nach dem 1383 aufgestellten Petrialtar in Hamburg entstanden ist. Dennoch kann die Bezeichnung als Altar „Unser Lieben Frauen der Erlösung“ am ehesten die Erklärung dafür anbieten, dass von Einem bereits von einem Altar „unser vrowen“ sprach, da sich mit dieser Altarbenennung die innige Verbindung Marias zum Erlösungswerk ihres Sohnes, das die Haupttafeln innen so ausführlich thematisieren, ausdrücklich verknüpft. Die Bruderschaft der Flandernfahrer, die ja seit 1392 als Bruderschaft des Hl. Leichnams bezeichnet wurde und wie beschrieben als die vornehmste überhaupt galt, ließe sich durchaus zu einer so kostbaren Auftragsarbeit in Beziehung setzen, ihre Beziehung zum Kreuzestod Christi und seinem Heiligen

Leichnam ergäbe keinen Widerspruch für die Benennung. Der Zeitpunkt der Gründung der Bruderschaft würde der angenommenen Datierung um 1394 bis 1400 für das Altarwerk ebenfalls nicht widersprechen. Da in einer Marienkapelle ein Marienaltar zu vermuten ist, lässt dies für die Überlegung Raum, ob die alte Kapellen-Bezeichnung auf den neu aufgestellten Thomas-Altar mit übergegangen sein könnte, obwohl man eigentlich vom Zeitpunkt der Übergabe ab von einer Thomas-Kapelle hätte sprechen müssen, und ob sich der hier in Rede stehende Marienaltar nicht vorher in der Flandernfahrer-Kapelle befunden haben könnte, von wo aus er dann umgesetzt wurde in die neue „Kapelle Unser Lieben Frauen“.

Es handelt sich bei dem Passionsaltar um einen als Malerei in Tempera auf Eichenholz ausgeführten Altar, ähnlich wie der Petri-Altar auf Goldgrund gefertigt und als einfacher Flügel- und Wandelaltar gearbeitet. Seine Außenseite zeigt bei geschlossenen Flügeln links die Verkündigung des Engels an Maria, rechts eine Marienkrönung. Eine in der Zeit der Schönen Madonnen inhaltlich besonders wichtige Thematik.

Öffnen sich die Flügel, werden in der Art des Petri-Altars zwei Reihen von Bildtafeln sichtbar, die durchgehend zu lesen sind und durch Rahmentrennungen voneinander abgegrenzt werden. Die obere Reihe zeigt vom linken Flügel ausgehend und über die Mitteltafeln hinweg gelesen:

Christi Einzug in Jerusalem, das Letzte Abendmahl, Gebet Christi am Ölberg,
Verrat und Gefangennahme Christi, Christus vor Herodes, die Geißelung, Christus vor
Pilatus, die Kreuztragung.

Darunter setzt sich die Passionserzählung fort mit:

der Kreuzannagelung, der Kreuzigung, der Kreuzabnahme, Grablegung, Christi Niederfahrt zur Vorhölle, Auferstehung, Himmelfahrt, der Ausgießung des Heiligen Geistes zu Pfingsten.

Von der Altartafel der Bruderschaft zur ersten Messe an St. Johannis, über die uns Brandes unterrichtet, ist bekannt, dass darauf die 12 Apostel mit einer Mühle, das „strenge Gericht“ und ein gezeißelter Heiland abgebildet gewesen sind (163). Es könnte sich um die Darstellung einer Hostienmühle gehandelt haben, wie wir sie ähnlich beispielsweise in der Kirche des Zisterzienser-Klosters Bad Doberan finden. Dort stammt die Tafel aus der Zeit um 1410. Die Beschreibung weist auch für Hamburg auf die thematisch stark von mystischem Versenken in das Heilsgeschehen geprägte Zeit um 1400 hin. Die Arbeit gehört damit in ältere Klosterzeiten, ist jedoch nicht mehr vorhanden. Anzumerken ist auch, dass es sich nach den aufgeführten Einzelheiten ebenso statt um eine einzelne Altartafel auch ursprünglich um einen vollständigeren Altar mit Seitenflügeln gehandelt haben könnte. Es fällt schwer, sich den beschriebenen Bildinhalt auf eine einzige Bildtafel konzentriert vorzustellen.

Ein Altarschrein mit „vergoldeten Figuren von Holz und Messing“ wurde 1805 der Johanniskirche übergeben, der nach Gaedechens Angaben aus dem ehemaligen Dom stammte und 1811 in den „Kleinen Michel“ an die katholische Gemeinde gelangte (164). Dort finden sich erhaltener Auskunft zufolge keine Unterlagen mehr darüber vor. Gaedechens, der sich wiederum auf von Heß bezieht,

beschreibt, der Schrein habe in „12 Abtheilungen“ verschiedenartige Hinrichtungen und Märtyrergeschichten enthalten und merkt dazu an, dass mit ihnen wohl auf die Zerstörung Hamburgs durch die Wenden im 11. Jh. angespielt werden sollte. Näher liegt die Annahme, dass es Heiligenmartyrien waren. „Ein Theil der Figuren ist aus Messing, die übrigen sind von Holz, so dauerhaft vergoldet, dass die Zeit noch nicht einmal den Glanz ... hat wegbringen können“.

An anderer Stelle wird ein Schrein der Hl. Barbara erwähnt mit dem Zusatz, dieser sei 1813 in die Petrikirche verbracht und von St. Petri später an einen Privatmann veräußert worden (165).

Gaedeckens ergänzt seine Mitteilungen dahingehend, dass am 16. März 1811 die alte Arbeit mit Genehmigung des Bürgermeisters an einen katholischen Geistlichen der „Kleinen Michaeliskirche“ übergeben worden sei. Da Napoleons Truppen die Kirche beanspruchten, soll 1813, in der Zeit französischer Besatzung, der Schrein dann an die Petrikirche gelangt sein (166). Dort wurde er wieder abgenommen und in einem Winkel abgestellt. Danach soll er an eine ungenannte Privatperson in der Vorstadt St. Pauli verkauft worden sein, die die Arbeit teuer bezahlte und noch 1842 in ihrem Besitz hatte (167). Nach Aust, 1974, der sich dabei vermutlich auf Gaedeckens bezieht, zeigte der Schrein insgesamt 16 Szenen. Er erwähnt zusätzlich, im Kopf der Hl. Barbara seien 12 seidene Beutelchen mit Zetteln darin verwahrt gewesen, auf denen die Namen der Heiligen verzeichnet waren, deren Reliquien der Altar besaß. Gaedeckens bezeichnet den Barbaraschrein als zum Altar der Hl. Barbara gehörig und merkt dazu an, dass deren Figur in der Mitte in Lebensgröße zu sehen gewesen sei, flankiert von 16 „Fächern“ zu beiden Seiten, die ihre Leidens- und Lebensgeschichte erzählten. Dabei werden auch die Namen der einzelnen Heiligen genannt, von denen die Reliquien stammten, die der Barbara-Kopf enthielt (es kommen allerdings mehr als 12 Reliquien zusammen, was einen Widerspruch zu den angegebenen 12 Beutelchen ergibt):

Philippus, Jacobus, Andreas, Praxedes, von den 10.000 Märtyrern, den 10.000 Jungfrauen,

Agatha, Veronica, Lucia, Cäcilia, Candida, Catharina, Margaretha und Maria-Magdalena.

Der Schrein ist verschollen. Der Vermerk, es habe sich um 16 Fächer zu beiden Seiten gehandelt, scheint darauf hinzuweisen, dass es sich um Reliefdarstellungen, weniger um Tafelmalereien gehandelt hat. Die mehrfach erwähnte Übergabe an die Petrikirche und die damit zu dieser Kirche hergestellte Verbindung zwischen St. Petri und St. Johannis fußt wahrscheinlich auf einer nachreformatorisch entstandenen Verwaltungseinheit zwischen beiden Kirchen, in deren Verlauf die Gemeinde St. Petri, die sich zeitweilig als Mutterkirche zu verstehen versuchte, an die Gemeinde von St. Johannis auch den Teil eines ihr gehörenden Begräbnisplatzes vermietete, auf dem sich 1794 z.B. eine von St. Petri und St. Johannis gemeinsam genutzte Kapelle befand (169). Da nirgends sonst von einem Altar der Hl. Barbara die Rede ist, bleibt offen, ob der Schrein Teil eines der bisher ermittelten Altäre gewesen ist und zu welchem er gehört haben könnte, oder ob wir hier einem weiteren Altar auf der Spur sind (170).

Noch ein weiterer Altarschrein (?) aus der St. Johanniskirche, der nicht mehr vorhanden ist, nach der Abbildung aber eher einer Bildtafel als einem Schrein entspricht, lässt sich mit Abb. 41 aufspüren (171). Vor neutral gehaltenem Hintergrund zeigt diese fast quadratische Darstellung zwei zu beiden

Seiten in die Bildmitte vorspringende Felsvorsprünge, auf denen einerseits links eine Anzahl bewachter Gefangener steht, andererseits rechts gegenüber auf dem Felsen ein im Angesicht seiner dort sitzenden, bekrönten Richter zum Todesstoß in die Tiefe gerade entkleideter Verurteilter zu sehen ist, während am Grunde der Schlucht zwischen den Felsen bereits vollstreckte Urteile Unglückliche mit verrenkten Gliedern zeigen, aufgespießt auf zahlreiche Dornenpflocke. Henkersknechte sind dabei, die Überlebenden unter ihnen zu erschlagen.

Dargestellt ist damit eine Marter der Zehntausend in spätmittelalterlich üblicher, drastischer Weise, wobei durch die Umzeichnung über die Einzelheiten der Arbeit jegliche Detailermittlung erschwert wird. Am Rande und als oberer Abschluss erscheint eine architekturartige Umrahmung der Szene, die offen lässt, ob es sich um Malerei oder ein geschnitztes Relief gehandelt hat. Da ein Altar mit „Hinrichtungen und Märtyrergeschichten“ beschrieben wird, fragt sich außerdem, ob diese Tafel ihm zugehörig gewesen sein könnte.

Beim Abbruch der Klosterkirche hing ein weiterer, dreiteiliger Altar noch in der Johannis-Kirche, dessen Altarschrein, soweit sich dies auf Abb. 38 erkennen lässt, nachträglich angefertigt worden zu sein scheint, wobei im Mittelteil Teile eines älteren Altares wiederverwendet worden sein könnten. Seine Darstellungen lassen sich thematisch durchaus noch der mittelalterlichen Klosterzeit zuordnen (172). Er hatte seinen Platz zuletzt, von Heß zufolge, auf den sich Gaedecheus bezieht, rechts vom Südeingang im Kirchenraum (173), wobei Gaedecheus hinzufügt, er habe sich „ohne Zweifel über dem Marienaltar“ befunden. (vgl. dazu den Abschnitt zur Altarbestimmung. Die Angabe „über dem Marienaltar“ wäre nach den vorausgegangenen Überlegungen zu bezweifeln. Als einzige denkbare Aufhängemöglichkeit käme die bisher nicht lokalisierte „Utlucht“ in Frage, die damit vielleicht in Form einer Empore gesucht werden müsste). Die uns von Koppmann überlieferte Abbildung geht auf Staphorst zurück (174)

Im Mittelteil ist die bekrönte Jungfrau Maria mit dem unbekleideten Jesusknaben auf dem linken Arm in einem langfallenden, gegürteten Untergewand mit weitem Mantel darüber abgebildet, der durch eine Tassel oben geschlossen wird. Ein Attribut (Lilie? Szepter?), das sie offensichtlich ursprünglich in der rechten Hand hielt, war damals bereits verloren gegangen. Auch die Rosengirlande, die das Haupt Mariens noch teilweise in großem Bogen umrahmt, scheint unvollständig, vielleicht wiederverwendet worden zu sein, ebenso wie das „Schleierwerk“ des Schreins, das auf der Abbildung ergänzt aussieht. Der Altar dürfte als eine Stiftung zu Pestzeiten entstanden sein. In Frage käme z.B. die große Pest von 1464, während deren der Rat Bittmessen in den Klöstern bestellte, aber auch andere Pestjahre bis hin zum Pestjahr 1526, ganz kurz vor der Reformation. (Alle Bezugsdaten kämen im Prinzip auch für die Anbringung des Totentanzes in der Franziskaner-Klosterkirche in Betracht, wobei das Jahr 1464 für den Totentanz wahrscheinlicher wäre). Wenn die Annahme richtig ist, dass Teile eines älteren Altares im Mittelschrein wiederverwendet wurden, muß es sich um eine wichtige Stiftung gehandelt haben, die unbedingt erhalten werden sollte.

Die Jungfrau Maria ist als Schutzmantelmadonna dargestellt. Zahlreiche Würdenträger, darunter ein Papst mit Tiara, ein Bischof mit Infula, dazu kniende Mönche zu Füßen der Madonna (Dominikaner-

mönche?), Pilger (?) und andere Personen haben sich unter den Mantel der Maria geflüchtet, der sich fast kreisförmig von ihren Schultern her ausbreitet. Auf einer Weltkugel, die vom unteren Bildabschnitt überschritten wird, so dass die Madonna noch auf ihr zu stehen scheint, liest man „Credo“.

Bis auf den Schutzmantel und die unterbrochene Rosengirlande um ihr Haupt bleibt der Hintergrund im Mittelfeld leer. Auch damit deutet sich an, dass eine Neufassung der Gesamtdarstellung unter Verwendung älterer Altarteile erfolgt sein könnte.

Auf den Seitentafeln sieht man links oben Gottvater mit Krone, der drei Pestpfeile aus den Wolken herabsendet. Rechts droht Gott bzw. Christus mit dem Schwert in der Hand zugleich Tod, Strafe und Weltgericht an. Von oben herab gerät die Stadtlandschaft, mit der Hamburg gemeint ist, so in unausweichliche, doppelte Bedrängnis. Dagegen stemmen sich auf den Seitenflügeln des Altars im unteren Teil die Fürbitter für die sündige Menschheit auf Erden. Ihre Häupter werden von erläuternden Spruchbändern umschlungen, die sie charakterisieren: Es sind Jesus und Maria. Auf dem Spruchband links ist zu lesen:

„Vader dorch minen dot ick bidde vor des sünders not“

Rechts, schlechter zu erkennen, ist für das Spruchband die Inschrift überliefert:

„Söne, se an mine Böste, vorbarm dick over den Sünder, du Helmmel Vörste“ (175).

Die linke Seitentafel stellt die Figur Christi als den auferstandenen Heiland schon mit Nimbus dar, bekleidet aber noch mit dem Lendenschurz und Purpurmantel seiner Passion. Eine Dornenkrone auf dem Haupt, weist er die an Händen und Füßen sichtbaren Wundmale vor und umfasst in kniender Fürbitte vor seinem erzürnten Vater ein Taukreuz, das seine Martersäule unten im Bild überschneidet. Rechts unten findet sich in der Ecke dieses Seitenflügels wieder eine Weltkugel, deren obere Hälfte die Stadtansicht (Hamburg?) spiegelt. Sie besitzt ihr Pendant in der rechten Seitentafel unten links. Das auf diese Weise kompositorisch recht phantasielos aufgebaute Gegenstück der rechten Seitentafel rückt statt Christus die ebenfalls kniende Maria in den Bildmittelpunkt. Auch sie trägt den Nimbus der Heiligen und scheint sich mit der Rechten in einer Reuegeste an die Brust zu schlagen, um stellvertretend die Sünde der gesamten Menschheit zu bekennen und zu büßen. Vermutlich hat Aust sie deshalb und weil sie als Maria damit doppelt im Altarzusammenhang erscheint (hier und als Madonna im Mittelabschnitt), als Maria-Magdalena beschrieben.

Insgesamt ist das Tryptichon in seinem Schrein auf dem Lichtdruck von einem zusätzlichen Baldachin umschlossen, dessen unterer Stoffteil noch die Kragsteine umfängt, auf denen der Altar gelagert zu sein scheint. Der Druck war offensichtlich für die Ausschmückung von Privatwohnungen als Andachtsbild gedacht. Die Abbildung wird sich gut verkauft haben, ist der Machart wegen zeitlich jedoch wahrscheinlich ins 16. Jh. zu setzen, zumal kein lateinischer, sondern ein plattdeutscher Text die Abbildungen ergänzt. Über den Verbleib des Altars ist nicht zu ermitteln.

Da die Hauptfigur so deutlich Geistliche des katholischen Standes schützt, mag die Verbindung zu dem Bekenntnis „Credo“ auch einen Protest dieser Seite gegen reformatorische Entwicklungen in der Stadt enthalten haben, die dem alten Glauben keinen Raum mehr gewähren wollten.

Seinem Bildinhalt nach grundsätzlich durchaus dem Umkreis eines Ordo studens entstammend, vielleicht aber näher in die Zusammenhänge mit den Disputationen zwischen katholischem und lutherischem Gedankengut der Reformation zu stellen, findet sich ein weiteres Gemälde aus St. Johannis vor (Abb. 39 – 176). Wegen der Umzeichnung des Gemäldes für einen Lichtdruck ist die genauere zeitliche Zuordnung der Arbeit schwierig und vor allem aufgrund ihrer ikonographischen Aussage an den Beginn des 16. Jh. zu setzen:

Maria sucht ihren Sohn im Tempel, in dem er unter dem Baldachin eines Thrones lehrt, umgeben von Rabbinern, Schriftgelehrten und Mönchen. Die Wahrheit der Lehre ist also angesprochen. Die Mutter Jesu trägt das Maphorion und ist im Begriff, die Stufen des Tempels hinaufzuschreiten, dessen Architekturabbreviation rechts im Bild erscheint. Ein bärtiger Altar tritt ihr am oberen Treppenabsatz entgegen und verweist sie auf das Tempelinnere, wo sie den Sohn finden wird. Das Gemälde ist auch bei Aust verzeichnet, der – sicher mit Bezug auf Gaedeckens – angibt, auch Kaiser Maximilian I. (1493–1519) sei unter den Weisen im Tempel mit dargestellt gewesen (117). Das Bild wäre damit auch zeitlich eingeordnet und könnte also der ausgehenden Klosterzeit entstammen.

Zu seinem Verbleib lassen sich keine näheren Angaben machen. Er scheint ebenso verschollen zu sein wie ein Schrein mit Einsetzung des Abendmahles, den Gaedeckens erwähnt. Er merkt an, der Schrein habe bemalte Figuren aus Holz gezeigt, und lobt die beredte Ausdruckssprache der „alten hölzernen Puppen“. Es bleibt auch hier offen, aus welcher Zeit genau der Schrein stammte. Eine Altarzugehörigkeit lässt sich ebenfalls nicht ermitteln. Die Verwendung geschnitzter Figuren deutet jedoch an, dass das Stück in die Klosterzeit der Dominikaner gerechnet werden könnte. Vermutlich werden mit den „alten, ungerühmt gebliebenen Puppen“ Apostelfiguren beschrieben.

Im Westen der Kirche hing zuletzt ein Schrein, auf dessen einer „inneren Thür-Seite (eine) gemahlte Enthauptung“ verdiente, bemerkt zu werden (179). Geschildert wird anschließend die Darstellung einer soeben vollzogenen Hinrichtung an einem Manne von schönem Körperbau, der seinen Henker mit milder, aber bedeutsamer Miene anblickte. Wir haben eine Darstellung Johannes des Täufers anzunehmen und können folgern, dass es sich um einen Altaraufsatz gehandelt hat, der vielleicht dem Namenspatron des Klosters zugeeignet war und damit aus der Klosterzeit gestammt haben könnte. Wo das Stück verblieben ist, bleibt offen.

Auch wenn dieses Ausstattungsstück ebenfalls nicht mehr vorhanden ist, ist es doch wissenswert, dass die Bruderschaft des Hl. Leichnams an St. Johannis u.a. ein silbernes Marienbild besaß, das an hohen Feiertagen vor dem Sakrament hergetragen wurde und dann seinen Platz auf dem Altar fand. Mit ihm wird ein Stück der später verlorengegangenen, reichen Altarschätze näher in unser Blickfeld gerückt (180). Detailliertere Angaben macht Koppmann dazu (181):

„Jeden Sonnabend hielten die Klosterbrüder nach dem Nachtgesang eine Prozession in der Kirche, trugen das von den Flandernfahrern geschenkte Marienbild aus, setzten es auf den Marienaltar und sangen das Salve regina. Bei der Rückkehr wurde das Bild abermals auf den Altar gesetzt und die Antiphone Gaudendum nobis est gesungen. Bei der Stelle Maria Maria nahm der Priester, der das

Marienbild trug, dasselbe vom Altar herunter und zeigte es dem Volke. Unter dem Geklingel der kleinen Glocke wurde die Stelle dreimal wiederholt, dann wurde dem Volke mit dem Bilde der Segen ert-
heilt und das Bild zurückgetragen“.

Die Dominikaner predigten vorzugsweise in der Landessprache statt in Latein und trugen nicht nur durch die regelmäßige Salve-Regina-Prozession nach der Complet der bürgerlichen Schaulust Rechnung, sondern kamen ihr z.B. auch beim Leichenbegängnis darin entgegen, dass sie feierliche Prozessionen abhielten, die dem Ansehen der Bruderschaften und damit ihrer Verstorbenen entsprachen und dieses öffentlich bekundeten. So ist für das Bäckeramt überliefert, dass ihre Toten vom Sterbehaus abgeholt und dann durchs Kirchspiel getragen wurden. Der Leiche gingen Klagefrauen mit Lichtern voran, und die Klosterschüler folgten mit Gesang. Im Anschluss an das Begräbnis wurden Seelenmessen und wiederkehrende Commemorationen „de ambone“ gehalten. (182).

Freitags und sonntags wurden vor dem Sermon jährlich zweimal Fürbitten für die im Laufe des Jahres verstorbenen Engländer gesprochen. Entsprechende Regelungen auch für andere Bruderschaften sind anzunehmen. Die Bettelorden boten damit einen Service an, der über das hinausging, was die Pfarrkirchen im allgemeinen pflegten. Bestattungen durch das Kloster mussten zwar nach wie vor immer in der Pfarrgemeinde beantragt, konnten aber letzten Endes nicht verweigert werden. Das Marienbild der Flandernfahrer enthielt eine Monstranz und befand sich wahrscheinlich unter den 1532 zugunsten der Stadtkasse verwerteten Besitztümern des alten Johannisklosters.

Der Klosterschatz , der 1527 insgesamt in einem Verzeichnis registriert wurde, gelangte nach der Reformation an die Ratsverwaltung, die die Stücke aus Edelmetall größtenteils einschmelzen ließ. Reste wurden 1869 der Patriotischen Gesellschaft zur öffentlichen Ausstellung überlassen und gelangten 1877 ins Museum für Kunst und Gewerbe (183).

Nachforschungen im Museum ergaben dort keine weiteren Hinweise auf noch vorhandene Stücke aus der Klosterzeit.

Aus dem Besitz des verstorbenen Martin Genslers erwähnt Koppmann Überreste verschiedener Steinmetzarbeiten, von denen z.T. bereits an anderer Stelle die Rede war. Darunter „ein Blattkapital von Sandstein, das dem Feuer ausgesetzt war“, ein „Kapital von Kalkstein“, einen „Kragstein von Segeberger Gypskalk“, weiterhin eine „Bilsäule des Hl. Johannes d. Täufers“ (von der bereits früher die Rede war), eine Zinnenkrönung und „schön geschnitzte Thüren von Wandschränken“, sowie „einen Wandschrank mit den Symbolen der 4 Evangelisten über der Thür, in der Mitte darüber der thronende Christus, zu den Seiten 4 Heilige“ und „Kofferteile, von dem Besitzer zu einem neuen Schrank benutzt“ (184).

Neuerliche Nachforschungen nach dem Verbleib dieser Stücke in den Hamburger Museumsbeständen waren erfolglos. Die Stücke müssen daher heute als verschollen gelten.

Die Kirchenorgel wurde 1813 aus der Johanniskirche entfernt und 1816 an die Kirche St. Peter und Paul in Cappel/Wursten verkauft, zu einem Preis von „600 Thalern Louisd`or“. Es handelt sich um eine Arbeit Arp Schnitgers aus dem Jahre 1679, die bis heute erhalten geblieben ist (185).

Den Bestand an Büchern aus der ehemaligen Klosterbibliothek übernahm die nachreformatorisch aus dem Johanniskloster hervorgehende Schulbibliothek, um sie für die Ausbildung der Geistlichen und Lehrer verfügbar zu halten (186). Als Lektorium und für die Bibliothek ist zunächst das untere Stockwerk des westlichen Klosterflügels überliefert, was als ein Hinweis darauf dienen kann, dass die Räume des westlichen Klosterganges auch früher zu Klosterzeiten bereits ähnliche Funktionen besessen haben könnten.

III

Architektonische und ikonologische Vergleiche

St. Maria-Magdalena, Hamburg

Trotz der schwierigen Ausgangslage, bedingt durch mangelhafte Dokumentationen zu beiden Bettelordenskirchen (vor allem aber für die Franziskaner-Klosterkirche, für die außer Grundrissen nur ein einziger Querschnitt zur Beurteilung des inneren Aufbaues zur Verfügung steht, so dass sich nicht viel mehr sagen lässt, als dass es sich tatsächlich um eine Stufenhalle gehandelt hat), soll der Versuch gemacht werden, zunächst die Maria-Magdalenen-Kirche in einen größeren Gesamtzusammenhang einzubinden.

Wenn wir heute davon ausgehen, dass mittelalterliche Bauwerke keineswegs reiner Zweckmäßigkeit entsprungen sind und dass auch die Bettelordenskirchen mehr spiegelten als das Armutsgebot und den Predigtauftrag dieser Orden, so müssen diese doch ein bestimmtes Anspruchsniveau behauptet haben, mit dem sie sich vor ihren Betrachtern auch im Sinne der Geldgeber zu legitimieren trachteten (187) Der Bauherr des Mittelalters versuchte, für ihn bedeutsame Inhalte, mit denen er sich selber identifizieren konnte oder mit deren Hilfe er die eigene soziale Stellung zu propagieren imstande war, so dass sich auch die Betrachter daran zu orientieren vermochten, über die Architektur seines Baues nach außen wirksam werden zu lassen, beispielsweise indem er sich durch Bauzitate aus anderen Bauwerken, die *pars pro toto* verstanden wurden, diese inhaltlich „aneignete“ und ihre, dem Publikum bekannten Bedeutungsgehalte in seinem eigenen Bau zum Tragen brachte. Eigene Vorgaben konnten so zu einem Identifikationsmerkmal für den Bauherrn werden, sobald ihnen Vorbild- und Wiedererkennungscharakter von außen zuerkannt wurde, sie also für sich genommen seinen inhaltlichen Anspruch weiterzutragen vermochten.

Neben den Vorgaben des Bauherrn bestanden darüber hinaus weitere Bauzwänge, da ebenso von Seiten der Stifter „Anforderungen“ an das Bauwerk gerichtet wurden, denen auf ähnlicher Grundlage zu entsprechen war. Sie entstanden auch etwa infolge technischer Voraussetzungen, die z.B. durch die Wahrung vor Ort gepflegter handwerklicher Traditionen gegeben sein konnten, auf deren Ausbildungsgrundlagen beim Bauen zudem am leichtesten und so kostengünstig zu fußen war, sie drückten sich ebenso in der Erwartungshaltung der den Bau Rezipierenden, (hier etwa der Hamburger Bürger, vertreten vor allem durch die maßgebliche Kaufmannschaft und den daraus hervorgehenden Rat) aus, so dass sich Einflüsse auf das Baukonzept und das Baugeschehen auf diese Weise miteinander vielfältig verschlingen konnten.

Als Stifter kam für den Beginn des Maria-Magdalenen-Klosters in Hamburg vor allen anderen der Landesherr Adolf IV. in Betracht, denn von seiner Seite flossen mit Sicherheit gerade für die Bettelordensbauten die ersten maßgeblichen Baumittel. Da die Franziskaner in den Anfängen kurz nach dem Tode des Franziskus (1226) weitgehend noch fertig zur Verfügung gestellte Bauten bezogen, war Adolf IV.

in diesem Falle vermutlich auch der Bauherr. Dabei ist für die Hamburger Anfänge zu berücksichtigen, dass es der besonderen Initiative Adolfs IV. überhaupt zu verdanken war, dass sich die Franziskaner (und danach wiederum durch seine Mitwirkung und seine Beteiligung durch ein verfügbar gemachtes Grundstück auch der zweite Bettelorden der Dominikaner) am Ort niederlassen konnten.

Adolf IV. stiftete das Franziskanerkloster nicht nur, sondern er ließ es auch auf Eigenland errichten, um seinem Gelöbnis entsprechend das Ansehen des Maria-Magdalenen-Konventes später zusätzlich weiter dadurch zu erhöhen, dass er selber in dieses Kloster eintrat. So verband sich das Prestige des Fürstenhauses hier von allem Anfang an ausdrücklich mit dem Aufblühen der Bettelordensniederlassungen am Ort, und zwar nicht nur der Franziskaner, sondern ebenso auch der sich danach ausdrücklich ebenfalls auf ihn berufenden Dominikaner. Der Landesherr favorisierte mit den Bettelorden eine geistliche Bewegung, die im Begriff stand, sich als eine neue reformierte Geistlichkeit in der Nachfolge Christi einen besonderen Platz zu erobern. In diesem Sinne traf er eine „moderne“, vielleicht sogar als spektakulär zu bezeichnende Entscheidung für Hamburg und für sich selbst, die gut begründet gewesen sein muß. Vermittelt über die Bettelorden, die begannen, sich innerhalb der verwaltungsmäßig und wirtschaftlich für das Territorium immer bedeutsamer werdenden Städte niederzulassen, im Gegensatz zu der vorausgehenden Reformbewegung der Zisterzienser gesehen, die siedlungsferne Kulturarbeit leisteten, musste es möglich sein, eine größere Einflussnahme auf die Bevölkerung vor allem in den Ballungszentren zu gewinnen, wenn sich der Landesfürst mit diesen Orden eng verband. Für ein erneutes Fußfassen in den alten Gebieten war dies von großem Gewicht. Von vornherein wird sichtbar, dass beide Seiten von der Symbiose profitieren konnten.

Dabei spielt es nur eine sekundäre Rolle, dass der Mönch Adolf sein Leben nicht in Hamburg beschloss, sondern im Kieler Franziskanerkonvent. Auf welcher Grundlage die Entscheidung entstand, die Grablege des Hauses nach Kiel zu legen, wissen wir im übrigen gar nicht genau, ebenso wenig, ob sie vielleicht sogar auf einer Umentscheidung zu Gunsten Kiels beruhte.

Es fällt auf, dass nicht, wie allgemein üblich, als erste Räumlichkeit für die Abhaltung eigener Gottesdienste ein schlichter Saalbau mit Chor entstand, wie dies für eine größere Zahl früher Bettelordenskirchen tatsächlich der Fall war, sondern dass von vornherein ein damit verglichen anspruchsvollerer, größerer, als dreischiffige Anlage angelegter Kirchenbau geplant und ausgeführt wurde, der im Aufriss einen Kompromiss zwischen basilikalem Anspruch und Hallenbau, nämlich den einer Stufenhalle erhielt, wie es so vorher im Raum Hamburg/Schleswig-Holstein keinen Kirchenbau gab. In dieser Form bestand die Kirche im Rahmen der Hamburger Pfarrkirchen von Anfang an als eine Ordenskirche, die auch als Bettelordenskirche zum Medium politisch-sozialer Proklamation werden konnte. Dabei muss man sich ins Gedächtnis rufen, dass 1284 ein großer Brand die Stadt bis auf ein einziges Haus verwüstet haben soll. Das dürfte auch die Pfarrkirchen St. Petri, St. Jacobi (zu dieser Zeit möglicherweise noch Kapelle), vielleicht auch die neue Kirche St. Catharina, sowie die wahrscheinlich im Umbau begriffene St. Nikolai-Kirche mit betroffen haben, die alle zwischen 1227 und 1239 bescheidener gewesen sein werden als man sie nach dem Brand wiederherstellte.

St. Petri als die älteste Pfarrkirche in der Nähe des Domes ist wahrscheinlich in der Zeit der Erzbischöfe Unwan oder Bezelin Alebrand entstanden und urkundlich seit dem ausgehenden 12. Jh. belegbar. Nach den Unterlagen des Hamburger Inventars liegen bis Anfang des 14. Jh. keine baulichen Nachrichten über sie vor, und da romanische Baureste weder vorhanden oder aufgefunden worden, noch auf alten Abbildungen nachzuweisen sind, lässt sich über das Aussehen der frühesten Kirche praktisch nichts aussagen.

Für St. Jacobi wissen wir, dass die Kirche zunächst noch außerhalb der Stadt lag, was vermuten lassen muss, dass es sich um eine Kapelle handelte, die zum St. Petri-Kirchspiel gehörte (möglicherweise im Zusammenhang mit der Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela zu sehen). Das St. Jacobi-Kirchspiel ist erst ab 1264, d.h. nach Errichtung der St. Maria-Magdalenen-Klosterkirche, als Abspaltung von St. Petri nachzuweisen, von hier ab dürfen wir sie zu den Stadtpfarrkirchen rechnen.

Über St. Catharinen sagt unser Inventar aus, dass die Insel Grimm um 1240 eingedeicht wurde und bald nach 1250 eine erste Kirche hier bestanden haben muß. Diese ist damit später entstanden als die erste Bettelordenskirche, und über ihre früheste Form unterrichten uns lediglich die nach dem letzten Krieg aufgefundenen Reste dahingehend, dass es sich hier um eine Stufenhalle handelte (188).

Der Ausbau der frühen Nikolaikirche von einer Kapelle zur Stadtpfarrkirche ist an anderer Stelle ausführlich geschildert worden.

Die ungewöhnlich großzügige Anlage der Hamburger Franziskanerkirche erweckt deshalb den Verdacht, sie könnte unter Vorzeichen entstanden sein, die eine gewisse und erwünschte fürstliche Präsenzbezeugung von Seiten des Stifters mit grundsätzlichen Armutsvorgaben des Ordens zu vereinbaren suchten, so wie wir dies im allgemeinen von Ordenskirchen kennen, die bedeutenden Stiftern zuzuordnen sind oder auch als Grablegen in Betracht kommen (Lehnin und Chorin liefern Beispiele aus dem Bereich der Zisterzienser, für deren Orden grundsätzlich ähnlich einschränkende Bauvorschriften zu finden sind, wie sie späterhin für die Bettelorden Gültigkeit besaßen und vermutlich sogar von ihnen übernommen wurden. In beiden Fällen wurden die Bauvorgaben von den Orden letztendlich allerdings nicht eingehalten).

Die grundsätzliche Aussage Bökers, die Franziskaner hätten sich im Unterschied zu den Dominikanern „in ihrer ersten Ausbreitungsphase in Norddeutschland zunächst mit einfachen, platt schließenden und im Inneren flach gedeckten Rechtecksälen aus dem technisch weniger anspruchsvollen und sonst nur für Dorfkirchen üblichen Feldstein“ begnügt, lässt sich für Hamburg und danach auch für Kiel also nicht bestätigen, obwohl beide Ordenskirchen in die Anfänge der Orden im Norden fallen (189).

In der Literatur zu Franziskus und seiner Bewegung finden sich keine Hinweise darauf, dass von vornherein irgendwelche Bauvorschriften für den Orden der Franziskaner bestanden. Feld nennt die *Regula non bullata* von 1221 und die *Regula bullata* vom November 1223, sowie das vom Papst nach dem Tode des Franziskus annullierte Testament des Franziskus unter den zu Lebzeiten des Franziskus entstandenen Schriften für seine Brüder, die vor allem die Aufforderung enthielten, ein Leben in radikaler Armut, ohne jeden Besitz in der Nachfolge Christi zu leben und damit ein Beispiel zu geben (190). Franziskus hatte bis zu seinem Tode 1226 jede Sesshaftigkeit für seine Brüder in Form von Klosterbauten überhaupt

abgelehnt, und selbst die Generalkonstitutiones der Minderbrüder vom 10. Juni 1260 in Narbonne enthalten immer noch keine über allgemeine Angaben hinausführende Vorschriften für Bauwerke. In ihnen steht (in Übersetzung):

„Weil aber die Erlesenheit und der Überfluss direkt der Armut entgegenstehen, ordnen wir an, dass die Erlesenheit der Gebäude an Malereien, Tabernakeln, Fenstern und Säulen und dergleichen, ebenso das Übermäßige an Länge, Breite und Höhe möglichst streng vermieden werde, nach der Lage des Ortes. Die aber, die diese Konstitution übertreten haben werden, sollen schwerwiegend bestraft werden... Die Kirchen aber sollen in keiner Weise gewölbt werden, mit Ausnahme des Presbyteriums. Im übrigen soll der Campanile der Kirche nirgends nach Art eines Turmes errichtet werden“ (191).

Widerspricht damit schon die Dreischiffigkeit des ersten Baues für St. Maria-Magdalena in Hamburg den für frühe Franziskanerbauten geforderten Beschränkungen, tut dies die Form der gewölbten Stufenhalle mindestens ebenso, die im Aufriss basilikale Anklänge in ihrem erhöhten Obergadenteil versteckt.

Ein Blick in das Ursprungsland der Schauenburger vermag die Überlegung, dass eine gewisse landesherrschaftliche Präsenz im Bau mit verankert war, zu unterstreichen. Hierfür wurden die noch bestehenden Kirchenbauten des Kreises Schaumburg aus etwa der Zeit Adolfs IV. durchgesehen (Einzelheiten im Anhang zu dieser Arbeit). Die Überprüfung zeigt, – in den erfassbaren Grenzen –, dass sich unter den noch nachzuweisenden Bauten tatsächlich in überwiegender Anzahl Saalkirchen befinden. Alle übrigen Bauformen finden ihre Begründung in einer besonderen Baugeschichte. Heraus ragen dabei im Schaumburger Gebiet die Städte Stadthagen und Bückeburg als Residenzstädte, dazu jedoch vor allem Rinteln als planmäßige Stadtgründung aus der Zeit Adolf IV. mit einer ähnlichen Bedeutung für planmäßige Territorientwicklung durch Kirchenbauten, wie dies für Hamburg-Schleswig/Holstein gezeigt werden kann.

Rinteln

Die Schauenburger waren mit der nur mittelgroßen Herrschaft Schaumburg schon um 1100 verbunden, konnten sich jedoch, da sie bereits 1111 mit der Grafschaft Holstein und Stormarn belehnt wurden, zunächst wenig um dieses Gebiet kümmern. Das änderte sich erst, als sie der Übermacht der Dänen in Holstein weichen mussten und sich damit auf ihr Kernland zurückverwiesen sahen.

Um ihre Herrschaft im Wesertal einerseits gegen den Bischof von Minden, andererseits gegen die mächtigen Grafen von Roden zu sichern, verknüpfte man auch in diesem Falle Kirchen- und Städtepolitik, indem man in Rinteln durch ein Kloster zur Absicherung der eigenen Rechte die Hand auf ein Gebiet legte, das strategisch herausragende Bedeutung besaß. Es war in mittelalterlichen Zeiten nicht leicht, ein bestehendes Kloster wieder zu beseitigen, denn das konnte den Bannspruch Roms zur Folge haben und auch den Kaiser auf den Plan rufen. Den Plänen Adolfs IV. kam die Existenz eines Nonnen-Konventes an der Pfarrkirche von Bischoperode (nahe dem späteren Stadthagen) entgegen, der nun um 1235 nach Alt-Rinteln an die Weser gezogen wurde, wieder an die zunächst nördlich der Weser gelegene Pfarrkirche angebunden (die baulich gesichert, heute allerdings überbaut ist). Als Kirchenvogt für diese Pfarrkirche fungierte Adolf IV. selber. Allerdings eignete sich die Lage des Dorfes Alt-Rinteln stra-

tegisch für die Sicherung des Weserüberganges nicht gut. Dagegen bot das gegenüberliegende Ufer mit Weser, Exter und unter Einbeziehung eines Sees südlich der dorthin verschobenen Siedlung, der späteren eigentlichen Stadt Rinteln, von vornherein eine natürliche Sicherung. Mit Gründung der Stadt als solcher benötigte diese ebenfalls eine Pfarrkirche, die als neue Marktkirche St. Nikolai entstand. Reiche Dotationen zugunsten des Benediktinerinnen-Konventes St. Jakob in Alt-Rinteln, wo sein Bruder Konrad begraben lag, durch Adolf IV. bezeugen das Bestehen auch der Nikolai-Kirche schon in einer Urkunde von 1238 (heute im Urkundenbestand des Fürstlichen Hausarchivs im Niedersächsischen Staatsarchiv Bückeburg). Gleichzeitig wurde dem Kloster das Patronat über beide Kirchen in Alt-Rinteln und Neu-Rinteln zugesprochen. St. Nikolai wurde damit wiederum Pfarr- und Klosterkirche zugleich, mit reichen Schenkungen fundiert. Geht man davon aus, dass die Übertragung als Schachzug gegen den Mindener Bischof zur Erweiterung eigener Rechte geplant war, wird verständlich, dass es 1244 – sicher nicht allein aus diesem Grunde – zu „discordia et controversia“ mit Minden kam. St. Nikolai wurde schließlich auf Anweisung Adolfs IV. zum Hauptsitz des Konventes erhoben, unter allmählicher Aufgabe des nun wüst fallenden Alt-Rinteln, das seine Bevölkerung nicht ausreichend gegen den Bischof von Minden zu schützen vermochte.

Die im Laufe ihrer Geschichte veränderte Marktkirche St. Nikolai in Rinteln, die sich heute als ein dreischiffiger Hallenbau mit gestelzten Seitenschiffen präsentiert, lässt sich mit Vorbehalt mit dem ersten Hamburger Bau St. Maria-Magdalena vergleichen. Sie folgt nicht nur in ihrem Grundriss basilikalischen Vorgaben wie die Hamburger Klosterkirche, sondern zeigte auch ein an das Mittelschiff angefügtes, zunächst einfaches Chorquadrat, das erst im weiteren Verlauf ein 5/8-Polygon erhielt. In dem nur knapp rechteckigen Langhaus mit drei Jochen werden westfälische Kirchenbauten am Anfang des 13. Jh. gespiegelt, wie sie auch für die später in Holstein zum Vergleich herangezogenen Kirchen immer wieder als Vorbild in Anspruch genommen werden. Die Umfassungsmauern von St. Nikolai sind von Anfang an in Bruchstein errichtet worden, es handelte sich also um einen Steinbau, nicht um Fachwerk, was damit der angenommenen Hamburger Ausgangslage entspricht. Das kann auch das erhaltene Portal von 1260 auf der Südseite des Langhauses, d.h. aus der Anfangszeit, belegen. Die Fensterformen an St. Nikolai sind jedoch augenscheinlich verändert und nachträglich wohl sogar (mit Spätformen des Maßwerks) bis zu ihrer heutigen Höhe vergrößert worden. Entlang der Oberkante der Wasserabschlüsse an den Strebepfeilern zeigt sich deutlich eine rund um den Bau horizontal verlaufende Baunaht, die sichtbar macht, dass die Seitenfronten von hier ab bis zur Dachtraufe erhöht worden sein müssen, im Inneren sichtbar an der Erhöhung und an Unregelmäßigkeiten in den gratigen Seitenschiffseinwölbungen (Abb.54). Dort führen bauliche „Ungereimtheiten“ (so der Kirchenführer) zu der Notlösung, dass man in Entsprechung zur Mittelschiffswölbung in beiden Seitenschiffen korrigierende „Kreuzrippen“ einfach aufgemalt hat, die mit den baulichen Verhältnissen zum Teil nicht übereinstimmen. Die alten Grate sind daneben noch erfahrbar. Insgesamt könnte die innen und außen sichtbare Erhöhung in Zusammenhang stehen mit den zwischen 1320-1340 angenommenen, größeren Umbauten. Der kleine Kirchenführer des Lions Clubs in Rinteln gibt zwar an, die Kirche sei anfangs

nach Meinung des Bau- und Kunsthistorikers Wilhelm Lübke eine Basilika gewesen, die beim Umbau zur Hallenkirche wurde. Die Erhöhung der seitlichen Fronten ist jedoch zu gering, um die Annahme eines ehemals belichteten Obergadens zuzulassen, und da das Mittelschiff jedenfalls im Umbau in seiner Höhe nicht verkürzt worden sein dürfte, wäre davon auszugehen, dass es sich ursprünglich eher um eine Stufenhalle als um eine Basilika gehandelt hat (192).

Stufenhallen als Bauform werden sehr unterschiedlich gewichtet in der Literatur. Bis in die Gegenwart wird teilweise darauf verzichtet, ihnen einen besonderen Rang zuzuerkennen, statt ihrer Zwischenform zwischen Basilika und Halle schon im 13. Jh. nachzugehen (193). Vielleicht finden die frühen Hamburg/Holsteiner Stufenhallen des Schauenburger Gebietes z.B. bei Nussbaum auch deshalb keinen Widerhall, weil mit seiner Betrachtung zur deutschen Kirchenbaukunst der Gotik im gesamten deutschsprachigen Raum ein zu großes Gebiet deutscher Gotikströmungen überschaubar gemacht werden sollte, das für untergegangene Kirchenbauten grundsätzlich keinen Raum ließ (194).

Bökers enger gefasste Betrachtungen der mittelalterlichen Backsteinarchitektur Norddeutschlands halten die Besonderheiten der Kirchenbauten der Dominikaner und Franziskaner zwar in einem eigenen Kapitel fest und gehen auch auf die Hamburger Bauten als Stufenhallen ein. Im Detail finden sich jedoch z.T. ungenaue Angaben vor (vgl. 43).

Zwei weitere Arbeiten versuchen, das von ihnen betrachtete Gebiet innerhalb des Backsteinbaues weiter einzugrenzen und gehen dabei unterschiedlich mit dem Problem Stufenhalle um. Der Aufsatz Skibinskis zu den Stadtkirchen des 14. Jh. in Westpommern hält „eine eigenartige Architektureinheitlichkeit“ fest, in der sich Hallen- und Basilikastruktur einander annähern, so dass daraus eine Basilika mit gehobenen Seitenschiffen bzw. eine Halle mit gesenkten Seitenschiffen resultiert, ein pseudobasilikales System eben, dessen Beziehungen nicht näher erörtert werden und das deshalb auch nicht weiterführen kann (195). Stufenhallen werden als Besonderheit vermerkt, aber eher etwas ratlos als Kuriosität notiert.

Besser verwertbar erscheint eine Zusammenstellung zu den mittelalterlichen Bauten der Dominikaner und Franziskaner in Niedersachsen, da sie auch die heute verschwundenen Bauten mit zu erschließen versucht, soweit sich Einzelheiten noch ermitteln ließen. Dabei zeigt sich, dass es den Typ einer dreischiffigen Stufenhalle z.B. in Göttingen als Dominikanerkirche St. Petrus und Paulus gab, 1294 urkundlich als Stiftung Herzog Albrechts II ausgewiesen und heute in einem Teil des Universitätskomplexes verbaut. (Sie dürfte folglich am Beginn des 14. Jh. errichtet worden sein). Das zugehörige Kloster besaß Bedeutung auch deshalb, weil es als Fürstenresidenz und Übergabeort eines kaiserlichen Mandats 1521 ausgewiesen ist.

Auf denselben Herzog Albrecht II. geht eine ebenfalls 1294 genehmigte, jedoch erst ab 1307 zustande gekommene Gründung der Dominikaner in Braunschweig zurück, für die 1343 als Weihedatum der Kirche genannt wird. Diese wird beschrieben als ein fünfjochiger, „gestaffelter Hallenbau“ mit dreijochigem Chor, den ein 5/8-Polygon abschloss. Die Kirche wurde 1902 bis auf den Chor abgetragen. Für beide Niederlassungen hält der Verfasser fest, dass sie in Braunschweig wie in Göttingen im Adels-

bzw. Landesherrenviertel der Städte lagen, in Braunschweig z.B. gegenüber der Burg Dankwarderode, und damit ihre Anbindung an den Stifter auch räumlich bekundeten.

Als dritte Bettelordenskirche beschreibt er die Franziskanerkirche in Braunschweig als eine der ersten Gründungen des Ordens im Lande (1223 wird die Niederlassung genannt. Die Sachsenchronik Bothos möchte sie sogar auf Kaiser Otto IV. um 1215 zurückführen, was sicherlich nicht richtig ist). Die Mönche sollen bereits 1244 ein Provinzialkapitel am Ort abgehalten haben. Der Kirchenneubau als Stufenhalle ist vermutlich jedoch erst 1361 durch den Bischof von Hildesheim geweiht worden, ein Bau von 5 Jochen Länge, an den sich ein älterer, dreijochiger Chor mit 5/8-Schluss anschloss. Festgehalten ist, dass alle dreischiffigen Stufenhallen mit Achteckpfeilern als Stützenform ihren Ausgang von der Göttinger Dominikanerkirche genommen hätten, deren Vorbild die beiden anderen folgten. Die Bauten werden damit quasi als eine Familie angesehen, neben der es auch ganz andere Bautypen im damaligen Raum Niedersachen gab, wobei darauf hingewiesen wird, dass dieses Gebiet damals nicht als einheitliche Kunstlandschaft bestand (196). Festzuhalten wäre demnach, dass es sich bei den genannten drei Stufenhallen wie in Hamburg um Bauten ranghoher, dem fürstlichen Adel zuzurechnender Stifter handelte, die Form der Stufenhalle aber, verglichen mit Hamburg, im betrachteten niedersächsischen Raum erst später auftritt. Von Hamburg ausgehend könnte daher ein ähnlicher „Kirchenverband“ unter den Schauenburgern im Raum Hamburg/Schleswig-Holstein entstanden sein, zurückgehend auf die Zeiten Adolfs IV., der bisher in dieser Form nicht beachtet worden ist. Allein der Umstand, dass „Bruder Adolphus“ bei seinem Ableben im Bereich der Hansestädte geradezu heiligenmäßig verehrt wurde, zeigt, dass sein persönliches Ansehen bis zu seinem Tode und noch darüber hinaus ständig weiter wuchs, vermutlich sogar ausdrücklich wachgehalten wurde, und dass ein Teil dieses Ruhmes in Wechselwirkung auch den von ihm begründeten Klöstern und Kirchen zugute kam. Dies ist beispielsweise durch einen aus Greifswald stammenden Kodex des Franziskanerordens aus der Zeit um 1340 ausdrücklich bezeugt, in dem Adolf zu den sancti fratres Provinciae Saxoniae gerechnet wird. Ihm sei am Lebensende im Gebet zu Franziskus die Gottesmutter selber erschienen, umgeben von den Gestalten seiner Lieblingsheiligen, und habe ihm ein seliges Ende prophezeit, heißt es (197).

Adolf IV. hielt seine Primiz als Priester am 15. Januar 1245 bei einer kleinen Kapelle der Franziskaner auf dem ehemaligen Schlachtfeld ab, die er möglicherweise als Landesherr noch selber gestiftet hatte (198). Die Berufung auf diesen besonderen Ordensbruder muss über einen langen Zeitraum hinweg ein Anliegen ebenso seines Ordens wie auch der nachfolgenden fürstlichen Stifter des Hauses Schauenburg und im 15. Jh. vermehrt der Bürgerschaft gewesen sein, die den Konvent unterstützten. Der glückliche Umstand, dass ein sich neu etablierender Orden auf den Landesherrn als Mitbruder berufen konnte, machte, dass eine erklärte Schutzfunktion für die neuen Niederlassungen in dem Bekenntnis Adolfs IV. zu den Franziskanern mit verankert lag, obwohl sein Klosterbeitritt an sich in dieser Zeit nichts Ungewöhnliches war. So erklärt sich auch, dass sich in Kiel in der Falckstraße, in dem noch immer baulich genutzten, letzten Überrest des dortigen Franziskanerklosters, im Kreuzganges ein Grabstein des Stifters und Stadtgründers Adolf IV. erhalten hat, der posthum angefertigt wurde und bis

heute pietätvoll zur Schau gestellt wird, denn auch in Kiel nahm man das Schauenburger Prestige offenbar in derselben Weise in Anspruch wie in Hamburg (199). Nachweislich hat Bruder Adolf auch nach seinem Eintritt in das Kloster als Zeuge in Urkunden seiner regierenden Söhne noch eine Rolle gespielt und damit weiterhin indirekt an der Landespolitik teilgenommen. Er strebte damit keineswegs nur die Zurückgezogenheit eines besitzlosen Bettelordensbruders an, sondern ließ sich vermutlich gezielt zum Ordenspriester und damit zu einer Autorität des Ordens ausbilden, um sein persönliches Gewicht auch weiterhin als Garant seines Hauses einsetzen zu können, denn nur in der Funktion des Priesters konnten durch ihn Verbindungen bis nach Rom hin auch über seine eigene Lebenszeit hinaus für einen erneuten Territoriausbau wirksam genutzt werden.

Die historische Entwicklung der Schauenburger Herrschaft zeigt im weiteren Verlauf, dass gute Gründe bestanden, von Seiten der Schauenburger die Erinnerung an Adolf IV. aus politischen Gründen auch in der Folgezeit wach zu halten, denn die Regentschaft fing mit einigen Turbulenzen ziemlich rasch auf eine Seitenlinie des Hauses über, die sich im Land noch einmal neu zu legitimieren hatte. Der Übergang von dem einem auf den anderen Familienteil scheint nicht reibungslos von der Bevölkerung akzeptiert worden zu sein. Walther belegt jedoch, dass späterhin die Kieler Bürgerschaft in ihrer Bindung an das fürstliche Haus auch dann noch immer als verlässlicher Partner der Schauenburger galt, als ihre Lage durch die feste Verbindung zwischen Hamburg und Lübeck im Rahmen der Hanse schwieriger wurde. Kiel blieb nach Adolfs IV. Tod in Holstein der Regierungsmittelpunkt des jungen Grafen Johann I., wie die Kieler Burg danach auch Residenz Johannis II. wurde. Doch stürzte man schon 1313 den ältesten Sohn des Grafen Johann II. aus einem Fenster der Kieler Burg und ermordete zwei Jahre später seinen Bruder, während Johann II. in der Kieler Burg gefangengesetzt wurde und die Regierung an die Vettern Gerhard III. (Rendsburger Linie) und Johann III. aus der Plöner Linie überging. Dieser Umsturz läuft parallel zu den sich in der architektonischen Entwicklung anbahnenden Umbauten des 14. Jh. in den hier interessierenden Kirchen. Auch der Konflikt Lübecks mit dem Schauenburger Grafen Gerhard II. schuf z.B. um 1306 für Kiel Probleme zu einer Zeit, in der Hamburg bereits eine eigenständigere und vom Landesherrn unabhängigere Stadtpolitik betreiben konnte (200). Die direkte Schauenburger Linie Adolfs IV. bestand also bereits im 14. Jh. nicht mehr, obwohl sich das propagandistische Interesse des fürstlichen Hauses an sich nicht veränderte (für das Geschlecht des Schauenburger gräflichen Hauses insgesamt begrenzt es sich am durch dieses geförderte Bauunternehmen im Raume Lübeck / Kiel / Hamburg im Zeichen des Landesausbaues zeitlich spätestens durch das Jahr 1460, in dem das Geschlecht endgültig erlosch. Danach wurden Schleswig, Holstein und Dänemark in Personalunion unter dem oldenburgischen Christian I. zusammengefasst (201), der bereits seit 1448 als König von Dänemark regierte, seine Abkunft allerdings u.a. auch von dem Schauenburger Gerhard VI. herleitete (202).

Für die baulichen Anfänge des Hamburger Maria-Magdalenen-Klosters sind besondere, in den ersten Baulichkeiten vorgetragene, ordenseigene Ansprüche nach den vorausgegangenen Beschreibungen noch nicht anzunehmen. Die Aussendung der ersten Brüder unter dem Gesichtspunkt einer Weltmission steht noch weitgehend unter dem Eindruck des direkten Vorbildes des Bruders Franziskus. Erst von

einem gewissen Zeitpunkt an besaß der Franziskanerorden gute Gründe, sich mit Hilfe seiner Kirchenbauten selbstbewusster auch als Orden zu legitimieren und dann in der gewollten Form eines Rangvergleiches mit anderen Kirchenbauten an den Orten seiner Niederlassung vorzustellen. Dieses zusätzliche Selbstbewusstsein weist bereits über den Rahmen der hier genannten Hansestädte und die so eng mit den Schauenburgern verknüpften Anfänge in Hamburg, Kiel und Lübeck hinaus und erhält grundsätzliche Dimensionen, die mit der Ordensentwicklung von Assisi aus in Zusammenhang stehen. Der Beginn der Niederlassung des Franziskanerordens auf dem Weg nach Skandinavien wurde zunächst über einen längeren Zeitraum von den Städten Lübeck, Hamburg und Kiel (Neustadt erlangte nicht das Gewicht dieser Städte) ausschließlich getragen. Es bietet sich daher an, gerade in diesen Städten nach Vergleichsmöglichkeiten mit den Hamburger Voraussetzungen Ausschau zu halten. Zusätzlich sollen, von Rinteln abgesehen, hier neben Neustadt vor allem noch Schleswig und schließlich Assisi betrachtet werden. Durch die Aufteilung der Verwaltungsgebiete zählen in der ersten Hälfte des 14. Jh. Hamburg und Kiel zur Kustodie Bremen (ausgehend vom Erzbistum Hamburg-Bremen), zu der auch Stade und Lüneburg gerechnet wurden. Lübeck bildete mit den Ostseestädten der Hanse, nämlich Wismar, Rostock, Schwerin, Parchim, Stralsund, Greifswald und Riga eine Einheit, während Schleswig zu dieser Zeit bereits Teil der dänischen Kustodie Ripen ist, der im weiteren Kolding, Tondern und Flensburg zugerechnet wurden (203).

Lübeck

Früher noch als in Hamburg hatten sich die Grauen Brüder in Lübeck niederlassen können. Wie es heißt, erhielten sie bereits 1225 dort ein Grundstück zugewiesen, auf dem sie im gleichen Jahr mit dem Bau ihres Klosters begannen. („*dar se buweden in deme sulven jare dat closter*“ – 204). Berücksichtigt man den Umstand, dass dieses noch zu Lebzeiten des Franziskus stattgefunden haben müsste, erheben sich Zweifel, und die Aussage eines gleichzeitigen Baubeginns muss vorsichtig relativiert werden. Die erste urkundliche Erwähnung des Klosters liegt erst im Jahre 1256 (205), obwohl es nicht unwahrscheinlich ist, dass Lübeck als die bedeutendste Handelsstadt des schauenburgischen Gebietes vorrangig Ziel der Franziskaner-Gründungen wurde. Lübeck war zu dieser Zeit immerhin doppelt so groß wie Hamburg mit ca. 20.000 Einwohnern. Möglicherweise ist die überlieferte Jahreszahl 1225 jedoch auch Ausdruck eines bestehenden Konkurrenzverhältnisses zwischen den Dominikanern und Franziskanern in Lübeck, im Sinne der Behauptung eines Erstrechtes, denn die Dominikaner ließen sich in Lübeck ganz unmittelbar nach der Schlacht von Bornhöved 1227 am Platz der alten Burg nieder und benannten ihr Kloster dann mit demselben Namen, den das Hamburger Franziskanerkloster trug, dem der Tagesheiligen von Bornhöved, Maria Magdalena, während man die Franziskanerkirche in Lübeck der gelehrten Königstochter, der Hl. Katharina, weihte. Über das Aussehen der ersten Franziskanerkirche in Lübeck ist nichts bekannt.

Da das Verhältnis zwischen Lübeck und den Schauenburger Grafen nach der siegreichen Schlacht von Bornhöved jedoch sehr bald in ein angespanntes Verhältnis einmündete, ist offen, wie weit der Landesherr selber überhaupt den ersten Klosterbau der Franziskaner noch mit vorantrieb und beförderte.

Adolf IV., der 1224, als er sich dazu entschloss, das ihm durch seinen Vater Adolf III. im staufisch-welfischen Streit verlorengegangene Erbe zurückzugewinnen, noch in jugendlichen Jahren stand, musste das wiedereroberte nordische Terrain nach 1227 als Landesherr neu für sich behaupten und geriet dabei in Auseinandersetzungen nicht nur mit dem heimischen Adel, sondern auch mit dem Lübecker Bischof und vor allem dem eigenen Lehnsherrn, Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der die Nachfolge seines welfischen Veters angetreten hatte. Im Zuge der bekannten Streitigkeiten zwischen Kaiser Barbarossa und Herzog Heinrich dem Löwen hatten die Welfen auf ihre Rechte hier verzichten müssen. Angesichts der vor auszusehenden Schwierigkeiten bei der Wiedergewinnung seiner Herrschaft schloss Adolf IV. schon bald nach seiner Rückkehr Frieden mit dem dänischen Gegner, indem er seine Tochter Mechthild mit dem dritten Sohn des dänischen König Waldemar II. vermählte und, gestützt durch seinen Schwiegersohn Abel versuchte, in Lübeck die alten Rechte eines Stadtherrn wiederum für sich zu beanspruchen. Lübeck hatte seinerseits seine unabhängige Rechtsposition von Friedrich II. mit Unterstützung des Herzogs von Sachsen-Lauenburg bereits 1225 neu bestätigen und 1226 durch ein Reichsfreiheitsprivileg erweitern lassen. Es gelang Adolf IV. nicht, seine Ansprüche durchzusetzen. Er musste 1247 schließlich ganz darauf verzichten. Herzog Albrecht von Sachsen fungierte seit der Reichstadt-Privilegierung Lübecks als kaiserlicher Rektor.

Günstiger verliefen die Regelungen, die der Schauenburger mit dem Adel des Landes treffen konnte. Hier wirkte sich der politische Rückhalt Dänemarks durch die Heiratspolitik für ihn aus.

Blieben demzufolge vorwiegend die Auseinandersetzungen um Rechtspositionen zwischen dem Herzog und Adolf IV. übrig, wobei sich ersterer als „dominus Nordalbingiae“ und Lehnsherr gegenüber dem „dominus terrae“ und Lehnsmann Adolf IV. zu keinem Nachgeben bereit fand. Rechtliche Veränderungen in der Gewichtung bestehender Herrschaftsverhältnisse waren nur dort einfacher zu erreichen, wo Adolf IV. Landes- und Herrschaftsausbau auf seinem eigenem Grund und Boden betreiben konnte. Da sich der Herzog in diesen Fällen nicht einmischte, galt dies insbesondere für die Neubegründung von Städten mit Kirchen und Klosterbauten auf Eigengrund. Adolf IV. wurde unter solchen Voraussetzungen praktisch automatisch vom Grund- zum Landesherrn (206). Die Schauenburger, Adolf IV. und seine Söhne, für die Herzog Abel bis zur Mündigkeit vorübergehend als Vormund fungierte, besaßen damit nach der Schlacht von Bornhöved ein grundlegendes Interesse daran, Siedlungsprojekte und Stiftungen zu befördern, die ihren Einfluss verbreitern und befestigen helfen konnten. Adolf IV. setzte dabei verwaltungsmäßig vor allem auch die Overboden als adlige Lokatoren ein, die als Entlohnung für ihre geleistete Endwicklungsarbeit auf gräflichem Boden Abgaben einziehen durften und dabei als Lehnslente treue Gefolgsmannen der Schauenburger Herrschaft waren. Das Grafenhaus wurde dadurch zugleich vor dem im Land nicht begüterten Herzog zum vorrangigen Ansprechpartner und Förderer dieser Neusiedler (207).

Die Franziskaner in Lübeck erwarben bereits 1256 ein Grundstück östlich ihres ersten Kirchenbaues hinzu, sehr wahrscheinlich in der Absicht, Erweiterungsbauten zu beginnen. Eine Tafel in der Westfassade nennt das Jahr 1335, lange Zeit als das Jahr der Grundsteinlegung für ein neues Langhaus angesehen (208).

Da die Stellung der Stadt gegenüber Adolf IV. seit 1247 aber unangefochten war, sind diese Umbauten mit Sicherheit bereits unter Vorzeichen entstanden, die politisch gesehen, eher eine inzwischen vom Landesherrn erworbene Unabhängigkeit spiegeln, als dass sie als Beispiel für eine über klösterliche Interessen des Ordens hinausweisende, zur Schau gestellte Rechtsposition der Schauenburger Grafen zu sehen sein könnten. Insofern verlief die historische und bauliche Entwicklung für die Franziskanerkirche in Lübeck in dieser Hinsicht, anders als in Hamburg oder Kiel, unabhängig von den Schauenburgern.

An die Stelle der spätromanischen Lübecker Franziskanerkirche trat im Zuge baulicher Veränderungen die heutige gotische Basilika, deren Ostpartie kurz nach 1300 und deren Langhaus im Anschluss daran bis zur Fassade um 1335 fertiggestellt worden sein könnte (Grundriss vgl. Abb. 16). Dabei findet sich ein wesentlich erweiterter Kirchenbau vor, der seinen Ausbau im Osten zeitlich vor dem der Hamburger Niederlassung des Ordens erfährt (früheste Ausbaupläne in Hamburg sind in die Zeit der getroffenen neuen Abmachungen mit dem Hamburger Rat nach 1314 zu datieren) und dadurch charakterisiert ist, dass sein Chorteil eine besondere Ausformung erhält, die ihn in eine verhältnismäßig niedrige, kryptenhafte untere Zone und einen darüber liegenden, lichten Obergadenteil gliedert, der mit einem 5/8 Chorschluss für beide Teile endet.

Gerade dieser Ausbau spiegelt mit großer Wahrscheinlichkeit bereits eine Veränderung im Selbstverständnis nicht nur der geldgebenden Lübecker, sondern generell des Franziskanerordens wider. Dies betont auch Schenkluhn ausdrücklich (209) Er widerspricht damit der Meinung, St. Katharinen, Lübeck, sei eine „Außenseiter-Form“ des Mendikantenbaues, indem er den Bau in Verbindung mit der Grabeskirche des Franziskus in Assisi und auch in Verbindung mit San Francesco, Bologna stellt und ihn so in überregionale Zusammenhänge einer franziskanisch betonten, baulichen Entwicklung einbindet, deren Ausstrahlung bis hin nach Lübeck er u.a. damit begründet, dass Lübeck durch weitverbreitete Handelsbeziehungen in der Hansezeit an dieser von Italien ausgehenden Entwicklung teilhaben konnte. Das dreischiffige, basilikale Langhaus mit seinen achteckigen Pfeilern ohne Kapitell im Mittelschiff bei seitlich mit dem Langhaus fluchtendem Querhaus lässt sich nach Schenkluhn als „einschiffiger Raum mit seitlichen Kapellenreihen“ und damit als Saalbau mit doppelgeschossigem Chor lesen. Dieser verbindet sich als Bauzitat typologisch nicht nur mit dem in der Ordensentwicklung außerordentlich wichtigen, doppelgeschossigen Choraufbau in der Grabeskirche des Ordensstifters in Assisi, sondern u.a. auch durch das Zitat achteckiger Pfeiler im Langhausssystem mit dem für die Franziskaner als „Ordo studens“ herausragend wichtigen Kirchenbau in Bologna.

„Vor allem war Bologna der Ort, an dem die Minderbrüder Kontakte mit der Wissenschaft knüpfen konnten“, notiert Schenkluhn (210).

Nach Assisi als Grablege des 1228 heiliggesprochenen Ordensgründers, besaß Bologna, mehr noch als Paris mit seiner neu gegründeten Universität, für die Franziskaner inhaltlich seine besondere Bedeutung deshalb, weil sich die Minderbrüder gerade mit Hilfe ihrer Ordensniederlassung in Bologna zuerst an diesem Ort als ein Studienorden vor den bis dahin durch diesen Ruf im Vorteil befindlichen Dominikanern profilieren und dies zugleich mit Hilfe eines wegweisenden Kirchenbaues sichtbar wer-

den lassen konnten. Dieser Nachweis war inzwischen für die Franziskaner von großer Wichtigkeit geworden, um sich gegen den bereits übermächtig wirkenden Anspruch des zweiten Bettelordens der Dominikaner als ein *Ordo studens* gleichwertig zu behaupten. Von Seiten der Franziskaner war man zu diesem Zeitpunkt bereits bestrebt, das mit der Gelehrsamkeit des Dominikanerordens gewonnene Ansehen dieses Ordens nicht nur wett zu machen, sondern den Ausgangsvorsprung der Dominikaner auf diesem Gebiet vergessen zu lassen. Dieser Anspruch schlägt sich bereits in der Lübecker Katharinenkirche in Form des vermutlich von Bologna übernommenen Achteckpfeilers nieder.

Jaacks hat den Vergleich der Chorlösung mit der doppelgeschossigen Kirche in Assisi abgelehnt (211), weil er der Meinung war, das kryptenähnliche Untergeschoss sei niemals „im eigentlichen Sinne als Kirche“ benutzt worden. Dabei gibt er jedoch an anderer Stelle einen wertvollen Hinweis, indem er den oberen Chorabschnitt richtig als den wirklichen Chor der Mönche definiert, die so in unüblicher Weise aus ihrem Dormitorium direkt zum Gebet auf einen Chor gelangen konnten, der sie deutlich über die normalen Beter erhob und die Ordensbrüder damit von diesen abgrenzte, für die untere Zone aber anmerkt, nur eine Nachricht aus dem Jahre 1446 über eine „vor deme hilghen sacramente under unsem Chor“ hängende Lampe berichte überhaupt über die Nutzung des unteren Chorteiles, woraus nur zu schließen sei, dass im Unterchor das Sakrament zur allgemeinen Anbetung durch die Gläubigen ausgesetzt war. Die Frage, wie der untere Teil zu bewerten sei, bleibt für ihn letztlich offen (212).

Mit Hilfe dieses Hinweises lässt sich aber eine Bestimmung des Untergeschosses im Chor ausmachen, die vielleicht doch zu einer inhaltlichen Verbindung mit der Doppelgeschossigkeit von Assisi führen kann.

In der Zeit zwischen 1327-1340, also zur Zeit der Fertigstellung der Kirche in Lübeck, verbreiteten sich in Italien die *Actus Beati Francisci* und im letzten Viertel des 14. Jh. auch die *Fioretti*, die in der Toskana entstanden, die beide das Franziskusbild in und außerhalb Italiens nachhaltiger prägten als jedes andere Werk, wenn man Feld Glauben schenkt. Wird Franziskus in den *Actus* ausdrücklich als „alter Christus“ angesprochen, so ist in den *Fioretti* von vollkommener Konformität quasi bis hin zur Identität zwischen Christus und Franziskus die Rede (213). Hier wird eine Vorstellung deutlich, die das franziskanische Ordensbewusstsein qualitativ weit über das erhebt, was wir für diesen Bettelorden im Blick auf das Leben seines Stifters zunächst vermuten möchten, wie sie aber auch bei dem vermutlich um 1401 verstorbenen Bartholomäus von Pisa zu finden ist, der in seiner Schrift „*De confirmate vitae Beati Francesci ad vitam Domini Jesu*“ Ähnliches in dogmatisch abgemilderter Form anklingen lässt (214).

Feld führt aus, wie Franziskus, stark von dem Erlebnis in der verfallenen Kirche von S. Damiano geprägt, in dem der gemalte Kruzifixus vermeintlich zu ihm persönlich gesprochen hatte, um ihm den Auftrag zum Wiederaufbau seines Hauses zu erteilen, im Anschluss an seine Visionen immer stärker zu der Überzeugung und Suche seiner eigenen Gleichförmigkeit mit Christus, dem gekreuzigten Erlöser, getrieben wird. Höhepunkt solcher Vorstellungen sind schließlich die ihm gewährten Stigmata des Herrn. Insofern führt der Gedanke von Franziskus als „zweitem“ Christus direkt auf Franziskus selber zurück. Geht man aber von einer solchen Übereinstimmung zwischen Christus und Franziskus auf dieser gedanklichen Ebene aus, die im Kirchenverständnis den Rand der Häresie berührt und deshalb nur

vage vorgetragen werden konnte, so fand sich in der St. Katharinen-Kirche in Lübeck in dem auf der Laieinebene des Chorraumes ausgesetzten Sakrament nicht allein der lebendige Christus anwesend und der Anbetung empfohlen, sondern man erinnerte zugleich mit an den Träger und Patron des Franziskanerordens, an den Hl. Franziskus selber, in seiner kompromisslosen Christus-Nachfolge im Leben wie im Tode. Beide, Christus und Franziskus, wurden in demselben kryptenähnlichen Untergeschoss anwesend gemacht und rechtfertigen in dieser Verdoppelung den seit je her bestaunten außerordentlichen Bauaufwand in diesem Bereich. Die untere und obere Zone wurden damit im Doppelsinn zum Funktionsträger nach dem Vorbild von Memorialbauten. In zusammengefasster Weise sollte das ausgesetzte Sakrament die Gemeinde zur Buße und Nachfolge im Herrn im Sinne des vorgelebten franziskanischen Weltverständnisses mit seiner gewollten Erneuerung der christlichen Kirche auffordern. Es ist keine Frage, dass Franziskus seine eigenen Versöhnungsbemühungen tatsächlich weltumspannend kirchenerneuernd gesehen hat (215).

Auch Böker entscheidet sich in seiner Betrachtung der Backsteinbauten in Norddeutschland dafür, die Chorlösung in der Lübecker Franziskanerkirche im Sinne Assisis zu bewerten, wenn er anmerkt : „innerhalb des Ordens selbst war die Unterkirche durch die zweigeschossige Anlage von San Francesco in Assisi vorgegeben“ (216).

Da Lübeck als „Königin der Hanse“ zwar wirtschaftlich im Blickpunkt stand, sich aber enge Beziehungen zwischen Lübeck und Hamburg auf fast allen Gebieten, rechtlich, wirtschaftlich wie künstlerisch, aufzeigen lassen, ist diese Betrachtung für Hamburg ebenfalls von großer Bedeutung, weil sie im Grundsatz ähnliche Voraussetzungen innerhalb des Ordens für die Zeit des Choranbaues im 14. Jh. an die hiesige Franziskanerkirche nahe legt. Auch für Hamburg ist zu diesem Zeitpunkt anzunehmen, dass man sich im Ausbau der Klosterkirche nach 1314 auf für den Orden vorbildlich empfundene Vorgaben bezogen hat.

Bedenkt man außerdem, dass Adolf III. bereits durch das Barbarossa-Privileg von 1189, das heute als eine der Grundlagen für die Entwicklung Hamburgs zur Seehandelsstadt begriffen wird, in Hamburg gewissermaßen die Wiederholung der wirtschaftlich erfolgreichen Lübecker Grundlagen mit Blick auf die Nordsee im Auge gehabt haben muss, aus der auch ein Konkurrenzverhältnis zwischen beiden Städten abzuleiten ist, gewinnt der Ausbau des Hamburger Klosters nach 1314 auch in diesem Licht eine neue Dimension.

Wie in Lübeck, so erfolgte auch in Hamburg im Verlauf des ersten, wichtigen Umbaus der Klosterkirche nun eine ins Auge fallende Neugewichtung des Chorabschnittes, für die vermutlich ordensinterne Entscheidungen maßgeblich waren. Sie muß mit Unterstützung und Billigung des städtischen Rates erfolgt sein und ist ohne Zustimmung des Landesherrn kaum zu denken. Die Ausformung der Chorabschnitte in Hamburg und Lübeck unterscheiden sich jedoch in wesentlichen Einzelheiten, die auf unterschiedliche Weise in dieselbe Richtung eines neuen Selbstverständnisses im Orden weisen. Dabei fällt zusätzlich ins Auge, dass sich im Hamburger Langhaus die Stufenhalle erhält, die in Lübeck für die Franziskanerkirche nicht gewählt wird, denn in Hamburg blieb, im Grundriss ablesbar, ver-

mutlich der ältere Teil des Langhauses bestehen, als der neue Chor mit einer Überleitung daran angefügt wurde. Der erste Ausbau der Kirche St. Maria-Magdalena wurde in Hamburg so im wesentlichen ein angegliederter Chorneubau, der die alte Langhausform (doch wohl nicht allein aus Sparsamkeitsgründen) ebenso erhielt, wie dies bei der Stadtpfarrkirche St. Catharinen in Hamburg der Fall war, bei der – durch die Forschungsergebnisse nach 1945 erwiesen – von allem Anfang an eine Stufenhalle auf basilikalem Grundriss vorgelegen haben dürfte (217).

Letzteres ist besonders im Zusammenhang mit der Frage von Bedeutung, ob es sich bei der Ausformung der Bauform einer Stufenhalle auch darum handelte, über gestiftete Klosterbauten oder Kirchen überhaupt landesherrschaftliche Ansprüche der Schauenburger Seite mit Hilfe einer bestimmten Architekturform und gewissermaßen im Nebeneffekt wirksam werden zu lassen. Als Bauzitat konnte auch in späterer Zeit im Sinne der Schauenburger Territorialherren noch ein Rezeptionsanspruch im Typus der Stufenhalle erfahrbar werden, der Sinn macht, sobald man sich vor Augen führt, dass die direkten Nachkommen Adolf IV. ihre Herrschaft relativ rasch an die Vettern abtraten. Die dabei nochmals neu wieder erhobenen, territorialen Ansprüche von Schauenburger Seite konnten sich schon deshalb mit den Franziskanerbauten (und dann auch anderen Stiftungen des Hauses) allen unter dieser Herrschaft vereinigten Landeskindern gut vor Augen führen lassen, weil der Segen Gottes gewissermaßen die auf dem Schlachtfeld von Bornhöved gelobten Stiftungen (auch die Lübecker Dominikaner berufen sich ja auf Maria-Magdalena) vorab begleitet hatte. Hatte sich nicht Gott selber ausdrücklich für die Schauenburger und ihre Verbündeten entschieden? Das Hamburger Kloster wurde auf diesem Wege ebenso wie das Lübecker Dominikaner-Kloster ein Dankeszeugnis für den mittels der Fürsprache Maria-Magdalenas vor Gott errungenen Sieg, dem sich Adolf IV. in eigener Person verpflichtend zum Pfand gegeben hatte, der ihm und seinen Nachkommen aber quasi im Gegenzug dadurch den Rückgewinn der Landeshoheit garantierte. Dass Adolf IV. sich den bescheidenen, gerade populär werdenden Bettelorden zuwandte, ließ außerdem von vornherein hoffen, dass die zurückkehrende Herrschaft für die Landeskinder keine ungewöhnlichen Forderungen bedeuten und eine milde sein würde, die auch neugeworbenen Siedlern ihre angemessene Lebensgrundlage versprechen konnte. In den nachfolgenden Bauten zeigte sich so im Bauzitat der Stufenhalle möglicherweise nicht nur eine Art Präsenz, sondern sogar eine „Abschöpfungsbefugnis“ für das Schauenburger Regiment, als Verweis auf das von Gott gewährte Schlachtergebnis von Bornhöved, das in der Tat historisch gesehen darüber entschied, dass dieses Gebiet dem Reich zurück gewonnen werden konnte und nicht dänisch blieb. Der Landesherr vermochte dieses territoriale Ergebnis also mit Hilfe der Stufenhallen als den ausdrücklichen Willen Gottes immer wieder aufzurufen und im Gedächtnis der Landeskinder zu befestigen.

Kiel

Unter dem Gesichtspunkt enger Verbundenheit mit den Schauenburgern wäre in diesem Zusammenhang neben Hamburg vor allem auch Kiel zu betrachten, in dessen Franziskaner-Kloster Adolf IV. sein Leben beschloss.

Der typische Fall einer systematischen Stadtneuanlage auf Eigengrund mit allen sich daraus ergebenden Herrschafts- und Rechtsfolgen zugunsten der Schauenburger scheint auf Kiel genau zuzutreffen. Die Fördestadt wurde nämlich insgesamt auf gräflisch-schauenburgischem Eigenland angelegt. Sie wurde offenbar kurz nach 1230, ähnlich wie Rinteln, geplant und danach zügig als „Civitas Holsatorum“, gewissermaßen als ein Gegenpol zu der bereits bestehenden „Civitas Stormarnie“ Hamburg mit Ausrichtung auf den Ostseeraum ausgebaut, d. h. als Parallele zu der von Adolf III., dem Vater Adolfs IV., wiederbegründeten Hamburger Neustadt, die als Seehandelsstadt mit Ausrichtung auf die Nordsee in Konkurrenz zu Lübeck fungieren sollte. Auch die Hamburger Neustadt war ja ursprünglich als Gegenpol zur älteren, erzbischöflichen Domstadt um die Hammaburg als ein gräflisch-territoriales Gegengewicht zum älteren bischöflichen Stadtkern ins Leben gerufen worden. (Ihre eigentliche Stadtpfarrkirche wurde die ursprüngliche Kapelle St. Nikolai. Bischöflicher Stadtkern und der gräflisch bestimmte Stadtteil um die Neue Burg wurden erst in der Zeit der dänischen Herrschaft, kurz vor der Schlacht von Bornhöved, 1216 miteinander vereinigt). Kiel war folglich ebenso wie Hamburg vom Beginn an dazu bestimmt, die Grundlagen der Machtausübung für die Schauenburger neu festigen zu helfen, aber auch ihre Einnahmen zu erweitern. Die Stadt sollte neben der Nordsee nun auch den Ostseehandel im Rahmen der Hanse direkt für die Schauenburger Kassen wieder erschließen. Walther weist ausdrücklich daraufhin, dass hohe Erwartungen an die Wirtschaftsentwicklung in Kiel geknüpft wurden, denn die neue Stadt hatte doppelt soviel Jahressteuer zu entrichten, wie sonst in Holsteiner Städten üblich (218).

Bis zum Jahre 1232 war das Westufer der Kieler Förde völlig unbesiedelt (219). Adolf IV. beabsichtigte zum damaligen Zeitpunkt noch, seinen dortigen Grundbesitz dem Preetzer Benediktinerinnen-Kloster zur Verfügung zu stellen, entschied sich jedoch anders, wohl vor allen Dingen im Rahmen seiner Auseinandersetzungen mit dem Lübecker Bischof Johann I. Dessen Bemühungen, diesen Raum über das Preetzer Kloster an seine Diözese anzugliedern, die der Lübecker Seite, die sich von der Schauenburger Herrschaft zu lösen trachtete, Vorteile verschaffen musste, konnte der Landesherr auf diese Weise wirkungsvoll begegnen. Die Urkundenentwürfe zugunsten Preetz wurden deshalb allem Anschein nach nicht rechtskräftig.

In der beabsichtigten Tendenz zur Festigung der alten Herrschaftsrechte durch die Gewährung von Stadtrechten wären außer Neustadt und Preetz eigentlich auch Oldenburg, Plön, Itzehoe und Oldesloe oder Heiligenhafen zu betrachten. Doch kann nur im Falle Kiels und Neustadts von einer reißbrettmäßigen Neugründung einer Stadt gesprochen werden (220). Anknüpfend an die ursprünglichen Absichten für Preetz, die die Schauenburger vielleicht langfristig als eine uneingelöste Verpflichtung ansahen, verknüpft sich auf diesem Wege jedoch auch das Preetzer Benediktinerinnen-Kloster eng mit der Landesherrschaft.

Unter dem Patronat Adolfs IV. bzw. seines direkten Nachfolgers entstand in Kiel zunächst die Stadtpfarrkirche St. Nikolai (Grundriss Abb. 17). Es besteht ein zeitlicher Zusammenhang mit der Verleihung der Stadtrechte an das als Ort bereits bestehende Kiel im Jahre 1242 insofern, als in der

Urkunde ein „Lodewicus Plebanus eiusdem Civitatis“ als Mitzeuge notiert, so dass davon auszugehen ist, dass zu diesem Zeitpunkt bereits eine Pfarrgemeinde am Ort vorhanden war. Die Verleihung der Stadtrechte fällt in die Zeit nach Mündigwerden des jungen Grafen Johann I. nach 1241, der damit das begonnene Werk im Sinne seines Vaters fortschreiben konnte (221).

Der Bau der Stadtpfarrkirche ist vielfach verändert worden. Älteren Urkunden zufolge zeigte die Chorauswand ehemals einen Ziegelstein mit der Jahreszahl 1241, daraus ergibt sich ein gewisses Bezugsdatum zum Baubeginn. Man möchte darin das Gründungsjahr des Kirchenbaues sehen. 1264 wird der Kirchenbau erstmals urkundlich in einer Schenkung genannt. 1284 erfolgt eine Stiftung für den Bau des Chores und 1300 zum Bau, der vermutlich bereits ein Umbau war. Die Forschung vermutet, dass es sich danach um eine dreischiffige Backstein-Hallenkirche mit drei Jochen im Langhaus gehandelt hat, die möglicherweise einen kurzen Kastenchor aufwies. Ihre Turmteile waren erst um 1300 im unteren Bereich fertig. Mit Bezug auf die Binnenorganisation spricht Wilde von älteren Wandpfeilern mit Viertelstabprofilen, von denen zwei an der Wand des nördlichen Seitenschiffs erhalten seien, und vermerkt im übrigen:

„Ähnlicher Ausbildung waren die gleichzeitig erbauten Pfarrkirchen in Neustadt und in Burg auf Fehmarn, auch die erste Kirche des Kieler Franziskanerklosters folgte diesem Planschema.“ Die Nennung des Chores 1284 und von Bauarbeiten um 1300 deuten auf die Erneuerung dieses Bauteils, der nun in einer dieser Zeit entsprechenden Form einschiffig mit zwei Jochen und polygonalem Schluss vor das alte Langhaus gelegt wurde (222).

Es ergibt sich dabei eine Übereinstimmung zwischen dem Kirchenbau der Franziskaner in Hamburg vor dessen Ausbau mit einem langgestreckten Chorabschnitt und der ersten, noch nicht umgebauten Kieler Stadtpfarrkirche insofern, als der Grundriss für den Hamburger Kirchenbau in seinem 5. Joch von Westen im Langhausbereich unklare Verhältnisse zeigt, die schon früher zu der Vermutung geführt haben, die Maria-Magdalenen-Kirche, Hamburg, könnte ursprünglich einen rechteckigen Chorabschluss besessen haben, der im weiteren Ausbau durch die Anfügung des gotischen Choranschlusses überformt worden wäre. Da sich über die Stadtpfarrkirche St. Nikolai hinaus zwischen der Franziskaner-Klosterkirche in Kiel und der Maria-Magdalenen-Kirche in Hamburg ebenso wie mit Rinteln weitere Übereinstimmungen auffinden lassen, kann dieser Gedanke nicht vollständig vernachlässigt werden.

Für das Langhaus von St. Nikolai ist festgehalten, dass der spätere Umbau, einsetzend mit zahlreichen testamentarischen Vermächtnissen Kieler Bürger zu Gunsten der Kirche etwa um 1350, Wilde zufolge nach dem Vorbild von St. Petri in Lübeck erfolgte. Lübeck strahlte nach Wilde vor allem deshalb, weil die um 1220 – 1240 erbaute St. Petrikirche kurz vorher zu einer dreischiffigen, gotischen Hallenkirche umgebaut worden war, vorbildhaft aus. Zieht man allerdings die vorauf beschriebenen politischen Konstellationen mit in Betracht, erheben sich Zweifel an diesem Bezug auf einen Lübecker Bau. Zwischen 1375 – 1400 dürfte die Kieler Pfarrkirche St. Nikolai aber jedenfalls gotisch umgestaltet wor-

den sein. Dabei bleibt festzuhalten, dass über die Einzelformen des ersten, ursprünglichen Langhauses von St. Nikolai nichts Näheres sicher bekannt ist. Das gilt ebenso und insbesondere auch für den Aufriss des älteren Kirchenbaues. Offen ist außerdem, und diese Unwägbarkeit gilt nicht nur für die Frühzeit dieses Kirchenbaues, sondern auch für andere Bauten, ob man in der Überlieferung des Langhauses als Hallenbau überhaupt zwischen einem älteren, möglicherweise in Form einer Stufenhalle vorliegenden Hallenbau und einer idealen Hallenform unterschieden hätte, da solche Unterscheidungen, wie schon gezeigt, bis in unsere Zeit vielfach vernachlässigt werden. Sie sind im Ergebnis Folge kunstwissenschaftlicher Diskussionen, die damals mit Sicherheit so jedenfalls nicht bestanden. Da in Kiel Teile des Vorgängerbaues in den Umbau einbezogen werden mussten, wich der Bau schlussendlich ohnehin von dem benannten Lübecker Vorbild ab. Jedoch ergab sich nach dem gotischen Umbau als Kernbau die beschriebene, dreischiffige Hallenkirche von drei Jochen Langhauslänge, mit Turmanbau im Westen, der nach Osten ein Chorteil mit zwei queroblungen Jochen und 5/8 Chorschluss angliedert wurde. Sie entstand auf basilikalem Grundriss bei halbbreiten Seitenschiffen im Verhältnis zum Mittelschiff.

Leider haben nur Teile der neugotischen Umfassungsmauern des Schiffes, die aus der Zeit nach 1889/91 datieren, die letzten Kriegs- und Nachkriegszeiten überhaupt überdauert. Der Wiederaufbau innen ist nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges mit Betonpfeilern neu erfolgt. So lassen sich Einzelheiten vor Ort nicht mehr klären, da selbst der Langchor nach dem letzten Krieg erneuert worden ist. Auf den alten Abbildungen sind noch achtseitige Stützpfeiler im gotischen Hallenschiff erkennbar, die zeitlich nicht genau festzuschreiben sind. Ein Verweis auf die Diskussion um achtseitige Pfeiler in Bologna a.a. O sei erlaubt. Was die Kieler Pfarrkirche St. Nikolai betrifft, kann deshalb nur ein Versuch erfolgen, über die als „ähnlich“ beschriebenen Kirchen in Neustadt oder Burg auf Fehmarn am Ende dieses Abschnittes noch eine Ergänzung des insgesamt nicht eindeutigen Bildes zu St. Nikolai zu gewinnen.

Neben der Pfarrkirche St. Nikolai entstanden in Kiel im 13. Jh., in den Jahren zwischen 1246 – 1261 Kirche und Kloster der Franziskaner, als Kirche „unserer leven vruwen closter to dem Kyle“, ursprünglich damit der Gottesmutter geweiht, als Kirchenbau aufgehoben in der späteren Kirche Zum Heiligen Geist (223 – Abb. 18). Die Minoritenkirche war auch unter der Bezeichnung „Klosterkirche“, „kleine Kirche“ oder „Monkenkerke“ beim Volk bekannt (224). Das angenommene Bauabschluss-Datum 1261 ergibt sich dabei allein aus dem Todesjahr Adolfs IV., der am 8. Juli 1261 im Kieler Franziskanerkloster verstarb und vor dem Altar der Klosterkirche bestattet wurde, die damit zu diesem Zeitpunkt funktionsfähig gewesen sein muss.

Adolf IV. war 1245 von Hamburg nach Kiel übersiedelt (225). Bei seinem Tode verknüpfte sich die Tradition der Schauenburger in Hamburg über das Franziskanerkloster Maria-Magdalena hier einerseits durch die Erinnerung an die Schlacht von Bornhöved mit dem Wiederbeginn einer zurückgewonnenen Herrschaft, während seine Bestattung im Kieler Franziskanerkloster andererseits an diesem durch ihn neu begründeten Ort mit Hilfe der auf ihn ebenfalls zurückweisenden Stiftung des Klosters,

nun Grablege seines Hauses, auf anderem Wege weiter an die zurückgewonnene Landesherrschaft anband. Tatsächlich waren Ansehen und Gewicht des Klosters in nachfolgender Zeit groß bei Rat und Bürgerschaft, so dass man den Chorherren des Augustinerstiftes in Bordesholm, die seit 1326 die Pfarrherren an St. Nikolai stellten, wohl nicht nur aus stadtpolitischen Gründen verwehrte, sich mit dem Bau einer Stiftskirche und eines Klosters ihres Ordens zusätzlich in Kiel niederzulassen, sondern auch, um neuen Fremdeinflüssen insgesamt vorzubeugen.

Die Klosterkirche trug ihre Bezeichnung als Marienkirche bis 1562. Bereits nach der Reformation 1530, mit Aufhebung des Klosters durch König Friedrich I. von Dänemark, wurde sie als Schule umgenutzt. Da bereits 1556 das Heilig-Geist-Hospital in die Klosterräume umgezogen war, wurde sie 1562 in Heiligen-Geist-Kirche umbenannt und wieder gottesdienstlich genutzt. 1665 richtete der Gottorfer Herzog eine neugegründete Universität in den Klostergebäuden ein. Die Bauten des Klosterkomplexes, der im Norden an den Kleinen Kiel grenzte, fielen Bombenangriffen in den Jahren 1943/44 zum Opfer und sind, wie in Hamburg, nicht mehr vorhanden. Der einzige erhaltene Kreuzgangsflügel ist heute Teil eines evangelischen Studienheimes (226). Damit finden sich in der Falckstraße nur wiederaufgebaute Überreste der alten Anlage unter Einbeziehung eines Teils des alten Kreuzganges vor, in dessen Wand der eingelassene Grabstein des Stifters und Stadtgründers vermauert wurde, der vielleicht 100 Jahre nach dem Tode des Stifters entstanden ist (Abb. 45). Die nach heutigen Vorstellungen relativ bescheidenen Ausmaße des Kreuzgangsgevierts sind am Ort noch nachzuvollziehen. Nach Auszug der Universität diente die Kirche im 18. und 19. Jh. als Garnisonkirche. Dabei wurden bereits seit 1768 Teile des Klosters abgetragen und als Baumaterial für einen Universitätsneubau wiederverwendet. 1887 ging der Kirchenkomplex aus den Händen der Stadt in das Eigentum der Kirchengemeinde über, die die Kirche inzwischen – wiederum nach dem Umzug der Garnisonkirche – nutzte. Sie wurde dann bis zu ihrer Zerstörung für Universitätsgottesdienste und besondere Veranstaltungen bereitgehalten (227).

Die Anfänge des Kieler Franziskanerkonventes entstanden nördlich der Pfarrkirche St. Nikolai und des Marktes auf einem Bauplatz, der sich in dem noch nicht durch Straßen erschlossenen und kaum genutzten Geländeteil zur Zeit der Erbauung vom Stadtgebiet abgliederte. Die Gründungszeit fällt in die Jahre um 1245, d.h. in die Zeit der Erhebung des Ortes zur Stadt, kurz nach der Errichtung einer Pfarrkirche am Ort, und liegt grob gesprochen in ungefähr demselben Zeitraum, der für die Gründung des Hamburger Konventes, dessen erste Kirche zwischen 1227 – 1239 errichtet wurde, in Anspruch genommen wird.

Das Kloster sollte der Stadt ordens- und landespolitisch Gewicht verleihen, und es ist damit zu rechnen, dass die Grabstätte Adolfs IV., der seinem Geschlecht so hohes Ansehen verschaffte, mit reichlichen Zuwendungen an seine Grabeskirche durch die gräfliche Familie für Memorien und Totenfürbitten bedacht wurde. Auch der Schauenburger Hof wird sich dem Beispiel des Landesfürsten mit entsprechenden Bestattungen und Gaben angeschlossen haben. Außer Adolf IV. wurde auch sein jüngster Sohn Ludger, der im Anschluss an eine Wallfahrt nach Livland 1238 in den Franziskanerkonvent eingetreten war und noch vor seinem Vater 1239 verstarb, später in der Kieler

Klosterkirche bestattet. Die verwitwete Tochter Mechthild ließ sich ebenfalls in Kiel nieder und vermachte 1284 nach ihrem Tode das von ihr erbaute steinerne Haus – damals noch eine erwähnenswerte Besonderheit – den Minoriten. Die von den Schauenburgern gegründete Handelsstadt Kiel blieb für einen längeren Zeitraum Residenz der Schauenburger Grafen und später der Gottorfer Herzöge, auch wenn die Stadt in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung hinter Lübeck und Hamburg bald zurückfiel, so dass sich die ursprünglich gehegten Erwartungen in dieser Hinsicht nicht erfüllten (228).

Ein Rückblick ergibt, dass das bedeutendere Lübeck bereits 1225, zwei Jahre nach Bestätigung der Franziskaner-Ordensregel (1223), von den Minderbrüdern erreicht worden war. In Hamburg fassten sie unmittelbar nach der Schlacht von Bornhöved (1227) Fuß. Für Kiel ist ihre Ansiedlung im Zusammenhang mit der Erhebung des Ortes zur Stadt zu sehen, die 1242 durch den Grafen Johann I. von Schauenburg erfolgte, als Planung jedoch auf seinen Vater Adolf IV. zurückweist. Gleichzeitige landespolitische, gemeinsame Interessensgrundlagen zwischen den Städten Hamburg und Kiel sind damit nachweisbar. Von den drei hier genannten Franziskanerklöstern entstanden zwei, in Hamburg wie auch in Kiel, auf Eigengrund des Landesherrn.

Geographisch betrachtet weist das Konzept für die Errichtung der Klosterbauten in Hamburg und Kiel ebenfalls Gemeinsamkeiten auf. Sie wurden beide zwar relativ eng an die Stadt angebunden, entsprachen jedoch, (in Hamburg zunächst außerhalb des Stadtgebietes gelegen und erst später in dieses einbezogen), durchaus Vorstellungen, die die zu diesem Zeitpunkt noch nicht beendete Diskussion innerhalb des Franziskanerordens um die Frage widerspiegeln, wie weit eine solche feste Bindung des Ordens an Städte überhaupt wünschenswert sei. Die Entscheidung zwischen einem eher meditativ angelegten Leben der Brüder in Ausrichtung auf die „vita minorum“ des Gründers oder, in Abwendung davon, für eine Zuwendung zur städtischen Bevölkerung unter dem Aspekt eines „Ordo studens“ war noch nicht gefallen. Die Ordensmehrheit entschied erst allmählich nach dem Tode des Franziskus über den einzuschlagenden Weg. Offenbar hat Adolf IV., dem diese Details wohl bekannt gewesen sein müssen, diese ordensinterne Diskussion für die Bauplanungen berücksichtigt. Die Bulle *Quo elongati* von 1230 verbot dem Orden im Namen Gregors IX. jegliches Eigentum an Bauten und Grundstücken, und noch nach dem Generalkapitel von 1260 in Narbonne setzte man sich ordensintern damit auseinander, dass Franziskus selber Anstoß daran genommen hatte, eigene Bauten für die Brüder zu errichten, weil auch Christus kein Heim unter den Menschen besessen habe, obwohl die Realität die Diskussion schon weitgehend überflüssig gemacht hatte (229). Der Entschluss zu einer festen Ansiedlung in Städten konnte überhaupt erst endgültig fallen, nachdem man sich von der Heiligung des Einzelnen in der von Franziskus gelebten Extremform soweit abgewendet hatte, dass man sich überwiegend zu der Ansicht bekannte, einerseits sei geistliche Hilfe für die Mitmenschen einfacher zu bieten, wenn die Minderbrüder die Bevölkerungsballung in den Städten aufsuchten, weil hier mehr Menschen gleichzeitig erreicht werden konnten, andererseits klar erkannte, dass erst die Ansiedlung in den Städten es dem Orden ermöglichen würde, dem Armutsgebot der Brüder entsprechend, diese von der Bevölkerung versorgen zu lassen. Damit ging schließlich auch der Bau fester Behausungen und eigener

Kirchen einher, die nun erst vom einheitlichen Willen des Ordens mitgetragen wurden, statt dass man sich wie in den Anfängen auf verfügbar gemachte, vorhandene Bauten stützte. Adolf IV. nahm also die noch auf Distanzierung angelegte Grundhaltung der Franziskaner einerseits zur Kenntnis, band aber andererseits die Niederlassungen in Hamburg wie in Kiel dennoch von vornherein in geschützter Lage gut erreichbar an die Stadtzentren an. Die Ausgrabungen in den Jahren 1990 – 1991 in Kiel legen die Vermutung nahe, die Franziskaner-Kirche habe anfänglich noch innerhalb der mit drei Stadtgräben gesicherten Stadt gelegen, während die Konventsgebäude nördlich davon zunächst „extra muros“ auf einem Geländesporn lagen (230). Damit bestand eine mit Hamburger Verhältnissen durchaus vergleichbare Ausgangssituation. Die überlieferten Einzelheiten für den Anfang sind jedoch spärlich, denn das Kieler Klosterarchiv ist der Literatur zufolge später vom Kieler Magistrat vernichtet worden und besteht nicht mehr (231).

Es handelte sich insgesamt um eine Klosteranlage mit einer ostwestlich ausgerichteten Kirche. Das Kloster schloss sich dieser Kirche nach Norden mit einem vierseitigen Kreuzgangshof an, verbunden mit den nötigen Klosterräumen. Der turmlose Bau der Kieler Franziskanerkirche war dreijochig auf einem nahezu quadratischen, wenig längsgestreckten Grundriss mit drei Schiffen angelegt und gewölbt, wahrscheinlich mit einem kleinen Rechteckchor versehen, der später verschwand (232). Der Hamburger Franziskanerbau könnte vor Anfügung des langgestreckten gotischen Chorteiles im Kernbau einen ähnlichen Anblick geboten haben. Auch die Stadtpfarrkirche Kiel folgte ja diesem Schema. Der vermutlich älteste Teil des Kreuzganges in Hamburg trifft nach dem überlieferten Grundriss unsymmetrisch auf das vierte Joch des Nordseitenschiffes, von Westen her gerechnet, so dass in ältester Zeit hier der Zugang zum nordöstlichen Langhaus und zu einem kleinen Rechteckchor gelegen haben könnte, der sich an den Mittelteil des Langhauses anband.

Der Rechteckchor der Kieler Klosterkirche ist auf älteren Darstellungen der Stadt Kiel, so etwa auf einer Stadtansicht Braun-Hogenbergs von 1588, noch zu sehen. Schon in der Zeit zwischen 1450 – 1500 wurden aber für die Klosterkirche wiederholte Ausbesserungen nötig. 1598 stürzte ein Teil der Kirche ein, so dass nach 1601 ein Wiederaufbau erfolgte, dem sich 1688 – 1690 weitere Ausbesserungen anschlossen. Dabei verschwand der Choranbau. Für das Jahr 1729 wird der Einsturz der Gewölbe des Nordschiffes vermeldet (233).

Mit dem erklärten Ziel, die frühe Baugeschichte der Franziskaner-Klosterkirche in Kiel aufzuklären, erfolgten im Rahmen der Stadtkernforschung, in Zusammenarbeit mit der Kieler Arbeitsgemeinschaft für Vor- und Frühgeschichte und dem Kunsthistorischen Institut der Christian Albrechts Universität in Kiel nach 1984 Ausgrabungen, die die Fundamenteinbindung eines mittelschiffsbreiten Chores eindeutig sicherten und insgesamt etwa die Hälfte des Kirchengrundrisses freilegten, zum Teil bis in die untersten Schichten des aufgehenden Mauerwerkes (234). Die Forschung nimmt nach diesen Grabungen an, dass es sich im Aufriss um eine frühgotische Backstein-Kurzhalle handelte, die u.a. mit der Stadtkirche in Neustadt, sowie mit den bereits erwähnten Bauten St. Nikolai, Kiel, und den Kirchen in Burg und Landkirchen auf Fehmarn verglichen wird. Es lässt sich entnehmen, dass im west-

lichen Joch des südlichen Seitenschiffes Blendarkaden bestanden, dass die Pfeilervorlagen mit Viertelstabprofilen gegliedert waren, und dass solche Profile auch als Wandvorlagen angenommen werden. Weitere Einzelheiten zum Aufriss sind verständlicherweise nicht ermittelt worden.

Der Gründungsbau besaß außen noch keine Strebepfeiler. Sie sind erst im Zuge eines Umbaues im 14. Jh. neu hinzugefügt worden. Da nach den unterschiedlichen verwendeten Formsteinen (geschärfte Rundstäbe bzw. Birnstabrippensteine) eine Neueinwölbung erfolgt sein muss, die im 14. Jh. mit Birnstabrippen erfolgte, nimmt man dabei die Umformung der Kirche zu einer Stufenhalle an, der die Benediktinerinnen-Klosterkirche in Preetz (1325 – 1340 erfolgter Umbau) zum Vorbild gedient haben soll. Dabei lässt das Indiz hinzugefügter Strebepfeiler zwar auf veränderte Verhältnisse in der Umfassungsmauer schließen (sie wurden für den Einbau der wesentlich größeren, gotischen Maßwerksfenster nötig), ist aber für eine Veränderung von einem Hallenbau zur Stufenhalle im Aufriss nicht zwingend. Außerdem fehlt für diesen Wechsel das auslösende Motiv, ohne welches eine solche Umorganisation nicht erfolgt sein wird. Es sei denn, man möchte hierin die grundsätzliche Einbeziehung baulicher Vorgaben im Sinne neuer ideologischer Voraussetzungen vor allem geldgebender Personen oder des Ordens sehen.

Das Mittelschiff der Kirche, wesentlich breiter als die Seitenschiffe, war somit spätestens im 14. Jh. mit Sicherheit um ein Drittel höher ausgebildet als diese (235). Im Mittelteil entstanden dabei unbelichtete Oberwände, die zuletzt durch kantig eingeschnittene Spitzbogenblenden fensterartig gegliedert wurden, wie es dem Typ einer Stufenhalle entspricht, und wie es auch für Hamburg überliefert ist. Eine ältere Aufnahme, abgebildet sowohl bei Teuchert als auch bei Rudloff, zeigt das Kircheninnere der Klosterkirche nach Südosten vor der neugotischen Instandsetzung von 1889/91. Die Abbildung (Abb. 18) hat mit ihren Spitzbogenblenden im oberen Mittelschiffsteil durchaus auch Verwandtschaft mit den bis heute bestehenden Verhältnissen in der Stadtpfarrkirche St. Catharinen in Hamburg. Teuchert vergleicht die Raumordnung in Kiel als Stufenhalle mit der Holsteiner Klosterkirche in Preetz, der Stadtkirche in Neustadt, der Jacobi- und der Aegidienkirche in Lübeck, Bauten, die alle aus der Zeit des 13. Jh. bei späterem Umbau stammen.

(Im Falle St. Jacobis, Lübeck, bestand nach Dehio anfänglich eine Hallenkirche nach braunschweigischem bzw. westfälischem Vorbild, die hypothetisch auch eine Basilika gewesen sein könnte, dann jedoch nach 1300 zur heutigen Stufenhalle umgestaltet wurde.

St. Aegidien als schlichteste der lübischen Stadtpfarrkirchen, erhob sich nach 1227 vermutlich zunächst als eine dreischiffige, gewölbte Backsteinbasilika, deren Langhaus in der 1. Hälfte des 14. Jh. zum Hallenbau mit überhöhtem Mittelschiff verändert wurde. Hier wären weitere Untersuchungen wünschenswert).

Als Hallenbau, so Teuchert, wäre die Franziskanerkirche in Kiel zwanglos der nahezu gleichgroßen Kirche in Neustadt vor deren Umbau, „vor allem aber der Kieler Nikolaikirche zuzuordnen, der sie in kleineren Abmessungen, aber angenäherten Verhältnissen unter Übernahme gleicher Bauformen“ folgte.

Ein Zusammenhang zwischen dem Kieler und dem Hamburger Franziskaner-Kirchenbau als fast gleichzeitig entstandene Schauenburger Stiftungen ist bisher m.E. nicht gesehen worden. Jedoch ist es

interessant festzustellen, dass die Kieler Klosterkirche längere Zeit als Vorbild für alle genannten Holsteiner Kirchen galt, was ihrem frühen landespolitischen Gewicht durchaus entspräche. Die Kirche galt geradezu als Prototyp der holsteinischen Stufenhallen. Es scheint schwierig zu sein, hier zu gültigen Aussagen zu kommen, da sich bei den spärlichen Befunden kaum mehr entscheiden lässt, welchen Aufriss der ursprüngliche, erste Kirchenbau wirklich gehabt hat.

Bereits früher ist darauf hingewiesen worden, dass Stufenhallen im holsteinischen Raum im Zusammenhang mit den Bettelorden ziemlich abrupt auftauchen. Dehio stufte sie als Reduktionsgotik ein, aber selbst der Hinweis auf technisch bedingte Veränderungen durch die Backsteinbauweise liefert keine ausreichende Erklärung für ihre unvermittelte Ausbreitung in diesem Gebiet in der Hansezeit, zumal gleichzeitig vom Aufriss her sowohl Hallenbauten wie basilikale Kirchen, sogar in Anbindung an die Kathedralgotik, in Backstein entstehen. Wäre hinzuzufügen, dass die Bettelorden von sich aus besonders im Anfang nicht über ausreichende Baumittel verfügten, sondern dass immer wesentliche Baugelder von außen flossen, die Einflüsse ihrer Geber auf die Bauausführung vermuten lassen. Die Frage ist deshalb wieder, ob es nicht plausibel erscheinen muß, wegen der landesherrschaftlichen Interessen, die spätestens ab 1247 definitiv, durch den Streit zwischen der Lübecker Stadtverwaltung und den Schauenburger Grafen jedoch auch schon früher, für Lübeck keine Gültigkeit mehr besaßen, zunächst einmal nach einer engeren, baulichen, aber auch bauinhaltlichen Verwandtschaft zwischen den Anfangsbauten der Franziskaner-Kirchen in Hamburg und Kiel zu suchen, nachdem beide Klöster auf schauenburgischem Eigenland auf Initiative des den Franziskanern so eng attachierten Landesherrn Adolf IV. entstanden sind, und zwar in der wichtigen Phase der Wiederherstellung der Territorialgewalt nach der Schlacht von Bornhöved. Die bestehenden Parallelen zwischen den Grundrissen der Kirchen weisen aus, wie auffällig sich die Bauten am Beginn gleichen. Dass dabei vom Grundriss her westfälische Einflüsse zu notieren sind, steht außer Frage, trifft in dieser Zeit aber auch für eine große Zahl anderer Kirchenbauten zu und wäre auch mit der Nähe Westfalens zum schauenburgischen Kernland zu erklären.

Auch Rudloff ging für die Stufenhallen davon aus, dass es sich zunächst nicht um einen durch den Orden beeinflussten Bautyp handeln könne, und fand es bemerkenswert, dass „die Kirche völlig unvermittelt einen gänzlich neuen Bautyp darstellt“ (236). Nimmt man gleichzeitig die Hamburger Bettelordenskirchen mit in den Blick, lassen sich solche Überlegungen nicht nur auf die Bettelordenskirchen der Franziskaner, die hier genannt sind, sondern in weiterführender Überlegung auch auf Dominikaner-Klosterkirchen ausweiten. Rudloff, ausgehend von einer andersartigen Fragestellung, bezeichnet übrigens den Aufriss der Kirchen im Hamburg-Holsteiner Raum als den einer Stutzbasilika, nicht einer Stufenhalle, in dem Versuch, Stufenhalle, Pseudobasilika und Stutzbasilika von ihrer entwicklungsgeschichtlichen Ableitung her zu unterscheiden. Die vorliegende Arbeit geht auf diese Unterscheidungen nicht näher ein, sondern verwendet nach Hamburger Gewohnheit durchgehend die Bezeichnung Stufenhalle.

Das Kirchensilber wurde nachreformatorisch vom Gottorfer Hof eingezogen. Zu den von der Nikolai-kirche, Kiel, aus dem alten Kloster übernommenen Stücken zählen Teile des Gestühls und vor allem der bedeutende mittelalterliche Hochaltar von 1460, eine Stiftung der Familie von Ahlefeld, die bereits

zu Klosterzeiten und auch nachreformatorisch der Franziskaner-Kirche durch Schenkungen eng verbunden blieb.

Dieser Doppelflügelaltar der Franziskanerkirche in der Nikolaikirche liefert in gewisser Weise eine weitere Parallele zu Hamburg, denn er ist der uns überlieferten Beschreibung des letzten Hauptaltars für die Maria-Magdalenen-Kirche in Hamburg ähnlich (237). So lässt sich über Kiel auch für das Aussehen des Hamburger Altars durchaus eine zusätzliche Anschaulichkeit gewinnen.

Der Altar, heute als Erzväteraltar bezeichnet (Dehio), zeigt auf den Außenflügeln 6 große Franziskaner-Heilige. Bei einmal geöffneten Flügeln erblickt man eine Aufteilung, die mit dem Thomas-Altar von Meister Francke für Hamburg, St. Johannis, vergleichbar ist. Alle Flügel teilen sich in vier Bildtafeln auf. Es ergeben sich so insgesamt 16 Bildfolgen mit Darstellungen aus dem Leben der Erzväter in geschichtlicher Abfolge, vor Goldgrund gemalt.

Vollständig geöffnet werden aufgereichte Reliefs sichtbar, die im Mittelteil eine sich über beide Zonen und damit die gesamte Höhe des Altars erstreckende Kreuzigungsszene mit Stiftern der Familie v. Ahlefeldt zeigen, links und rechts doppelzonig mit jeweils 4 Reliefs auf jeder Seite flankiert. Die Zweizonigkeit setzt sich wiederum in den Seitenflügeln fort, wo je 3 von ihnen oben und unten, insgesamt also 12 Darstellungen auf beiden Außenflügeln, die Reliefs der Mitteltafel links und rechts der Kreuzigung begleiten. Es entstehen so insgesamt 20, das Hauptgeschehen symmetrisch kommentierende Darstellungen. Dabei stehen sich inhaltlich Themen aus der Passion Christi in der oberen Reihe bis hin zur Ausgießung des Hl. Geistes und Szenen des Marienlebens im unteren Teil gegenüber. Ein Kreuzblumenkamm bildet den oberen Abschluss.

In der Predella begleiten je 4 geschnitzte Prophetenbüsten eine vergitterte Sakramentsnische, so dass es sich um einen Tabernakel- und Reliquienaltar handelt, wie er auch für den zuletzt als Hauptaltar der Hamburger Franziskanerkirche gebräuchlichen Altar beschrieben wird.

Für die Franziskaner-Kirche St. Maria-Magdalena in Hamburg fallen erste, fassbare Umbauten in annähernd dieselbe Zeit wie die Veränderungen der Bettelordensbauten in Lübeck oder Kiel. Im Vergleich zu Kiel hat man sich im Falle der Hamburger Franziskaner-Kirche als Erstgründung Adolfs IV. offenbar zur Weiternutzung des ersten, in Backstein bestehenden Langhauses entschieden, zusätzlich aber damit auch (und danach ebenso bei der zuletzt überlieferten Dominikaner-Klosterkirche St. Johannis, Hamburg) für die Bauform der Stufenhalle. Die Franziskaner-Klosterkirche in Kiel ist zeitlich nach allen vorliegenden Daten erst nach der Hamburger Franziskaner-Kirche entstanden, wenn auch im gleichen Zeitraum, und etwas kleiner gebaut worden als diese, so dass der Hamburger Kirchenbau damit als Vorbild für letztere in Auge gefasst werden muß. Im Blick von Kiel nach Hamburg lassen sich vice versa Vergleiche anstellen, die Ergänzungen zur Betrachtung beider Kirchen liefern können. Wenn es richtig ist, dass sowohl durch den Stifter Adolf IV. als auch rein zeitlich betrachtet, besonders enge Beziehungen zwischen den Franziskaner-Klosterkirchen in Hamburg und Kiel bestehen, müssten Fragen nach baulichen Übernahmen nicht nur für diese Kirchen grundsätzlich in einem neuen Zusammenhang überdacht werden.

Preetz

Auch die Preetzer Klosterkirche, die die Grundlage für die Entstehung des kleinen Ortes Preetz wurde, stammt aus landeshoheitlicher Stiftung (Grundriss Abb. 19). Sie entstand mit dem um 1211/12 gegründeten Benediktinerinnen-Kloster ursprünglich als eine Gründung des dänischen Statthalters König Waldemars II. für Hamburg und Holstein, des Grafen Albrecht von Orlamünde, für die zunächst der Lübecker Bischof Berthold als Aufsicht zuständig war. Die genaue Gründungszeit ist durch Zurückrechnen der ersten probstlichen Amtsdauer ermittelt worden, da die Anfänge des Klosters weitgehend im Dunkeln liegen und nicht einmal die exakte Lokalisation des neu gegründeten, vorausgehenden, ersten Klosters Marienfelde sicher ist. Es heißt, dass zunächst die örtliche Pfarrkirche den Nonnen überlassen wurde. Von Marienfelde wohl nach Erpesfelde und um etwa 1240 von dort nach Lutterbek verlegt, gelangten die Nonnen ungefähr 10-20 Jahre später, nach dem Sieg von Bornhöved, nach Preetz an die heutige Stelle ihres Klosters. Die Klosterkirche wurde dort zwischen 1268 – 1284 neu erbaut. Nach der Schlacht von Bornhöved lag die Probstei in Händen Adolfs IV. Das Kloster war in seiner Frühzeit Zuflucht zahlreicher Lübecker Bürgerstöchter, die als Nonnen hier eintraten, während es sich in der Folgezeit von landespolitischer Bedeutung insofern ausweist, als es insbesondere für die Versorgung der Töchter der holsteinischen Ritterschaft diente, und genauso wie die niedersächsischen Heideklöster im Lüneburger Raum, schließlich nachreformatorisch als Damenstift erhalten blieb. Damit ist eine gewisse Umschichtung in seiner Besetzung zu konstatieren. Die Klausurgebäude wurden bis zum Jahre 1847 mit Ausnahme des Remters abgebrochen (238).

Die jetzige Form der Klosterkirche stammt als ein dreischiffiger, turmloser Backsteinbau von 6 Jochen im Langhaus mit an das Mittelschiff angefügtem 5/8 Chor bei vorgelagertem Halbjoche in Form einer Stufenhalle aus der Zeit zwischen etwa 1325 – 1340. Sie wurde nach annähernd einheitlichem Plan auf den Resten eines Vorgängerbaues mit gegenüber dem Mittelschiff halbbreiten Seitenschiffen errichtet (239). Der sonst übliche Turm wurde hier durch einen Dachreiter im Westen ersetzt, wie sonst vor allem für Kirchen der Zisterzienser oder Bettelorden üblich. Es bleibt unklar, ob auch der Vorgängerbau aus der Zeit nach 1260 bereits einen vergleichbaren Aufriss, nämlich die Form der Stufenhalle besessen hat. Gründe für eine Veränderung des Aufrisses sind quellenmäßig nicht zu erfassen. Die jetzige Gliederung ist auf die Funktion als Kirche eines Nonnenklosters mit gleichzeitiger Pfarrkirchenfunktion (vgl. Rinteln) besonders zugeschnitten. Die Stufenhalle ist durch die einheitliche Eindeckung der in der Entstehungszeit noch einzeln gedeckten Schiffe vor allem im Inneren auszumachen und zeigt flächige Wände, in die die hohen Arkaden wie eingeschnitten erscheinen, mit einer Aufteilung des (im Umbau erhöhten?) Obergadens in dreiständige Blendfenster, die nur noch die Erinnerung an hier zu erwartende Fenster wecken, deren Ähnlichkeit mit älteren Abbildungen der Heilig-Geist-Klosterkirche in Kiel jedoch nicht zu übersehen ist. Das nördliche Seitenschiff ist zum Kreuzgangflügel umgewandelt worden, während ebenerdig von einer Mauer nach Norden (Kreuzgang), Süden und Westen umschlossen, der Nonnenchor ausgegliedert vor dem Sanktuarium liegt, das dem Apostel Jakobus, Bartholomäus und der Hl. Maria-Magdalena geweiht war. Es könnte eine Verände-

rung im westlichen Bereich in der Form vorliegen, dass ursprünglich hier eine Nonnenempore bestand. Der Bereich für die Konventualinnen umfasste zuletzt die vier östlichen Mittelschiffsjoche mit dem anschließenden Chorbereich und ließ die zwei weiteren Langhausjoche im Westen und den südlichen Seitenschiffsflügel für den Laiengottesdienst offen.

Obwohl der Außenbau stark verändert worden ist und jetzt ein alle Schiffe überspannendes Krüppelwalmdach trägt, so dass ein Teil des äußeren ursprünglichen Obergadens von außen nicht mehr erfahrbar wird, ist doch der Kehlbalkendachstuhl des Mittelschiffs von 1325 auch bei einer umfassenden Gesamtsicherung 1885 erhalten geblieben. Das Innere ist damit im wesentlichen als aus der Zeit um 1325 stammend anzunehmen. Die Frage, aus welchem Grunde ein Benediktinerinnen-Kloster, ein Damenkloster also, die Form der Stufenhalle neu aufgenommen haben sollte, um danach für Kiel als Landeshauptstadt mit dieser Bauform vorbildlich zu werden, ist nicht schlüssig zu beantworten, auch wenn Dehio mit Bezug auf die Klosterkirche von „der charaktervollsten Ausprägung des Bautyps im Lande“ spricht. Das Problem stellt sich auch deshalb erneut, weil es sich in diesem Falle nicht darum handeln kann, in der Stufenhalle eine für die Bettelorden verbindlich gewordene Ausprägung zu suchen, da es sich in Preetz gar nicht um die Kirche eines Bettelordens, sondern um eine Benediktinerinnen-Kirche handelt. Noch weniger überzeugend erscheint dieses, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die geisteswissenschaftlichen Grundlagen zwischen Benediktinern und Bettelorden, die die Form der Stufenhalle sonst als erste im Holsteiner Umkreis verwenden, doch erheblich voneinander abweichen. Es dürfte sich deshalb am ehesten um von Geldgebern bestimmte Baugrundlagen handeln, wie wir sie aus dem Gebiet der Schauenburger bereits beschrieben haben.

Neustadt

Auch Neustadt (Neuenkrempe) gehört zu den Gründungen Adolf IV. von Schauenburg, nach dessen Plänen sie sein Sohn Gerhard als „Nygenstadt by der Crempen“ in der Art einer Kolonisationsstadt nach Kieler Vorbild planmäßig um 1244 anlegen ließ, wie es heißt, um dabei das ungünstig in den Sümpfen der Kremper Au gelegene, verlandende Altenkrempe zu ersetzen. Diese Begründung darf aufgrund der politischen Konstellationen zu dieser Zeit bezweifelt werden, zumal Altenkrempe durchaus weiter bestehen blieb und keineswegs ein mehr oder minder vollständiger Umzug der umliegenden Siedler nach Neustadt erfolgte, dessen Kirche im übrigen nur ungefähr 90 Jahre nach der siedlungsgeschichtlich und bauhistorisch nicht unbedeutenden Altenkremper Kirche entstanden sein muss (240). Auch wenn nur eine mitteldeutsch verfasste Notiz das Datum 1244 und die Bewidmung mit Lübischem Recht nennt, ist doch interessant, dass dieses Recht zusammen mit derselben „freyheit also syne Borghere hadden bynnen Hamburg“ vom Schauenburger Landesherrn gewährt wurde.

Der Ort erhielt also 1244, zwei Jahre nach Kiel, Stadtrecht, so dass der Kirchenbau für eine bereits bestehende Gemeinde gedacht gewesen sein muß, in deren ökonomische Entwicklung Adolf IV. ebenfalls einige wirtschaftliche Hoffnungen für seine Nachfolger gesetzt haben dürfte, die sich allerdings wie im Falle Kiels durch die Entwicklung der Hanse und den zunehmenden Aufschwung Lübecks nicht voll erfüllten.

Vermutlich um ungefähr 1244 entstand so auch die Stadtkirche St. Franziskus, später umbenannt in Marienkirche, als ein dreischiffiger, mit drei Jochen im Langhaus angelegter und im Osten mit einem zweijochigen Kastenchor abschließender Backsteinbau, ganz in der Tradition der Kieler Nikolai- wie auch der Kieler Franziskaner-Klosterkirche vor ihrem Umbau und damit auch an die Hamburger Franziskaner-Gründung angelehnt (Grund- und Aufriss Abb. 20). Mitte des 14. Jh. (wohl in Zusammenhang mit der Errichtung des geplanten Westturmes ab 1334) fanden größere Umbauten statt. Sie werden in Zusammenhang mit dem Vorbild der Lübecker Marienkirche gesehen, jedoch erfolgte der Umbau nach gängiger Ansicht in „reduzierter“ Form mit unbelichtetem Obergaden. Spätestens seit diesem Zeitpunkt zeigt sich damit im Langhaus der Typus einer Stufenhalle oder Stutzbasilika, mit aufwendig gemalten Maßwerkfenstern in den Obergadenblenden.

Die Frage, warum die Form der Stufenhalle im 14. Jh. neu gewählt worden sein soll, ist offen. Dehio nennt die Klosterkirche in Preetz mit ihrem Obergaden zum Vergleich und als Vorbild für die Detailbehandlung, Teuchert vermerkt, dass nach Vollendung des Turmes, d.h. im 14. Jh., Gewölbe, Pfeiler und Wandvorlagen bis auf die Schildbögen vollständig ausgeräumt wurden. Sie dienten seiner Ansicht nach in den Seitenschiffen erneut als Gewölbeauflagen (241). Während demnach weder Grundriss noch Höhe der Seitenschiffe prinzipiell verändert wurden, hätte man danach die Höhe des Mittelschiffs gesteigert, um eine Zwischenform zwischen Stufenhalle und „Basilika“ zu gewinnen. Erkennbar ist die Absicht, möglicherweise nach kathedralgotischen Vorbildern (Lübeck, St. Marien, oder doch ältere Vorgaben?) einen bestimmten Eindruck des Obergadens zu erzielen. Hier war dies in jedem Falle nur unter Aufgabe eines regelhaften Systems möglich, das seine zwitterhaften Beziehungen im Aufriss mit den, allerdings nur gemalten Maßwerksfenstern festlegt. Durch die Stufung im Mittelteil erscheint dieser optisch einerseits relativ verdunkelt, andererseits aber auch bemerkenswert hoch.

Bleibt anzumerken, dass die niederdeutsche Gründungsnachricht den Sohn Adolfs IV, Graf Gerhard, als Stadtgründer nennt, der das Land zunächst mit seinem Bruder Johann gemeinsam nach dem Ausscheiden des Vaters verwaltete. Dies ist jedoch eine Mitteilung, der kein Urkundencharakter zukommt. Die grundlegenden Stadtturkunden Neustadts verweisen bereits in die Zeit um 1318, in der Graf Johann das Lübische Recht für die Stadt nochmals bestätigt (Original bereits um 1600 verloren, jedoch zahlreiche Kopien). Geschichtswissenschaftlich wird dabei diskutiert, ob es sich um Graf Johann II. von Kiel, der seine Besitzungen bereits gänzlich verloren hatte und nur noch eine kleine Gruppe von Gefolgsleuten besaß, oder nicht vielmehr um Johann III. von Plön, Sohn Graf Gerhards II., handelt, womit sich erweise, dass Neustadt diese Privilegienbestätigung erst nach Abschluss der Auseinandersetzungen um das Schauenburger Erbe neu erhielt, so dass durchaus verständlich würde, wenn sich territoriale Legitimationsgrundlagen auch baulich niedergeschlagen hätten (242).

Fehmarn

Die Nikolaikirche in Burg auf Fehmarn, dem Hauptort der Insel, rührt aus dem 1. Viertel bis Mitte des 13. Jh. her (Burg wird 1231 erstmals erwähnt, erhielt am Beginn des 14. Jh. Stadtrecht). In dieser Zeit entstand hier eine Art Straßenmarktsiedlung in Verbindung mit der Burg Glambek, die etwa 3 km

südlich des Ortes Burg den alten Burger Hafen sicherte. Seit der Hafen im 16. Jh. verlandete, verlor auch die Stadt ihre Bedeutung. Im 13. Jh. diente die Burg als Sitz des dänischen Statthalters und war vielfach umkämpft.

Von der ursprünglichen Pfarrkirche ist nur ein Teil des westlichen Abschnittes des dreischiffigen Backstein-Langhauses erhalten geblieben. Die als Backsteinhalle nach westfälischem Vorbild beschriebene Pfarrkirche wurde mehrfach durch Anbauten erweitert und in der Spätgotik neu eingewölbt. Die drei westlichen, nahezu quadratischen Mittelschiffsjoche unterscheiden sich auf dem Grundriss deutlich von dem östlichen Teil der Kirche. Die zugehörigen Seitenschiffe sind auf halbe Breite gegenüber dem Mittelschiff verringert und entsprechen insofern dem Hallentypus nicht. Die Kirche ist um nahezu die anfängliche Länge nach Osten verlängert und zugleich in diesem Teil verbreitert worden. Hierbei verschwand der ursprüngliche Kastenchor (243). Es bieten sich nach dieser Beschreibung nur in der ursprünglichen Rechteckform mit halbbreiten Seitenschiffen im Verhältnis zum Mittelschiff und dem angefügten Kastenchor des Anfangsbaues Vergleiche zum Hamburger oder Kieler Grundriss oder den Stufenhallen des beschriebenen Umfeldes an, sieht man von dem Nikolaus-Patrozinium ab, das für alle Schifferkirchen in Betracht kommt. Für alle weiterführenden Überlegungen fehlt die Befundgrundlage.

Schleswig

Bereits um 1200 besaß Schleswig ein kodifiziertes Stadtrecht und begann, unter der Leitung einer Schwurgilde wahrscheinlich niederrheinisch-friesischer Kaufleute, der Knutsgilde, die Rolle des untergegangenen Handelsplatzes Haithabu zu übernehmen (244). Auf diese Weise zählte die Stadt zwischen dem 11. – 13. Jh. zu den wichtigsten Fernhandelsplätzen im dänisch-deutschen Grenzgebiet und übernahm für Dänemark eine zentrale Aufgabe als Umschlagplatz von West nach Ost. Im frühen 12. Jh. war die verhältnismäßig klein anmutende Kernsiedlung nicht nur zum Erzbistum Lund gehöriger Bischofssitz, sondern wurde darüber hinaus zum umstrittenen Herrschaftsmittelpunkt dieses Gebietes. Erst 1340 konnten die Grafen von Holstein-Schauenburg das Herzogtum als Lehen erwerben.

1234 ließen sich die Franziskaner mit einer Klostergründung in dieser wichtigen Grenzstadt des dänischen Altreiches nieder. Es wird deutlich, dass der beabsichtigte Schritt in die skandinavischen Gebiete fruchtbar zu werden begann: „Fratres minores domum acceperunt Sleswik“ sagt die Überlieferung und berichtet damit darüber, dass ähnlich wie in Hamburg, ein ihnen vom Grundherren, Herzog Abel, zugewiesenes Areal Grundlage dieser ersten Ansiedlung wurde. Denn die Franziskaner richteten sich in Schleswig im Bereich der ehemaligen, nun im Verfall begriffenen dänischen Königspfalz aus der zweiten Hälfte des 12. Jh. ein, zwar am Stadtrand gelegen, jedoch in unmittelbarer Beziehung zum Markt des alten Siedlungskerns.

Ganz anders als im Falle der vorauf betrachteten Ansiedlungen sieht dann auch die Klosterkirche der Grauen Brüder hier aus. Die umfangreichen Grabungen im Schleswiger Altstadtzentrum zwischen 1969 – 1984 brachten zutage, dass das Graukloster vermutlich zunächst Gebäudeteile der Burg wiederherstellte und dabei auch Grundmauern des ehemaligen Palas- und Turmbezirkes nutzte. Bereits in spätromantischer Zeit wurde mit dem Bau einer großen Kirche begonnen, deren Südportal man gesichert hat.

Die dem Hl. Paulus geweihte Kirche nutzte damit, ebenso wie die Dominikaner-Kirche in Lübeck, inhaltlich auch das Traditions-Prestige des königlichen Vorgängerbaues, dessen Überreste die Gestalt der nachfolgenden Klosteranlage prägten. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass Schleswig noch rund 100 Jahre zuvor durch die Ermordung König Niels (1134) mittelalterliche „Schlagzeilen“ geliefert hatte, wird zugleich bewusst, welches Gewicht dieser Kontinuität zwischen königlicher Herrschaft und Klosterniederlassung zukam (Grundriss Abb. 43).

Zwischen der frühen Schleswiger Franziskanerkirche und der Hamburger Maria-Magdalenen-Kirche ergeben sich keine politisch zu interpretierenden Gemeinsamkeiten, weil hier zwar durch die Nutzung landesherrschaftlicher Pfalzreste in einer gewissen Weise auch ein auf landesherrschaftlichem Grund liegender Bau entstand, dessen Voraussetzungen jedoch den bisher betrachteten Grundlagen nicht entspricht, wenn man davon absieht, dass die Heiratspolitik Adolfs IV. hier die Schauenburger Seite später mit dänischen Interessen verknüpfte. Durch die Benutzung der älteren Fundamente wurde die 1267 erstmals genannte Klosterkirche ein langgestreckter Saalbau, der recht aufwendig gebaut im Westen begonnen und bis um 1280 vollendet wurde und anmutet, wie der vereinheitlichte Mittelteil von Langhaus und Chorabschnitt des Schleswiger Domes, wenn man vom Grundriss ausgeht.

Der Grabungsbericht notiert, dass der nördliche Kreuzgangsflügel und mit ihm der östliche Verbindungsbau zur Klosterkirche wahrscheinlich um 1300 entstanden sind. Im Westen schloss sich ein etwa 100 Jahre jüngerer Teil des Kreuzganges an die Kirche an, für den Vorgänger nicht ermittelt wurden, der sich aber dadurch auszeichnet, dass dieser gesamte Bereich hier zu einer vier quadratische Joche ausmachenden, ursprünglich gewölbten Halle erweitert wurde, die doppelt so breit erscheint wie die übrigen Kreuzgänge und das Erdgeschoss des Westflügels vollständig einnimmt. Rundbogige Nischen öffneten sich nach Lafrenz zum Innenhof in voller Größe, sie gliederten als Blendnischen auch die Längsseite der Wand. Die Halle war jedoch zur Straße ohne Fenster vollkommen abgeschlossen. Es gab allerdings im Südwesten einen Zugang von der Straße direkt in diesen Hallenraum. Über seine Nutzung ist nichts Näheres bekannt. Es bietet sich die Überlegung an, ob hier nicht ein Studienraum der Franziskanerbrüder in Form eines Lektorats gelegen haben könnte, durch den sich der Bauteil als ein Raumteil des durch ihn ausdrücklich als *Ordo studens* ausgewiesenen Ordens architektonisch zu erkennen gibt. Nicht für das Hamburger Franziskanerkloster, wohl aber für das Kloster der Dominikaner in Hamburg, bietet dieser Westabschnitt des Kreuzganges in seiner doppelten Breite eine Parallele. Da sich an St. Johannis der wahrscheinlich nachträglich verbreiterte Kreuzgang in den Bau der ehemaligen Bibliothek nach Norden fortsetzte, liegt der Gedanke, dass hier Studienräume gelegen haben könnten, in Hamburg noch näher (245).

Assisi

Insgesamt fällt auf, dass sich mit Ausnahme Schleswigs und Lübecks, für die sich auch politisch gesehen Sonderregelungen ausmachen lassen, in den durch die Schauenburger auf Schauenburger Eigenland errichteten Städten mehrfach Kirchenräume finden, in denen im Bereich ihres Langhauses der Typus einer Stufenhalle (oder Stutzbasilika) auftritt, wobei zu berücksichtigen ist, dass vor allem

auch Umbauten im 14. Jh. erfolgt sind, die die vorausgehenden Verhältnisse nicht immer erkennen lassen, so dass die Forschung hier auf Vermutungen angewiesen bleibt. In der Zeit unmittelbar nach der Rückgewinnung des Hamburg/Holsteiner Gebietes durch die Schauenburger entstehen Bauten, die in Grundriss und Chor, möglicherweise aber auch im Aufriss Ähnlichkeiten zeigen, die bereits an der Hamburger Franziskaner-Kirche ablesbar werden. Sie können noch nicht als vom Orden geprägt und als Spiegel einer bestehenden oder sich in dieser Zeit bereits entwickelnden Ordensarchitektur verstanden werden. Es besteht ein Unterschied zwischen den frühen Vorschriften für die Behausung der Franziskanerbrüder, wie sie Franziskus selber propagiert hatte und sie uns aus den ersten erhaltenen Schriften des Ordens überliefert sind, und einer späteren Entwicklung, die erst nach dem Tode des Franziskus einsetzen konnte, nachdem sich die Bettelorden mit dem Papsttum fester verbunden hatten und bereits zu einer Institution Roms geworden waren. Zeitpunkt dieses einsetzenden Umschwunges ist die Errichtung der Grabeskirche des inzwischen heilig gesprochenen Ordensgründers mit Unterstützung des Papstes und eine damit verbundene, auch politisch gemeinte Instrumentalisierung der Minderbrüder durch den Heiligen Stuhl.

Die Grabeskirche San Francesco in Assisi wurde 1228 begonnen und war mit Unter- und Oberkirche um 1253 baulich fertiggestellt. Wie St. Peter in Rom ist San Francesco bis heute Capella papalis. Die Inbesitznahme des Ortes und seine inhaltliche Aneignung durch den Papst ist allein dadurch schon nach außen dokumentiert.

Mit der Übernahme der Grabeskirche in die Regie Roms ging die Entwicklung auch des Franziskanerordens als ein Studienorden praktisch einher. Damit begannen namhafte Theologen in den Orden überzuwechseln, als Universitätslehrer den Ruhm der Franziskaner weiterzutragen und den Orden zu einer Autorität zu machen, die im theologisch geprägten Geistesleben der Zeit an maßgeblicher Stelle Gewicht besaß. Sie konnten so zugleich zum Anziehungspunkt und beispielgebend für die Gewinnung weiterer Brüder von Rang für den Orden werden. Die nachfolgenden Bauten spiegeln von hier ab das Renommé des Franziskanerordens als ein Studienorden zusätzlich zu dem Bezug auf den Hl. Franziskus in einem neugewonnenen Selbstverständnis nach außen wider.

In jüngerer Zeit hat vor allem die Arbeit Wolfgang Schenkluhns zu Assisi und der Bettelordensarchitektur die Beurteilungsgrundlagen für die Ordensbauten grundsätzlich erweitern können. Über die kunstgeschichtliche Beurteilung dieser Architektur als von bürgerlich-profanen Zwecken geprägter Bauweise, die zweckgebunden den Vorgaben des Armutsgebotes und Predigtauftrages der Bettelorden entspricht, hinausführend, konnte er in seiner umfangreichen Arbeit zur Architektur der Ordines studentes nachweisen, dass sich im Laufe der historischen Entwicklung für beide Bettelorden eine eigene Linie herauschälte, die für die Ordensarchitektur spezifisch werdende Baumerkmale aufweist, daneben aber auch austauschbare Gemeinsamkeiten zwischen den beiden wichtigen Bettelorden und ihrer Architektur enthält, die aus der historischen Entwicklung erklärbar werden und als architektonische Zitate für beide Orden wechselweise verwendet werden konnten. Die Anpassung zwischen Franziskanern und Dominikanern vollzog sich in der Weise, dass beide institutionalisierte Orden voneinander auf verschiedenen Ebenen profitierten.

Da die Dominikaner als erste ein Studium zum unabdingbaren Bestandteil der Ordensgrundlagen machten und dieses damit zur ausdrücklichen Aufnahmebedingung für die in den Orden Eintretenden erhoben, waren es die Franziskaner, die auf diesem Gebiet zu lernen und dann den Nachweis der Gleichwertigkeit zu führen hatten. Dafür kam das Lebensbeispiel des Hl. Franziskus seinem nun gedeihenden Orden in den Augen der städtischen Bürger als wichtigste Botschaft in einer Zeit zur Hilfe, die sich bereits auf kritischer Suche nach neuen religiösen Wegen befand (246). Es waren gerade der gelebte Verzicht, die Armut und das Gottvertrauen des Bruder Franziskus, die als Vorbild die Anziehung großer Massen bereits zu Lebzeiten des Franziskus bewirkten und dann, Elisabeth von Thüringen sei hier als Beispiel genannt, nach seinem Tode fortzuwirken vermochten. Sie sicherten den Franziskanern große Hochachtung unter der Bevölkerung und bewirkten eine Rückbesinnung auf als ursprünglich verstandene, christlichen Werte. Das Vorbild extremen Gottvertrauens der Franziskus-Botschaft wirkte schon zu einem Zeitpunkt, als sich die brüderliche Gemeinschaft noch nicht ausdrücklich zu einem Orden ausgeformt hatte, auf Dominikus und seinen Orden zurück, als dieser Franziskus, wahrscheinlich 1217, vermutlich in Begleitung Hugolinos von Ostia, dem päpstlicherseits eingesetzten Kardinalprotektor der franziskanischen Bewegung und nachmaligem Papst Gregor IX., begegnete. Dominikus soll, wie berichtet wird, auf der Versammlung der Minderbrüder in der Portiuncula mit Staunen angesehen haben, wie die Bevölkerung mehrere tausend Minderbrüder freiwillig versorgte (247). Obwohl beide Bettelordensgründer, sowohl Franziskus als auch Dominikus, nach ihrem Tode heiliggesprochen wurden, war Franziskus doch in den Augen der Gläubigen vorrangig ausgezeichnet worden durch die erlittenen Stigmata. Die Würdigung des Franziskus, die Leidenszeichen des Herrn zu tragen, konnte deshalb die Wertschätzung der Franziskaner zunächst über alle anderen Orden hinausheben. Wie groß dieses Ansehen war, lässt sich für uns nur ermessen, wenn man begreift, dass Franziskus den Gläubigen als ein neuer Christus erschien, der damit zu den Leidenden seiner Zeit quasi zurückgekehrt war. Es war das erste Mal in der Kirchengeschichte überhaupt, dass es einen stigmatisierten Heiligen gab. Dabei hatte es um die Echtheit der Wundmale durchaus Diskussionen gegeben. Die Zweifel wurden erst dadurch offiziell ausgeräumt, dass die Malereien in San Francesco von Assisi die erlittene Stigmatisation kraft päpstlicher Autorität ausdrücklich „beglaubigten“:

In der Unterkirche, der eigentlichen Grabeskirche, geleiten je fünf Bilddarstellungen einander gegenüber entlang der Nord- und Südwand des Langhauses den Besucher vom Eingang des Schiffs hin zur Grablege des Ordenstifters. Sie stammen aus der Zeit zwischen 1240 und 1280 und behandeln thematisch auf der Südwand Passion und Auferstehung Christi, im Norden das Leben des Franziskus bis zu seinem Tode. Am Ende der Reihen werden durch die Vierung hinter dem gemauerten Abschluss mit dem davor liegenden Altar und dem dahinter liegenden Chor mit dem Heiligengrab beide Darstellungsreihen zusammengeführt und erreichen gemeinsam das Ziel des Besuchers, die Pforte zum ewigen Leben, verkörpert in der Feier des Abendmahls, das sich als Gastmahl des Paradieses am Altar vollzieht. Bereits hier wird das Leben des Hl. Franziskus ausdrücklich in Parallelbeziehung zum Leben Christi gesehen, darstellungsmäßig beginnend im Südwesten mit der Entkleidung Christi in Vorbereitung auf die Kreuzigung, der gegenüber im Norden die Rückgabe seiner Kleider durch

Franziskus an seinen Vater gezeigt wird, gefolgt von der Stützung der Gottesmutter Maria als Sinnbild der Kirche durch Johannes bei den letzten Worten Jesu, in Parallele zu einer Darstellung, in der Franziskus in einer Vision des Papstes Innozenz III. den Lateran in der Nachfolge Christi stützt. Kreuzabnahme und Vogelpredigt des Franziskus entsprechen einander. Der Szene der Beweinung Christi, in der Maria mit ihrem Sohn leidet, ist die Stigmatisation des Franziskus entgegengestellt, der durch sein Mitleiden mit Christus gewürdigt wird, die Zeichen des Leidens seines Herrn zu empfangen. Den Abschluss bildet die Emmaus-Thematik in Parallele zum Tod des Heiligen.

In der Oberkirche, der päpstlichen Aula, sind in der Ausmalung Szenen aus dem Leben des Franziskus in die Bildkreise des Alten Testaments an der Südwand und des Neuen Testaments (Nordwand) eingebunden, literarisch auf der Grundlage des „Großen Franziskuslebens“ des 1274 gestorbenen, großen Franziskanerlehrten, des Hl. Bonaventura, basierend (Abb. 46). Unter ihnen findet sich in den mittleren Jochen des Raumes die Aufforderung Christi an Franziskus „baue mein Haus wieder auf, das einzustürzen droht“ (vgl. die Vision von S. Damiano) und der Traum Papst Innozenz III., in dem Bruder Franziskus als Stütze der wankenden Kirche erkannt wird, gegenüber gestellt der Vision Papst Gregors IX., die ihn von der Echtheit der Stigmata überzeugt. Durch seine Stigmatisation auf dem Berg La Verna wird Franziskus bildhaft mit Christus gekreuzigt. Dieselbe Botschaft wird wiederholt in der Szene, die den Edelmann Hieronymus von der Echtheit der Wundmale überzeugt. Nicht nur die Stellungnahme Roms zu Franziskus als einem besonderen Heiligen ist damit mehrfach ausdrücklich bekräftigt, die Heiligsprechung erweist sich auch durch die Stigmatisation als vor Gott gerechtfertigt. Ganz buchstäblich tritt, vermittelt durch die Bilder, hier sowohl die herausragende Wertschätzung des Hl. Franziskus durch die römische Kirche als auch die Vereinnahmung des Heiligen für die politischen Zwecke des Papstes in seiner Auseinandersetzung mit den Staufern um das Gebiet von Spoleto vor Augen, denn das Land, auf dem die Grabeskirche steht, ist durch Franziskus das Heimatland eines Heiligen der römischen Kirche, nicht der Staufer geworden (Abb. 46).

Die Grabeskirche in Assisi bezeugte damit seit 1253 allen Besuchern der Kirche, dass in ihr nicht nur ein einfaches Heiligengrab die Grundlage des Kirchenbaues geworden war, sondern dass darüber hinaus der hier bestattete Heilige, aus der Architektur wörtlich ablesbar, als treuer Sohn der römisch-katholischen Kirche, die sich in Rom verkörpert, unter dem direkten Schutz des Papstes in absentio, d.h. in der Sprache der Architektur, unter der päpstlichen Aula ruhte. Assisi selber wird durch die Erhebung der Oberkirche zur päpstlichen Kapelle, in Entsprechung zu den römischen Verhältnissen in St. Peter, zu einem doppelt herausgehobenen Bau der Christenheit in direkter Nachfolge des Herrn, dessen Vertreter auf Erden der Papst ist. In der Grabeskirche des Franziskus verbindet sich seine in der Stigmatisation sichtbar gemachte Nähe zu Christus auch mit dem Auftrag Christi an Petrus und seine Nachfolger als seine Amtswalter.

Formal hat die Oberkirche in Assisi mit Langhaus und Chor Obergadencharakter. Das Querhaus der Oberkirche ist durch den Unterbau vorbestimmt und verbindet sich durch dieses optisch im Chorteil zu einer Einheit mit der Unterkirche, die von Westen her im Inneren zunächst kaum erfahrbar wird.

Die Vierungspfeiler rücken zwar innen vor dem Chorabschluss leicht zusammen und weisen so auf einen Querhausansatz hin. Bestimmend für den Blick bleibt jedoch die lang zur Saalform gestreckte Raumform des Oberbaues. Der Übergang zu den Torrioni in der Oberkirche von Assisi ist zugleich bestimmend für den Umstand, dass sich kein eindeutiger 5/8 Chorschluss ausbildet (Abb.47).

Die Ausstrahlung der Grabeskirche von Assisi auf andere Ordensbauten konnte baulich und in Bezug auf die architekturinhaltliche Botschaft Wirkung erst nach ihrer Fertigstellung entfalten, vor allem aber, nachdem sie schließlich vollständig ausgemalt worden war. Stellt man dazu in Rechnung, dass die Rezeption im Norden Deutschlands mit leichter zeitlicher Verzögerung und erst nach Ablauf verschiedener Planungsphasen beginnen konnte, so stimmt dies zeitlich in etwa überein mit den beobachteten, allseits aufzufindenden Umbauplänen in den Kirchenbauten der Franziskaner nach 1300, die damit als Ausbau nicht nur in Raumforderungen für die Aufnahme einer zunehmenden Personenzahl begründet sind. Erst die Erweiterungsbauten weisen mit ihrem Baukonzept über die Anfänge der Ordensbauten hinaus, für die in den frühesten Überlieferungen noch berichtet wird, dass man bereits errichtete, steinerne Gebäude aus „Eifer für die Armut“, d. h. aus ordensinhaltlichen Gründen wieder niederriss und „in Lehmwerk“ neu erbaute (was Thomas Eccleston in seinen Beschreibungen der Missionsanfänge in England – sie begannen ab 1224 von Dover aus – für Shrewsbury verzeichnet und durchaus mit einem Hinweis auf die damit verbundene Verschwendung verbindet).

Die neue architektonische und auch inhaltliche Gewichtung, die der Umbau in Hamburg durch die Anfügung des langen Chores erfährt, hat Zusammenhang mit der geschilderten Entwicklung. Sie führt, wie in Lübeck, über ältere Vorgaben (Stufenhalle in Hamburg) hinaus und setzt wie in Lübeck auch hier einen neuen Akzent zwischen Chorabschnitt und Langhaus im Sinne einer stärkeren Trennung zwischen Ordensbrüdern und Laien. Innerhalb der Kirche wird nun der Chor verstärkt der Teil der Mönchsbrüder, während das Langhaus den Laien zugeordnet bleibt. Der jetzt weitgehend (durch den Lettner) nur optisch erfahrbare Chor wird zum geheimnisvollen Sitz des Allerheiligsten entrückt und als Ort allein für die Brüder des Franziskus erfahrbar. Die Bürger finden sich im Gebet im Abschnitt des Langhauses von den Vorgängen im Chor ausgeschlossen, bei ihren Begräbnissen und den von ihnen betreuten Altären bestimmter Heiliger zusammen, wo auch ihre Bruderschaftsangelegenheiten, etwa die Erfüllung guter Werke wie der Almosenausteilung, geregelt werden und sich später das Gestühl ihrer Vereinigungen wiederfindet. Dieser Teil dient damit auch frommen Geschäften der Laien. Diesseits und Jenseits scheinen sich räumlich verstärkt an der Schwelle des Lettners zu trennen oder zu begegnen.

War durch die enge Anbindung an Adolf IV. als hochrenommiertem Franziskanerbruder, der „heiligenmäßig“ verehrt wurde, von vornherein auch eine politische Legitimation des Schauenburger Hauses durch die neuartigen Bettelorden gelungen, so wurde diese Aussage nun von ordenseigenen Entwicklungen gewissermaßen überlagert, ohne völlig eliminiert zu werden. Auffallenderweise scheint im Ausbau nach 1314 im Hamburger Bau vor allem der bauliche Hinweis zu fehlen, dass es sich auch um

die Kirche eines Studienordens handelte. Das mag daran liegen, dass kein Neubau entstand, sondern nur ein Ausbau. Eine solche Anspielung lässt sich am Beispiel Kiels insofern verfolgen, als die viel später gegründete Universität an die Franziskanerkirche gebunden wird. Nach vorliegenden Unterlagen sieht es so aus, als ob man in Hamburg auf diese spezielle Aussage im Rahmen der Kirchenarchitektur für St. Maria-Magdalena verzichten musste oder stadintern durch die Dominikaner überholt worden wäre. Dies lässt sich bei der stark beschränkten Befundlage aber nur mit Vorsicht äußern und für Hamburg ebenfalls am ehesten mit der Anbindung der späteren Lateinschule an die Dominikaner statt an die Franziskaner begründen. Der Anbau des neuen Chorabschnittes an die älteren Teile eines bestehenden Langhauses, das dabei so gut wie unverändert blieb, entsprach dem mittelalterlichen Sparsamkeitsgebot. Die architektonischen Vergleichsmöglichkeiten zwischen der Oberkirche in Assisi und dem neugebauten Chorabschnitt in Hamburg sind aus Gründen fehlender Baudetails zu St. Maria-Magdalena stark eingeschränkt, obwohl es mit Sicherheit wichtige Gründe dafür gegeben haben wird, dass der Chor in der uns überlieferten Form und nicht anders ausgebaut wurde. Die Stadtpfarrkirchen konnten bei dieser Veränderung nur bedingt Vorbilder liefern. Auch lässt sich die Erweiterung der Kirche mit einem solchen Chorabschnitt, der fast die Länge des Langhauses erhielt, nicht allein damit begründen, dass er mit Billigung der Stadt und ihrer Bürger inzwischen finanziell möglich geworden war oder aus Prestigegründen von dieser Seite gewünscht wurde, zumal die Erweiterung des Chorbereiches nur den Ordensangehörigen zugute kam, die Kirchenbesucher aber weitgehend den bisherigen Raum benutzen mussten. Es scheint vielmehr so, als ob in diesem Chorteil nun die langgestreckte Saalform und der Chor der „päpstlichen Aula“ in Assisi anwesend gemacht werden sollte, wobei sich nicht ermitteln lässt, ob dieses Vorbild direktem Einfluss der Grabeskirche auf den Hamburger Bau oder der inhaltlichen Vermittlung dieser Vorstellung über andere Bauten verdankt wurde. Man wüsste zudem gern, ob sich auf dem Umweg über Bauzitate aus Bologna in den baulichen Details der Maria-Magdalenen-Kirche nicht doch auch Hinweise auf den sich neu profilierenden Ordo studens der Franziskaner hätten finden lassen. Leider fehlen aber die Innenansichten. Folgendes lässt sich jedoch anführen:

Von außen betrachtet, trägt der mit dem Kernbau unter einem gemeinsamen Dach vereinigte Chorabschnitt der Maria-Magdalenen-Kirche in Hamburg schmalhohe Fenster gotischen Zuschnitts über einer verhältnismäßig niedrigen Sockelzone, die auch im Inneren bestanden haben muß. Der einzige, uns vorliegende Querschnitt durch die Kirche (im Übergang zum Chor hin? – Abb. 9) zeigt im mittleren Abschnitt hoch an der Wand hinaufgezogene Dienste, die etwa auf Höhe der Seitenschiffe der Stufenhalle die Gewölbeansätze aufnehmen. Das entspricht durchaus Verhältnissen, wie sie in der Oberkirche von Assisi zu finden sind und besitzt für den Chor ebenfalls Obergadenqualität.

Lässt man das Querhaus in Assisi außer Acht, das sich dort als Bauteil der Unterkirche verdankt, wie auch die Torrioni am Chorabschluss in Assisi spezifische Merkmale sind, so finden sich, die „Vierung“ in Assisi mitgezählt, dort vier quadratische Joche vor einem Chorabschluss, der analog dem Hamburger Chorschluss fünfteilig angelegt ist, jedoch weder eindeutig als 5/8 noch als 5/10 Schluss zu bezeichnen wäre, da alle seine fünf Seiten eine leichte Schrägung aufweisen. Im Vergleich dazu zeigt auch der an die Maria-Magdalenen-Kirche angefügte Chorabschnitt vier Chorjoche, deren Ausbildung in quero-

blonger Form sie im Falle Hamburgs dem Mittelschiff des vorhandenen Langhauses formal angleicht. Die bestehenden Beziehungen zwischen den Hansestädten Hamburg und Lübeck lassen folgern, dass ein Assisi-Zitat auch in Hamburg beabsichtigt gewesen sein dürfte (Abb. 7 und 47).

Mit der Schaffung des als Assisi-Zitat begriffenen Chorteiles und einer damit gleichzeitig demonstrierenden, direkten Anbindung an Rom ergab sich, am Bau ablesbar, eine zusätzliche, selbstbewusstere Abgrenzung auch gegenüber den Ansprüchen der örtlichen Pfarrgemeinden. Sie stand in Übereinstimmung mit dem wachsenden Selbstbewusstsein der den Orden stützenden Bürgerschaft und dem Bestreben der städtischen Bevölkerung allgemein, sich von dem dominierenden Pfarrklerus stärker zu emanzipieren.

Als Kirchenbau konnte sich die Franziskanerkirche nun von Größe und Bedeutung her, auch ohne einen Glockenturm zu besitzen, neben den Stadtpfarrkirchen behaupten. Und dass man auf eine solche Gleichgewichtigkeit im Stadtbild auch weiterhin Wert legte, zeigt der Ausbau des zweiten Südseitenschiffes in nachfolgender Zeit, der ebenfalls ohne Mitwirkung einer für die Franziskanerkirche engagierten Bevölkerung und des Hamburger Rates wohl nicht denkbar gewesen wäre.

St. Johannis, Hamburg

Fast überall ließen sich die Dominikaner zugleich mit dem Franziskanerorden in den aufblühenden Städten des Mittelalters nieder. Wiederum sollen hier im Umfeld der Hamburger Dominikanerkirche vor allem die Städte Lübeck, Kiel und – als Abgrenzung zum Schauenburger Gebiet – Schleswig auf Zusammenhänge mit den Hamburger Verhältnissen hin betrachtet werden. Dabei gilt dasselbe, das bereits für die Vergleichsbauten zu St. Maria-Magdalena, Hamburg, angemerkt wurde: Es ist von einem bestimmten geschichtlichen Moment ab mit bauinhaltlichen Aussagen zu rechnen, die ordensinternen Gegebenheiten Rechnung tragen, während für die Anfänge des Ordens am Ort auch andere Prägungen in Betracht kommen können.

Dies läuft der Grundbestimmung des Ordens für seine Bauten, die Jordan von Sachsen, ab 1222 Ordensgeneral und Nachfolger des 1221 verstorbenen Ordensgründers, 1228 bereits in den *Constitutiones*, Kapitel 35, de aedificiis, formulierte, auch im Falle der Dominikaner nicht grundsätzlich zuwider. Sie schreiben für die Anfänge des Ordens schmucklose, schlichte Gebäudeformen vor, die außer im Chorraum und in der Sakristei nur flach gedeckt sein sollen und die Höhe von 30 Fuß nicht überschreiten dürfen.

Da Sparsamkeit für beide Bettelorden ohnehin oberstes Gebot war, wird sich diese zunächst auch in der Übertragung der Bauarbeiten an örtliche Fachkräfte, auch in der Verwendung ortsüblicher Bauformen niedergeschlagen haben. Hamburger Gepflogenheiten entsprechende Details – als Beispiel später etwa die Pfeilerbreiten Scheidbogen des „Lüneburger Systems“ auch innerhalb einer Stufenhalle, – sind deshalb zu erwarten. War die Hamburger Johanniskirche vom Grundriss her und in ihrem äußeren Anblick mit der zweiten Bettelordenskirche St. Maria-Magdalena wegen deren betontem, lang vortretendem Chorabschnitt vor ihrem Abriss kaum vergleichbar, so besaß sie doch im Aufriss die

Gemeinsamkeit der Stufenhalle mit dieser. Da in der Stadtgeschichte so großer Wert darauf gelegt ist, dass auch das Dominikanerkloster eine Stiftung der Schauenburger war, wie an anderer Stelle bereits diskutiert, ergibt sich daraus möglicherweise ein erneuter inhaltlicher Zusammenhang mit der gewählten Bauform im Sinne einer damit vorgestellten Anbindung auch an das Schauenburger Fürstenhaus, zumal schließlich mit den beiden Bettelorden und einer gleichzeitig neu entstehenden Pfarrkirche in Hamburg Stufenhallen erstmals als ganz neue architektonische Elemente in der Stadt auftauchen und von hier ab weiter im gräflichen Territorium zu finden sein werden, die vor dem Sieg von Bornhöved nicht verwendet wurden. Sie sind, wie im Falle von St. Maria-Magdalena bereits dargelegt, als „Ordensarchitektur“ aber nur bedingt verständlich. Im Falle der St. Johannis-Kirche besteht allerdings keine Möglichkeit, Rückschlüsse auf das Aussehen des Kirchenbaues zur Zeit seiner ersten Entstehung oder für die Zeit des ersten Umbaus nach 1314 zu ziehen. So ergibt sich denn auch für St. Johannis in Hamburg eine Unsicherheit in der Frage, ob tatsächlich von Anbeginn eine Stufenhalle für den Kirchenbau der Dominikaner gewählt worden ist. Am ehesten, wenn auch nur bedingt, könnten hier die späteren Überlegungen im Vergleich mit der Dominikanerkirche in Lübeck weiterführen.

Die uns für Hamburg überlieferten Einzelformen verdanken ihre Entstehung relativ spät erfolgten Veränderungen des 14./15. Jh. Sie scheinen so im wesentlichen Bauformen zu sein, für die bereits eine ideologische Propaganda seitens des Ordens maßgeblich geworden ist, gehören aber damit auf dieselbe Ebene wie die zweite für die Franziskanerkirche angesprochene Stufe der baulichen Entwicklungen. Es wäre folgerichtig, ebenso wie für die Hamburger Franziskanerkirche im späteren Ausbau mit Assisi, Vergleiche auch zwischen St. Johannis und der Grabeskirche des Ordensgründers Dominikus anzustellen. Ließen sich hier Verbindungslinien auffinden, wäre zu überlegen, ob nicht der Maria-Magdalenen-Kirche mit ihrem Verweis auf Assisi und Franziskus stadintern ein dominikanisch geprägtes Gegengewicht entgegengestellt worden wäre (248). Schenkluhn hält den Kirchenbau San Domenico in Bologna, die Grablege des Ordensgründers, der etwa zwischen 1228 – 1238 errichtet wurde, bereits für einen ordensintern als Gegenstück zur Grabeskirche des Franziskus im Zusammenhang mit dessen Heiligsprechung notwendig gewordenen Repräsentationsbau der Dominikaner. Neueren Erkenntnissen zufolge wurde die den Dominikanern in Bologna zunächst angewiesene Kirche San Nicolo hierbei nicht erweitert, sondern unter Beibehaltung nur geringer Bestandteile des alten Baues (Fassade, Teile der Mauern des östlichen Kirchenabschnittes, Querhauses und Chores mit Wölbung der Transepte) neu gebaut (249). Entstanden ist so ein äußerlich schlichtes, langgestrecktes Kirchengebäude mit Querhaus und dreigeteiltem Ostabschluss, das im Inneren nach Osten gewölbt, nach Westen flach gedeckt wurde. In der Höhe begrenzt und in seinem Innenraum zweigeteilt, (d.h. einerseits flach eingedeckt, im Osten gewölbt) entspricht der Bau ziemlich genau den gestellten baulichen „Anforderungen des Ordensgründers Dominikus als eine beispielhaft „dominikanische“ Kirche, die in ihrer Zweiteilung zugleich den Typ des mittelalterlichen Hospitals reflektiert (250). Die Kirche besitzt im Westen einen ungegliederten Obergaden ohne Fenster und verzichtet für die Rundpfeiler auf Kapitelle, die durch „nur schmale Manschetten“ (Schenkluhn) ersetzt werden. Dabei besaß der Obergaden die Stärke der Pfeilerdurchmesser (251). Im Ostteil finden sich rundbogige Arkaden mit

kurzem Obergaden-Wandabschnitt. Die Pfeilerhöhe überstieg dabei die der sogenannten Vorderkirche. San Domenico, Bologna, zeigte damit bereits im westlichen Abschnitt eine Art einfacher „gurtbreiter Scheidbogen“, wie sie in der Art des „Lüneburger Systems“ mit den daraus hervorgehenden Rückstufungen später in Hamburg, in anderer Form über Verden vermittelt, gängig werden, jedoch vielleicht in Bezug auf die Pfeilerbreite für St. Johannis ambivalent interpretierbar sind. Zudem fällt die gemeinsame Außenwand der innen getrennt zu lesenden Abschnitte bereits in Bologna auf und führt zu einer bemerkenswerten Gesamtlängung beider Teile, ebenfalls nach Art von Hospitalbauten.

Der Grundriss als Ganzes schließt an den sogenannten „bernhardinischen Typus“ (Clairvaux I) an und drängt dem Betrachter in Bologna die Assoziation „Ordenskirche“ damit förmlich auf (252). Der zusätzlich hergestellte Zusammenschluss zwischen Hospitalarchitektur und Zisterzienserbauweise lieferte Schenkluhn zufolge eine gewollte ideologische Verkettung zwischen den genannten Orden. Die Bettelorden, voran die Dominikaner, stellten sich ausdrücklich in die Nachfolge der Zisterzienser als deren Ablösung im Bemühen um kircheninterne Reformen. Schenkluhn konnte auch für die Franziskaner in ihrer Kirche in Bologna Reaktionen auf Clairvaux II ausmachen, die damit ähnliche Ansprüche erhoben. Bautechnisch zeigen sich Übergänge zu Stufenhallen in Funktionsräumen der Zisterzienser schon aus der Zeit nach 1200 in langgestreckten Hallenräumen mit durchlaufenden Satteldächern und offenen Dachstühlen, die wie im Falle der Zisterzienserscheune in Maubuisson, statt mit Holzstützen auch mit steinernen Rundpfeilern gegliedert sein konnten, auf denen die nötige Wandversteifung zur Aufnahme der offenen Dachkonstruktion ruhte (Schenkluhn bezeichnet sie als „Überzugswand“ – 253). Stellt man sich statt eines offen aufgesetzten Dachstuhls wie in Bologna eine Einwölbung aller Kirchenschiffe vor (wie später in Hamburg), bei Erhalt einer Wandversteifung wie beschrieben, so ergibt sich für das Bild einer Stufenhalle auch auf diesem Wege quasi von selber ein gewisses bauliches Vorbild im Rahmen der Entwicklung von Ordensarchitektur, denn für den mittleren Teil müsste in einem solchen Falle die Einwölbung zwangsläufig höher verlaufen als für die schmalere Seitenschiffe, zu denen hin das gemeinsame Dach nicht nur in Bologna abfiel. Wieder ergibt sich eine Ambivalenz für die Bewertung der Stufung im Mittelschiff, die so gesehen auch als eine Fortschreibung im Rahmen bekannter Klosterarchitektur, insbesondere der Zisterzienserbauten zu verstehen wäre, die in ihren Forderungen nach ausgesprochen zweckmäßiger und schlichter Bauweise den Bettelorden architektonisch und in Bezug auf die Ausstattung Vorbild waren und sich jedenfalls von kathedraltotisch ausgerichteten baulichen Entwicklungen, wie Bernhard von Clairvaux sie schon in Cluny beanstandet hatte, deutlich unterschieden.

Vergleichbar sind zwischen San Domenico, Bologna, und St. Johannis, Hamburg, vor allem die gestreckte, einheitliche Gesamtform des Baues, der in Hamburg das Querhaus fehlt, aber auch die innere Gliederung in Mönchs- und Laienteil, die für Bologna baulich deutlicher unterschieden wird, in Hamburg dagegen allein mit Hilfe des Lettners vollzogen wurde, bei vollständiger, einheitlicher Einwölbung des gesamten Raumes in Hamburg.

Da auch für St. Johannis ins Auge fällt, dass vom bekannten Grundriss her bauliche Übereinstimmungen zumindest zwischen der uns zuletzt überlieferten Kirche und Spitalarchitektur vorliegen, soll

zusätzlich ein Vergleich mit dem ehemaligen Hamburger Heiligen-Geist-Spital versucht werden, um die örtlichen Vorgaben in dieser Hinsicht mit in den Blick zu nehmen.

Heiligen-Geist-Spital, Hamburg

Dieses Hamburger Spital findet seine urkundliche Ersterwähnung 1248 (254). Seine Kirche wurde in ihrer zuletzt bestehenden Form im 19. Jh. abgebrochen. Wir wissen, dass bereits 1246 die Grafen Johann und Gerhard von Schauenburg, die beiden Söhne Adolf IV., der Stadt den Raum zwischen dem Minoritenkloster und dem älteren Millerntor zur besseren Befestigung der Stadt schenkten, dieses Areal damit ursprünglich auch zum Besitz des gräflichen Hauses gehört haben müsste (255). Ab 1308 ist von einer „neuen Kapelle des Hl. Geisthauses“ die Rede, 1559 (nachreformatorisch) erfolgte ein Neu- oder auch Umbau – was genau lässt sich nicht eindeutig klären – der Spitalkirche. Das Hospital könnte bereits vor seiner ersten urkundlichen Sicherung bestanden haben und hat vielleicht schon zwischen 1216 – 1235 als Siechenhaus der gräflichen Neustadt gedient. Seine Leitung lag in den Händen eines Priors des Spitalordens, der mit Billigung der Domgeistlichkeit ernannt wurde und mit dem Rat eng kooperierte. Ihm zur Seite engagierten sich die Bettelorden in der Krankenbetreuung und für die Versorgung von Bedürftigen, durchaus im Rahmen ihrer geistlichen Pflichten. Nachreformatorisch ging aus dieser Anstalt das Altersheim Poppenbüttel der Stiftung „Hospital zum Heiligen Geist und Marien-Magdalenen-Kloster“ hervor, das sein besonderes Verhältnis zu der Klosterstiftung der Schauenburger wiederum deutlich im Namen ausweist. Die Hospitalgebäude befanden sich am heutigen Rödingsmarkt auf ungefähr dem Platz, den jetzt die Finanzbehörde einnimmt. Die Kirche, die nicht als Stadtpfarrkirche anzusehen ist, sondern mit ihrer Kapellenfunktion vor allem der Seelsorge der Hospitalisten und Pilger diente, betreute 1529 rund 50 Anstaltsinsassen.

Es handelte sich um einen dreischiffigen, sechsjochigen, nahezu rechteckigen Bau (Abb. 48 a mit Grundriss Abb. 48 b). Von außen betrachtet bot er auf diese Weise einen der Johannis-Kirche vergleichbaren, geschlossenen Anblick. Die Gliederung im Inneren war dennoch komplizierter einzustufen. Auch darin waren beide Kirchenräume einander ähnlich.

Der dreischiffige Hallenraum wies fünf queroblong gewölbte Joche im Mittelteil aus, die von basilikal halbbreiten Seitenschiffsjochen begleitet waren, die ihre Wölbungen quer auf den Mittelteil hin ausrichteten, sich also sowohl zugleich mit diesem verbanden als auch von ihm, was die Gewölbeorganisation betraf, schieden. Nach Osten schloss sich dem Mittelteil ein Chorjoch mit 5/8 Abschluss an, das nur mit 3 Seiten nach außen vortrat, an, während sich daran beidseits, an den innen gerade verlaufenden Teilabschnitten des mittleren Chores, zwei nahezu quadratische Begleiträume als Verlängerung der Seitenschiffe anpassten. So gelesen, liegt also auch kein Einheitsraum vor, sondern ein älteren Spitalformen entsprechender Raum, der insbesondere sein Chorjoch mit einem dreiteiligen Chorabschluss nobilitierte und innerhalb des Baues hervorhob.

Die Binnengliederung erfolgte durch niedrig gehaltene, kantonierte Rundpfeiler bei pfeilerbreitem Scheidbogensystem in mehrfacher Stufung. Dies entsprach damit zur Zeit des Abbruchs Vorgaben des „Lüneburger Systems“, wie von Michler definiert. Die Parallele zu den Stadtpfarrkirchen und ebenfalls

zu St. Johannis ist ablesbar. Jedoch ist hiermit nicht die ursprüngliche Spitalkirche beschrieben. Michler geht davon aus, dass 1559 eher ein Umbau der Kirche als ein voller Neubau erfolgt ist. Sie folgte aus seiner Sicht seitdem im Inneren vereinfachten Gliederungsprinzipien von St. Jacobi, Hamburg, und es erscheint ihm mit Recht fraglich, ob Mitte des 16. Jh. noch eine solche, direkte Nachfolge nach dem Vorbild der Jacobi-Kirche denkbar wäre (256).

Die Baumaße für die Spitalkirche waren folgende (zit. nach Möller):

Breite aller 3 Schiffe insgesamt	 ca. 20,0 m (St. Johannis 30,5 m)
Innenbreite Mittelschiff	 8,6 m (9,6 m)
Innenbreite Seitenschiffe	 3,6 m (5,7 m)
Höhe Mittelschiff	 ca. 13,5 m (27 m)
Höhe Seitenschiffe	 ca. 11,0 m (21,5 m)
Gesamtlänge	 42,0 m (zwischen 50 und 63 m)

Diese Maße beziehen sich auf die letzte Spital-Kirche, in deren Bau, nach den schon genannten Voraussetzungen Michlers, Teile der als Nova Capella 1308 erwähnten Kirche erhalten geblieben wären (257).

Die Lithographie von Peter Suhr um 1800 stellt uns den Bau von außen gesehen als einen mächtigen Blockbau vor, der alle drei Schiffe unter einem Dach vereinheitlichte (Abb.48a). Mit dieser Schlichtform seines dreischiffig rechteckigen Grundrisses lehnt sich der Hamburger Hospitalbau eng an St. Johannis an, zeigt aber auch für sich genommen Verwandtschaft zu viel früheren Hospitalbauten, die bereits im 12. Jh. dreischiffig sein konnten. (Schenkluhn nennt im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen zu den Bettelordensbauten als Beispiel eines frühen dreischiffigen Hospitals St. Come in Chartres aus dem 12. Jh., das nur im Ostjoch gewölbt und zur Kirche nobilitiert war (258). Gemeinsam ist den genannten Hospitalbauten nicht nur, dass sie ein einheitliches Dach ausbilden, unter dem die Schiffe zusammengefasst werden, sondern vor allem, dass der eigentliche Hospitalraum und der als Kirche zu betrachtende Teil miteinander räumlich eng vereinigt sind. Für die Hamburger Johanniskirche bedeutet dieses, dass ihre einheitliche Gesamtform und die Erstreckung ihres Chores entlang des Straßenverlaufs im 15. Jh., mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht, wie Gensler zu verstehen gibt, Zeichen einer im Niedergang befindlichen, auslaufenden Gotik ist, die den traditionellen Chorabschnitt nicht mehr voll ausformt, sondern dass durch die Verwandtschaft mit der Grundform des Hospitals möglicherweise ganz andere, inhaltliche Aussagen vor Augen gestellt werden sollten, die vielmehr den Dienst an den kranken Nächsten und die Fürsorge des Ordens für die Armen der Stadt, die in den Gasthäusern des Hospitals zum Hl. Geist auch mit Hilfe der Bettelorden versorgt wurden, als geistliche Aufgabe der Caritas unmittelbar auch am Bau ihrer Ordenskirche ablesbar machen sollten. Dass es dafür weitere Begründungen gibt, wird noch zu besprechen sein.

Lübeck

Zunächst sei nur darauf hingewiesen, dass sich für eine Verbindung zwischen Kirche und Hospitalbau in Lübeck ein weiteres Beispiel findet, das Kirchenraum und Krankensaal miteinander verzahnt, wobei Formen der Sakralarchitektur an diesem Profanbau innen wie auch am Außenbau ausdrücklich nobilitierend rückwirken.

Zur historischen Entwicklung des dortigen Dominikanerklosters vermerkt die Stadtgeschichte Lübecks, dass sich der Dominikanerkonvent dort 1229 als erste Gründung im norddeutschen Raum am Ort niederließ. Lübecks Überlieferungen beanspruchen somit einen Vorrang vor dem Hamburger Konvent. Zugleich bestehen, ganz wie in Hamburg, Rivalitäten in Bezug auf das Niederlassungsdatum am Ort zwischen den Franziskanern (die 1225 nennen) und dem Dominikanerorden, der hier außer seiner Selbstbehauptung gegenüber den Franziskanern in einen zusätzlichen Rangvergleich eintrat mit Bauten, die in Lübeck möglicherweise einerseits das politische Interesse des Landesherrn Adolf IV. an der wiederzugewinnenden Stadt baulich widerspiegelten, während andere Bauten sich bereits andererseits Ausdrucksformen verpflichteten, die der nach Unabhängigkeit von der zurückkehrenden Landesherrschaft strebenden bürgerlichen Stadtverwaltung näher lagen. (Zu welchen letzteren, wie erwähnt, die Franziskaner-Klosterkirche im Ausbau bereits zu zählen wäre). Die von Geldgebern stark abhängigen Bettelordensbauten liefern gerade in diesem Zusammenhang besonders interessante Betrachtungsgrundlagen.

Seit 1147 ist durch die Slawen-Chronik Helmolds von Bosau eine Burganlage in Lübeck bezeugt, die 1158/59 im Besitz der Schauenburger, nämlich Adolfs II., war und von Heinrich dem Löwen diesem abverlangt wurde. Im Zuge der Auseinandersetzung der verschiedenen Interessensebenen miteinander gelangte die Burg 1201 schließlich in dänische Hände (König Waldemar der Siegreiche).

1225 konnten die Bürger den strategisch wichtigen Platz im Norden der Stadt zwischen Wakenitz und Trave der dänischen Besatzung wieder entreißen. Zu dieser Zeit handelten die Stadt Lübeck und die Schauenburger noch als Verbündete gegen Dänemark, obgleich Lübeck sich bereits um Unabhängigkeit bemühte. Im Prinzip fiel das unmittelbar an die Stadt grenzende und damit auch stadtbeherrschende Areal nach der Schlacht von Bornhöved zunächst also an Adolf IV. zurück. Auf diesem eigentlich landesherrschaftlich bestimmten Grund der alten Burg ließen sich mit Billigung der Bürgerschaft, der daran gelegen sein musste, statt einer Burganlage auf diesem Platz lieber ein Kloster errichtet zu sehen, die Dominikaner nieder und benutzten Teile der niedergelegten Burg für die Anfänge ihrer Ordensbauten.

Lübeck, das im Kampf um die Unabhängigkeit von Dänemark in der Schlacht von Bornhöved 1227 an der Seite der Schauenburger gekämpft hatte, hatte auf dem Schlachtfeld dasselbe gelobt wie der Schauenburger, nämlich der Tagesheiligen ein Kloster zu bauen. Nach dem Sieg erfüllten nicht, wie in Hamburg, die Franziskaner, sondern der Dominikanerkonvent dieses Gelöbnis. Das später als Burghloster bezeichnete Dominikanerkloster war damit ursprünglich ein Maria-Magdalenenen-Kloster (259 – Abb. 49).

Gute Gründe sprechen dafür, dass die erste Kloster-Kirche nicht völlig neu gebaut wurde, sondern dass sehr rasch nach der Übernahme des Geländes zunächst die sogenannte Lange Halle oder die Überreste

des früheren Pallasbaues für die Mönche hergerichtet wurden. Dies machte eine besonders rasche Nutzung des Geländes möglich und lieferte wahrscheinlich sowohl einen ersten Kirchenraum wie ein Unterbringungsprovisorium für die Mönche. Das überlieferte Gründungsdatum von 1229 wird insofern bekräftigt. Bereits 1276 verwüstete ein Stadtbrand in Lübeck auch Kloster und Kirchenbau St. Maria-Magdalena. Mit Hilfe zusätzlich bewilligter Geländeerweiterungen durch die Stadt wurde nach 1300 eine neue, zweite Kirche an einem anderen Platz etwas weiter südlich auf demselben Areal der alten Burg gebaut, die 1319 noch unfertig geweiht wurde und ihrer Lage nach hier dann bis zum Abbruch 1818 bestand.

Nach dem Stadtbrand umfaßte die nun allgemein als Burgkirche benannte Kirche am Anfang des 14.Jh. zunächst ein siebenjochiges, dreischiffiges Langhaus mit nur einschiffigem Chor. Es liegt nahe, in ihrer architektonischen Grundform eine Parallele zu dem vermuteten Hamburger Bau der Johannis-Kirche vor deren letztem Umbau zu suchen, zumal dies nicht die einzige Übereinstimmung mit der Burgkirche, Lübeck, ist. Das ist auch dann noch gültig, wenn man die Beziehungen zwischen der ersten Hamburger Franziskaner-Kirche und der hiesigen Dominikaner-Kirche in die Überlegungen einbezieht. In dem einschiffigen Chor in Lübeck liegt möglicherweise eine der Grundlagen, auf denen Wiek fußt, wenn er den einen Strebepfeiler im Chorbereich von St. Johannis als Teil eines geplanten oder vorher gebauten Chores kritisch bewerten möchte. Ein Größenvergleich mit der Lübecker Dominikanerkirche ergibt sich daraus, dass sich im Falle Hamburgs vermuten lässt, die Johannis-Kirche könnte im 15. Jh. in ihrem Ostteil verlängert worden sein, wenn es nämlich richtig ist, dass der kleine, tonnengewölbte Raum auf dem überlieferten Grundriss die alte Sakristei verkörperte. Er band an das 7. Nordseitenschiffsjoch der Hamburger Dominikanerkirche an und verlief bündig mit den Außenmauern der vermutlich ältesten Raumteile des Klosterbereichs am Ostkreuzgang. Das Lübecker Inventar bildet im Anschluss an das 7. Joch der Burgkirche, von Nordwesten gezählt, Raumverhältnisse ab, die sich mit dem tonnengewölbten Raum in Hamburg insofern vergleichen lassen, als auch hier auf der Nordseite ein tonnengewölbter Raum und daneben eine Wendeltreppe angenommen wird, an die sich nach Nordosten die älteren, dem Kreuzgang angelagerten Klosterräume anschlossen. Es ließ sich nicht ermitteln, worauf diese Annahme im einzelnen beruht, denn der Inventar-Grundriss entstammt für Lübeck erst Rekonstruktionen des 19. Jh., da ältere Grundrisse gar nicht überliefert sind (260). Es lässt sich nicht ausschließen, dass die Lübecker Schlussfolgerungen sich auch auf Hamburger Verhältnisse stützen könnten und damit hier wertlos wären. Insgesamt geht man jedoch für die Burgkirche davon aus, dass das 1818 abgebrochene Langhaus in seinen Grundlagen noch aus der Zeit um 1319 stammte und dass ihm zwischen 1399 – 1401 ein veränderter Chor angefügt wurde. Da in Hamburg unklar ist, ob die St. Johannis-Kirche im 15. Jh. tatsächlich völlig neu gebaut wurde, oder ob auch hier etwa vorwiegend ein Ausbau des Chores erfolgte, lässt dies wegen der Gemeinsamkeiten aufhorchen. Denn bestünde hier eine Parallele, so würde die Vermutung, St. Johannis könnte nicht nur in seiner letzten Form eine Stufenhalle gewesen sein, verstärkt. Der Hinweis des Lübecker Inventars, das „fehlerhafte System des Langhauses“ lasse nicht nur die „auffallende Einfachheit der Burgkirche“ gegenüber der Lübecker Franziskanerkirche bemerkenswert erscheinen, sondern wiese auch auf eine

Bauleitung hin, die derjenigen von St. Katharinen nachstand, muss nach dem voraus Gesagten ohnehin relativiert werden.

Zwischen 1399-1401 wurde der Chorabschnitt der Lübecker Burgkirche aus einem einschiffigen Teil in eine dreischiffige Hallenform mit geradem Abschluss verändert, der Bau vermutlich danach einheitlich in Chor und Langhaus eingedeckt, sichtbar jedoch unterschiedlich im Langhaus mit Blei-, am Chorabschnitt mit Pfannendeckung versehen. Die auf diese Weise ausgebaut Kirche zeigte damit bis zum Abbruch nun insgesamt 10 queroblange Joche im Mittelschiff, von denen drei Joche dem eigentlichen Chorbereich zuzurechnen waren, wodurch die Längsausdehnung des Baues in ihrer Wirkung verstärkt wurde. Hamburg blieb, im letzten Ausbau durch das vorhandene Grundstück beschränkt, mit einer Gesamtlänge von 8 Jochen dagegen etwas kürzer.

Dem 3. Joch von Osten war in Lübeck im Bereich des Südseitenschiffes der Burgkirche eine Zwischenlösung zwischen Turm und Dachreiter angefügt, der möglicherweise als Relikt aus vorausgegangenen Zeiten ursprünglich im Winkel zwischen Langhaus und noch einschiffigem Chor angelegt war und im Ausbau erhalten wurde. Der Chorabschnitt wies im Inneren beim Abbruch im 19. Jh. aber eine veränderte Gliederung auf, die das Allerheiligste im Mittelschiff mit Schranken zwischen dem 2. und 5. Joch von Osten vierjochig umgrenzte und eine Art rechteckigen Chorumgang um diesen Mittelteil künstlich herstellte. Hierdurch wurde die Räumlichkeit mit Hilfe der Chorschränken im Sinne eines Umgangschores umgewertet.

Wie in Hamburg zeigte sich der zu verschiedenen Zeiten gewachsene Klosterbezirk auch in Lübeck in mehrere Hofbezirke aufgeteilt, von denen sich einer der Kirche nach Norden direkt mit seinem Kreuzgang anschloss. Um 1450 dürfte die gesamte Anlage bestanden haben. Durch Nutzung des Burggeländes war die Dominikanerkirche in Lübeck nicht exakt geostet. Ein Teil ihrer Fundamente ruhte zudem auf dem verfüllten Burggraben und machte die Außenmauer im Süden instabil. Infolgedessen stürzten immer wieder Pfeiler und Gewölbe ein, was schließlich aus Kostengründen nach 1818 zum Abbruch der Kirche führte, für Lübeck, das seinen mittelalterlichen Baubestand sorgfältig bewahrt hat, trotz allem eine auffällige Ausnahme. Die große Bedeutung des Klosters und seiner Kirche für die Stadt bezeugen die zahlreichen Altäre und Ausstattungsstücke, die das St. Annen-Museum in Lübeck bewahrt.

Der gerade Ostabschluss der Burgkirche besaß nach 1401 außen mehrere Terrakottafriese, von denen einer Tiergestalten in Sechspässen fasste, in seiner Art ähnlich dem Hamburger Rosettenfries und vielleicht sogar Vorbild für den Hamburger Bauschmuck (vgl. Abb. 50). Auch vertikal war der Ostabschluss mit figurgefüllten Nischen geschmückt, die die Partie unterhalb des blendenbesetzten, abgetreppten Giebels in ihrer Blockwirkung milderten.

Interessanterweise wird die Frage, ob es sich bei der Burgkirche der Dominikaner um den Bautypus einer Basilika oder um einen Hallenbau gehandelt hat, bis heute in der Stadtgeschichtsforschung unterschiedlich diskutiert und kann auch an dieser Stelle nicht schlüssig beantwortet werden. Doch sind Verflechtungen zwischen Hamburg und Lübeck bereits aufgezeigt worden. Mit Blick auf die bisher gewonnen Erkenntnisse zur Wiedergewinnung der alten Schauenburger Herrschaft durch landesherr-

schaftliche Städtegründungen unter Mithilfe von Kirchenbauten auf Eigengrund, scheint bedenkenwert, ob es sich nicht auch in Lübeck um eine bauliche Zwischenlösung zwischen beiden diskutierten Formen des Aufrisses, d.h. weder um eine Basilika, noch um eine Halle, sondern um eine Stufenhalle gehandelt haben könnte.

Das Lübecker Inventar notiert ausdrücklich zur Burgkirche:

„Es war für den Bau verhängnisvoll, dass der Obergaden des Mittelschiffes zu den Seitenschiffen auffallend niedrig war“ und ... „über den hohen Dächern der Seitenschiffe konnte sich etwa nur das obere Drittel der Fenster des Mittelschiffes öffnen“ (261).

Offenbar befanden sich sehr flach gehaltene Strebebogen unter den Seitenschiffsdächern, die die Mittelschiffswände abstützten und möglicherweise sogar nach innen drängten. Es erscheint jedoch merkwürdig, dass überhaupt echte Fenster angelegt worden sein sollen, wenn sie von vornherein nur in ihrem kleinsten Anteil Licht einlassen konnten. Für das Langhaus wären ebenso gut völlig geschlossene Mittelschiffswände mit architektonischen Gliederungsformen vorstellbar, wie sie anderen, schon beschriebenen Stufenhallen entsprächen. Wieder fällt in diesem Zusammenhang ins Gewicht, dass in der Literatur des 19. und sogar des 20. Jh. nicht immer deutlich zwischen Halle und Stufenhalle unterschieden wird. Koppmann selber benennt als sein bester Kenner beispielsweise 1844 den Hamburger Dominikanerbau als einen dreischiffigen Hallenbau, obwohl klar feststeht, dass es sich um eine Stufenhalle gehandelt hat.

Bei Einsturz der Lübecker Burgkirche am 13.3. 1818 war selbstverständlich auch kein Aufriss vorhanden. Die Rekonstruktionen eines basilikalen Baues im Aufriss des Langhauses bzw. eines daran anschließenden Hallenchores stützen sich darum allein auf Überlegungen zu den erhaltenen Fundamentresten und die noch ablesbare Gliederung im Bereich der nördlichen Außenwand der Kirche, die im Übergang zum Kreuzgang erhalten sind.

Lübecks Bestrebungen nach Reichsunmittelbarkeit und damit Unabhängigkeit vom früheren und nun zurückgekehrten Landesherrn Adolf IV. legen den Gedanken nahe, dass Adolf IV. gerade im Bereich der von der Stadt als Befestigung gründlich geschliffenen Burg mit aller gebotenen Vorsicht politisch motivierte Eigeninteressen mittels eines Baues vertreten haben könnte, für dessen Realisierung er auf einen historisch bedeutsamen Baugrund verzichtete und den er demonstrativ als einen friedlichen Klosterbau unterstützte, der aber politisch gesehen positive Veränderungen für die Landesherrschaft jederzeit am Ort auch baulich hätte wieder aufnehmen können. Die Form einer Stufenhalle auf dem Platz der alten Burg könnte insofern einen Rest an Eigenbehauptung Schauenburger Rechte im Rahmen der Stadt architektonisch widergespiegelt haben, gegen den Lübeck keinen Grund hatte zu opponieren, der aber auch kein größeres bauliches Echo finden konnte (262).

Auch in Lübeck bestanden Verbindungen der Bettelorden zum städtischen Heilig-Geist-Hospital, denn auch hier beteiligten sich neben Angehörigen des Deutschen Ordens und der zum Zweck der Krankenpflege gegründeten Bruderschaften, z.B. des Kaland oder der Beginen, beide Bettelorden an der Spitalpflege. Die Spital-Stiftung des Rates zur Versorgung kranker und bedürftiger Mitbürger

sicherte dem Lübecker Rat weitgehende Einflussnahme auf die soziale Einrichtung. Sie wurde hier jedoch bereits vor 1263 nach Auseinandersetzungen mit dem Lübecker Bischof einer klösterlichen Ordnung unterworfen, die erst nach 1601 zurücktrat (263).

Das Lübecker Heilig-Geist-Hospital bewahrt in seinen ältesten, erst 1940 aufgefundenen Malereien, eine inhaltlich wichtige Information als Hinweis auf die Herkunft der Spitalbauten aus Frankreich, das Land, in dem sich der Dominikanerorden gründete. Neben dem Hl. Joseph mit dem Jesuskind auf der Nordwand der Spitalhalle, dessen Anblick gnädiges Sterben verhieß, befindet sich auf der Südwand die Darstellung eines Königs mit Krone, nach derzeitiger Auffassung als König Ludwig IX. von Frankreich zu interpretieren, der hier noch ohne Heiligenschein abgebildet ist (Seine Heiligsprechung erfolgte 1297). Lübecks Hospital ist danach nicht nur zu seinen Lebzeiten entstanden, Frankreich wird auch als das Ursprungsland derartiger Hospitäler ausdrücklich angesprochen (264). In Lübeck ist durch den erhalten gebliebenen Baubestand eine Nachprüfung der Aussage, dass Formen eines Kirchenbaues einen Hospitalbau ebenso zu nobilitieren vermögen, wie in Umkehrung ein Hospitalbau maßgebend für Kirchenbauformen werden konnte, besonders gut möglich (265).

In mittelalterlichen Spitälern bestand üblicherweise eine feste architektonische Verbindung zwischen dem eigentlichen Hospitalraum und einem Sakralbezirk, der als Kirchenraum deshalb diente, um Kranken und Sterbenden die Teilnahme an der Heiligen Messe zu ermöglichen und sie so in Christus Trost und Hoffnung als psychologische Stütze auch im Sterben finden zu lassen. Der Kirchenraum ist in Lübeck als ein gesonderter Bauabschnitt der ältesten Spitalhalle quer vorgelagert, war aber anfangs offen mit dem Spitalraum verbunden. Andernorts (St. Come, Chartres) findet sich ein einheitlicher Gesamttraum vor, in dem allein die Einwölbung des Ostabschnittes die Trennung des profanen, allerdings durch den caritativen Dienst nahe an die Sphäre des Sakralen herangerückten Hospitalteils vom eigentlichen Sakralteil baulich verdeutlicht.

Eine Anbindung an Grundzüge des Hospitals lässt sich bei großzügiger Auslegung auch für die Anfänge der Hamburger Franziskanerkirche ausmachen, vermutlich erst nach Anbau des langen Chores erfolgte eine größere Abtrennung des Chorteiles und damit zugleich eine inhaltliche Umgewichtung zwischen Langhaus und „Ordenskirche“, während in dieser Hinsicht in Lübeck an St. Katharinen eine architektonische Trennung zwischen Laienabschnitt und Ordensteil nicht direkt, sondern durch die Verlagerung des Mönchschores in den oberen Bereich erfolgte, die anfänglich im Orden praktizierte „brüderliche Gemeinsamkeit“ aller Anwesenden im unteren Bereich aber erhalten blieb. Das hat auch Zaske bereits früher beobachtet (266).

Um zu verdeutlichen, warum der Zusammenhang mit Hospitalbauten besonders für den Dominikanerorden einen Bezug auf wichtige Traditionsvorgaben des Ordens beinhaltet, ist ein zusätzlicher Rückblick auf die Ordensentwicklung nötig.

Dominikus kam als Regularkanoniker aus Osma in Spanien und bemühte sich anfangs von Toulouse aus mit seinen Mitbrüdern, die Spannungen auszugleichen, die innerhalb der Kirche in Südfrankreich aufgekeimt waren, um das Verhältnis zwischen den als Kettern betrachteten Laienbewegungen und der

Geistlichkeit in Rom neu zu festigen. Fußend auf den Lehren Augustins, bedeutete das für ihn von allem Anfang an, im Gegensatz zu den Franziskanern, „Arbeit in der Welt“, und Dominikus erkannte bald, dass es nötig sein würde, Grundlagen für eine solide Überzeugungsarbeit zu gewinnen. Diese Erkenntnis schlug sich in der Festschreibung der Bedingung, spätestens bei Eintritt in den Orden ein theologisches Studium aufzunehmen, nieder. Der neue Ordo studens wurde allerdings nicht primär im Toulousaner Umfeld, sondern maßgeblich erst über die Universitäten von Paris und danach Bologna zu jener schlagkräftigen Verbindung, die, als „Hunde Gottes“ bezeichnet, für Rom zur Grundlage der Ketzerbekämpfung und der Inquisition werden sollte. Die Entwicklung der Dominikanerbewegung nahm damit von Frankreich aus ihren Anfang. Italien erlangte erst mit der Grablege sein herausragendes Gewicht.

In den beiden Städten, Paris und Bologna, war es die unmittelbare Verknüpfung des Ordens mit der Universitätslehre, die ihm seine zunehmend größere Verbreitung und theologisches Gewicht sichern sollten. Im Falle Bolognas trat hinzu, dass Dominikus nach seinem Tode nicht in der Ausgangsstadt Toulouse oder in Paris, sondern in Bologna in seinem Kloster begraben wurde. Die Stadt verwies damit schon als solche auf den Ordensgründer, wie Assisi im Falle der Franziskaner das Wirkungsfeld des Hl. Franziskus unmittelbar assoziieren ließ.

Die Dominikaner siedelten bei ihrer Ankunft in Paris, nach einem Gastaufenthalt der Brüder im Hotel Dieu St. Christophe, 1218 als Ordensgemeinschaft in das Hospital St. Jacques über. Hier kamen sie zum ersten Mal vereint unter. Sie feierten ihre Messen zunächst ebenfalls gastweise an der Pfarrkirche St. Benoit, bis ihnen 1219 eine päpstliche Bulle erlaubte, Messen in ihrer eigenen Kirche abzuhalten, die vermutlich eine Hospitalkirche, nämlich die Spitalkirche des Hospitals St. Jacques, ihrer Unterkunft, war. Der Orden hatte damit in Paris endgültig festen Fuß gefasst (267).

Schon zu diesem Zeitpunkt gab es in Frankreich Querelen mit der örtlichen Pfarrgeistlichkeit, wie sie später auch in den Hansestädten an der Tagesordnung waren, weil der ansässige Klerus stets die Verschlechterung seiner eigenen Unterhaltsgrundlagen befürchtete. So lassen sich feste Abmachungen aufspüren, die einen gewissen Mustercharakter behalten zu haben scheinen. Zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Pfarrgeistlichkeit und Bettelordensangehörigen, die damit keineswegs erledigt waren, erließ Papst Bonifacius um 1300 nochmals die Bulle *super cathedram*, von der auch in den Hamburger Annalen die Rede ist (268):

1.) Messen an hohen Feiertagen wie Ostern, Pfingsten, Allerheiligen, Weihnachten oder dem Tag des Hl. Benoit sollten nur in den Pfarrkirchen abgehalten werden, an die alle Spenden dieser Tage abzuführen waren.

(In Hamburg war festgelegt, dass keine Predigten von Bettelordensangehörigen während der Pfarrgottesdienste erfolgen, die Pfarrkinder damit nicht vom Besuch ihrer Kirchen abgehalten werden durften).

2.) Für jede Beerdigung durch Angehörige des Dominikanerordens an St. Jacques war eine Gebühr an St. Benoit zu entrichten. Nur ordensgebundene Personen sollten von den Dominikanern bestattet werden, alle übrigen durch den örtlichen Pfarrklerus.

(Für Beerdigungen durch Bettelordensangehörige war in Hamburg ein Viertel der eingenommenen Abgaben an die Pfarrherren abzuführen. Das Begräbnisrecht sollte allerdings frei sein, nachdem man zunächst auch hier versucht hatte, es einzuschränken. Den Dominikanern sollte anfangs jährlich nur sieben Fremde und zwei Bürger zu bestatten erlaubt sein. Dabei fußen die stadtgeschichtlich belegten Streitfälle möglicherweise auf örtlichen Abweichungen von den Pariser Erstvereinbarungen, auf die sich man sich auch in Hamburg berief. Man versuchte in Hamburg zu erreichen, dass Gaben, die durch über das „Quotum“ hinausgehende Beerdigungen anfielen, an die Pfarrherren herauszugeben wären. Sowohl in Hamburg, Lübeck als auch Bremen kam es auch nach 1300 noch zu Disputen über die dann festgelegte „Quarta“, die in Hamburg schließlich durch Vermittlung des Rates mit einer jährlichen Abgabe abgelöst wurde. Die formelle Einholung der Beerdigungserlaubnis von der jeweiligen Pfarrkirche blieb bestehen).

Deutlich wird, dass die Dominikaner den Streit weitgehend mit Hilfe der päpstlichen Autorität zu schlichten hofften, was die enge und direkte Anbindung an die römische Kurie unterstreicht.

3.) Die Einrichtung von Kapellen an St. Jacques durch die Dominikaner erforderte jährliche Lizenzgebühren. Erzbischof und Bischof oder deren Vertreter sollten außerdem trotz der gegebenen Erlaubnis zur eigenen Messfeier nicht geschmälert werden.

4.) Die Glocke von St. Jacques sollte 300 Pfund Gewicht nicht überschreiten.

Da die Kirchenglocken mit ihrem weithin schallenden Klang den damaligen Tagesablauf bestimmten und gleichzeitig zum Gottesdienst riefen, war ihr von der Größe bestimmtes Klangvolumen nicht ohne Belang. Schenkluhn sieht grundsätzlich hierin einen der Gründe für den generellen Verzicht der Bettelorden auf Kirchtürme an ihren Kirchenbauten, da Konkurrenzhandlungen ja verboten waren.. Aber auch die Zisterzienserklöster hatten bereits vor dieser Zeit generell auf Glockentürme verzichtet, die als Luxus angesehen wurden.

Mit dem Verweis auf St. Jacques wird deutlich, dass hospitalähnliche Grundrisse in Dominikaner-Kirchen auf die Anfänge des Ordens in Paris an St. Jacques zu erinnern vermochten. Sie spiegelten so nicht nur die Arbeit der Ordensangehörigen im Dienste des Nächsten im Spital wider, sondern beinhalteten darüber hinaus noch weit mehr durch ihren Verweis auf Ordenstraditionen aus den Anfängen des in seinem Prestige ständig wachsenden Dominikanerordens in Verbindung mit der Universität Paris, wo die Wurzeln der Bewegung in einem Spitalbau lagen (269). Ein Ordo studens, der seiner Geistlichkeit ideale Arbeitsvoraussetzungen für geregelte Studien zu bieten hatte, konnte bereits in Paris vermehrt und rasch bereits anerkannte Gelehrte an sich binden, die dann auch nach entsprechenden Bemühungen bei den Franziskanern in Parallele zu dieser Entwicklung und in der Erkenntnis der beschriebenen Notwendigkeit zur Lehre die Anziehungskraft und den Zulauf zu ihrem Orden erhöhen halfen. Damit waren die Studienmöglichkeiten Teil der „modernen“ Anziehungskraft, der die neuen Orden über andere, ältere Orden wie etwa die Zisterzienser, hinausheben und im Sinne Roms kirchenpolitisch wirksam werden lassen konnte.

Dass Rom die Bedeutung dieser Entwicklung früh erkannte, folgt aus der Kanonisationsbulle für Dominikus 1234, in der Dominikus an den Beginn der vierten Erneuerungsepoche der Christenheit

gestellt wird, die mit den Märtyrern beginnt, dann die Ordensidee des Hl. Benedikt nennt und schließlich davon spricht, dass Dominikus und seine Brüder die Zisterzienser unter Bernhard von Clairvaux als Glaubenskämpfer ablösen, in dessen unmittelbare Nachfolge er und sein Orden damit gestellt werden. Das Hospital St. Jacques war die Grundlage, die auf die Studienmöglichkeiten im Dominikanerorden und seine erfolgreiche Anbindung an die Pariser Universität grundlegend verweisen konnten (270).

In Paris entstanden die ersten Studienkollegien als Unterkunft und Arbeitsort für mittellose Scholaren in Zusammenhang mit Hospital-Einrichtungen. So nahm das Hospital Notre-Dame in Paris z.B. regelmäßig 18 Scholaren auf, die mit einer monatlichen Rente versehen, im Hospitalbereich Wohnung fanden und dabei der Hospitalführung unterstanden. Die Begünstigten leisteten dafür Ministrantendienste bei den Exequien für im Hospital Verstorbene (271). Doch war Notre-Dame in dieser Beziehung keine Ausnahme. Obwohl sich keine direkten Belege dafür finden lassen, hält Schenkluhn es für möglich, dass auch an St. Jacques ein bereits früher bestehendes Studienkolleg durch die Dominikaner übernommen und abgelöst worden sein könnte. Die architektonischen Verweise auf Hospitalbauten wären damit neben einer Anspielung auf den Beginn des Ordens an St. Jacques als erster Unterkunft, vor allem und mehr noch als Hinweis auf den Anteil der Dominikaner an der Entwicklung der Pariser Universität zu verstehen, womit sich der Orden als ein an der Quelle aller theologischen Erkenntnis wirkender, für die Lehre als maßgeblich ausgewiesener Ordo studens, in ganz direktem Bezug zu St. Jacques verstanden hätte.

Dabei kann in diesem Zusammenhang sowohl für Hamburg als auch für Lübeck darauf verwiesen werden, dass die Gelehrtenschulen des Hamburger Johanneums und die Anbindung lateinschulischer Bürgerschulen auch in Lübeck an Einrichtungen der früheren Bettelorden nachreformatorisch noch die besondere Ausrichtung auf die Lehre aufzeigten, indem sie ihre pädagogischen Traditionen fortsetzten.

Kiel und Schleswig

Kiel hat – der Augustinerorden war am Ort präsent – ein Dominikanerkloster nicht besessen. Im Falle Schleswigs sind nähere Vergleichsmöglichkeiten mangels ausreichender Befunde nicht gegeben.

Zwischen 1969 – 1984 erfolgten in Schleswig großflächige Ausgrabungen des Archäologischen Landesmuseums der Christian-Albrecht-Universität in der mittelalterlichen Altstadt, die wichtige Bezüge zwischen dem alten Haithabu und dem nachfolgenden Schleswig des 11. – 13. Jh. lieferten. Entdeckung und teilweise Freilegung der mittelalterlichen Uferlinie der Schlei führten zu der Feststellung, dass spätestens 1239 im Bereich der immer weiter in das tiefere Wasser vorgeschobenen Hafenanlagen, die schließlich aufgegeben wurden, auf dem verlandeten Areal ein Bettelordens Kloster der Dominikaner errichtet wurde, das im 16. Jh. nach der Reformation niedergelegt wurde. Von ihm konnte ein Teil der Grundmauern aufgedeckt, ein weiterer Teil unter der heutigen Bebauung vermutet werden. So sind bisher nur Teilfundamente des nordsüdlichen und ostwestlichen Kreuzganges mit dichter Bestattung gesichert worden. Die nach Osten und Süden an den Kreuzgang anschließenden Räumlichkeiten lassen vom archäologischen Befund her keine Rückschlüsse auf die Verwendung der Baulichkeiten zu, zumal aufgehendes Mauerwerk fehlt. Die Kirche hat vermutlich im Norden des Kreuzganges gelegen. Da dem südöst-

lichen Abschnitt ein Brunnen zugeordnet werden kann, haben hier möglicherweise Wirtschaftsräume ihren Platz gehabt. Eine weiterführende Befundlage ergibt sich nicht (272).

Auf den in angeglichenen Form an Hamburger Gepflogenheiten auch für St. Johannis, Hamburg, verwendeten, rückgestuften Scheidbogenverlauf des „Lüneburger Systems“ im Rahmen der Stufenhalle war bereits hingewiesen worden. Während für das Aussehen der Binnenpfeiler für die St. Maria-Magdalenen-Kirche, Hamburg, größtenteils eine einfache Rundform im Grundriss überliefert ist, die vielleicht achtseitige Sockel besaß, wie auf einem der Grundrisse abgebildet (Abb. 5), finden sich im Falle der zuletzt bestehenden St. Johannis-Kirche, für die auch detailliertere Innenansichten aus der Zeit vor dem Abbruch vorliegen, eindeutig achtseitige Pfeiler im Mittelschiff abgebildet, die als Bauform zunächst überraschen. Zur achtseitigen Pfeilerform als Langhausgliederung fällt ins Auge, dass diese völlig aus dem Rahmen Hamburger Baugewohnheiten fällt (die älteren Hamburger Pfarrkirchen verwenden kantonierte Rundpfeiler) und dass es sich offenbar auch nicht um gekahlte Achteckpfeiler handelte, wie z.B. im Falle der Lüneburger Nikolaikirche, wo diese von Eckdiensten begleitet werden, wie sie z.B. in den Hansestädten an der Ostsee wiederzufinden sind. Ob die Mittelschiffspfeiler der Hamburger Franziskaner-Kirche kantonierte waren, lässt sich nach den überlieferten Grundrissen nicht mehr feststellen. Dafür fanden sich beim Abbruch von St. Johannis, Hamburg, zusätzlich auch Teile von Säulen wieder, die zu einem früheren Kirchenbau gehört haben könnten und nachträglich neu verbaut wurden. Es besteht Anlass zu der Überlegung, ob die achteckigen Pfeiler ein möglicherweise mit inhaltlicher Bedeutung aufgeladenes Zitat gewesen sein könnten. Zeitlich wäre ihre Verwendung nach allen gemachten Vorgaben für St. Johannis, Hamburg, ins 14. oder 15. Jh. einzuordnen. Ob sie schon im Erweiterungsbau nach 1314 in dieser Form verwendet und später beibehalten worden sind, ist nicht zu entscheiden, wäre aber möglich. Die Überlieferung, dass ein „Neubau“ des 15. Jh. vorliegt, nicht ein Ausbau des vorhandenen Grundrisses vorgenommen wurde, hängt jedoch vielleicht auch mit einer solchen Veränderung des Systems zusammen, die wie die Rosettenformen am Fries des Außenbaues auf zumindest umfangreiche Baumaßnahmen des 15. Jh. verweisen kann und eine völlige Gesamt-Neueinwölbung denkbar werden lassen.

Achteckige Pfeiler werden als Gliederungssystem in der Lübecker Franziskanerkirche verwendet (ob als Reaktion auf die Kirche San Francesco, Bologna, direkt oder auf eine ihrer Nachfolgebauten, wie z.B. St. Croce, Florenz, wäre zu überprüfen). Davon, dass bereits um die Mitte des 13. Jh. süddeutsche Bettelordensgründungen glatte, dienstlose Achteckpfeiler, vielleicht im Rückgriff auf Zisterzienserarchitektur verwenden, spricht Nussbaum in seinem Kapitel zur Entfaltung der gotischen Architektur, das sich mit der Bettelordensgotik als programmatischer Gegenthese zur Kathedralbaukunst auseinandersetzt, wobei er das Motiv des achtseitigen Pfeilers im Zusammenhang mit dem Bemühen der Bettelorden um neue flächenbetonte Raumgrenzen betrachtet und diese Form der Stütze ebenfalls als ein flächiges Gebilde verstehen möchte (273).

Grundsätzlich wäre zusätzlich anzumerken, dass bereits seit dem 13. Jh. Bauelemente, die für einen Kirchenbau des einen Bettelordens maßgeblich wurden, ordensübergreifend auch in Bauten des anderen Verwendung finden konnten (was bei den Versuchen beider Orden, eine Angleichung der Voraus-

setzungen für die Aufnahme bedeutender Gelehrter zu gewinnen, nicht verwundern kann). Insofern könnte in der achtseitigen Pfeilerform ein Hinweis auf Bologna als einen für beide Bettelorden bedeutenden Ort enthalten sein, und zwar durch die Übernahme eines Bauelementes aus der dort den „Ordo studens“ im Rahmen eines Franziskanerbaues propagierenden Kirche San Francesco, des konkurrierenden Bettelordens, dessen bauliche Vorbildlichkeit in diesem Falle im Sinne der Dominikaner genutzt wurde.

Achteckige Pfeilersysteme in Kirchenräumen kommen in Norddeutschland im 15. Jh. auch im Umkreis der Hansestädte, einmal als ein Echo auf Bauten des Deutschen Ordens, wie in der Marienkirche in Danzig, in Pfarrkirchen der Hansestädte an der Ostseeküste (z.B. in Stralsund und Wismar), aber auch in der Hansestadt Lüneburg, St. Nikolai, vor.

Die Danziger Marienkirche wurde 1343 begonnen und käme als ein „Vorbild“ damit überhaupt nur dann in Betracht, wenn man sich darauf verständigte, dass die Bauform des achtseitigen Pfeilers in der Johannis-Kirche erst nach diesem Zeitpunkt verwendet worden wäre.

Immerhin war der Danziger Bau als eine neunjochige, querschifflose Backstein-Basilika mit geradem Chorabschluss geplant, vordergründig dem Grundriss der Johannis-Kirche in Hamburg damit ähnlich, und die Achteckpfeiler des Langhauses gehören noch diesem bis 1379 verfolgten Plan an, der mit dem Einsatz eines neuen Baumeisters dann durch Planänderung eine Umgestaltung in eine Kirche mit dreischiffigem Querhaus und einem Hallenchor erfuhr (274).

Wismar, St. Marien, ist als siebenjochige, querschifflose Backstein-Basilika ein Echo auf die Lübecker Marienkirche und ihre kathedralgotischen Voraussetzungen. (Anstelle einer um 1270/80 begonnenen Hallenkirche ab 1339 vom Chor her neu begonnener Bau. Ihr Langhaus dürfte aus der 2. Hälfte des 14. Jh. stammen (275). Die einstige Rats- und Hauptpfarrkirche wurde 1960 bis auf den Turm abgetragen, ihr System wurde in der Nikolaikirche dem Mecklenburger Inventar zufolge im wesentlichen unverändert übernommen. Dass sie achtseitige Pfeiler besaß, bestätigt Nussbaum).

Die achtseitige Pfeilerform des Langhauses wird an der Pfarrkirche St. Nikolai, Wismar, verglichen mit der einfachen Grundform des Achtecks, bereits durch zusätzliche Zierformen abgewandelt, (erste urkundliche Baunachricht zum heutigen Bau aus dem Jahre 1381, durch Abschluss des Vertrages mit Heinrich von Bremen, Langhaus zwischen 1435 – 1487 fertiggestellt – 276), indem die Rückstufungen der Scheidbögen im Langhaus unterhalb der Kapitellbänder bis zum Boden weitergeführt werden. Sie entsprechen demnach der schlichten Pfeilerform an St. Johannis in Hamburg nicht genau.

Ebenso von Lübeck, St. Marien, wie von den beiden erstgenannten Pfarrkirchen beeinflusst, ist die Pfarrkirche St. Georg in Wismar. (Baubeginn nach 1235, wichtigste der bis um 1600 reichenden, drei Bauperioden am Anfang des 15. Jh. liegend). Der achtseitige Langhauspfeiler wird hier von Kantensäulen begleitet wie in Lüneburg, St. Nikolai, ist aber nicht gekehlt wie dort und liefert also eine weitere Variation dieses Pfeilertyps (277).

Achteckpfeiler finden aber auch im Dominikanerkloster in Stralsund, St. Katharinen, Verwendung. Dominikaner und Franziskaner sind seit der Mitte des 13. Jh. in Stralsund bezeugt. Die Dominikaner könnten sogar von dem 1229 gegründeten Lübecker Burgkloster her nach Stralsund ausgesandt wor-

den (278), der Bau bald nach 1260 mit dem Chor begonnen und danach bis 1317 vollendet worden sein. Die Pfeilerform findet sich sowohl im langgestreckten Langhaus (8 Joche) im Laienteil der Kirche als auch in schlank aufgesteilter Form im dreischiffigen Remter vor. Der Hallenbau besitzt nach Osten einen zweijochigen Chorschiff im Anschluss an das Mittelschiff mit 7/12 Chorschluss, der an kathedralgotische Formen erinnert. Euphemia, die Ehefrau des fürstlichen Stifters Jaromar II., soll bereits 1270 in diesem Chor, dessen Weihe erst für 1287 überliefert wird, begraben worden sein. Es scheint sich um den frühesten Monumentalbau eines Bettelordensklusters im Bereich der Ostseeküste zu handeln.

Die aufgeführten Bauten aus dem Umfeld der Hansestädte lehnen sich bis auf St. Katharinen, Stralsund, damit insgesamt an das kathedralgotische Vorbild der Lübecker Marienkirche an. Sie stehen so diesen Formen des Kathedralbaues und örtlichen Vergleichsbauten näher als solchen Bauten, die sich aus der Klosterbautradition entwickelt haben. Bis auf die Stralsunder Katharinenkirche sind die betrachteten Kirchen des Ostseegebietes deshalb mit Bettelordensarchitektur nur bedingt vergleichbar, allein schon deshalb, weil diese für sich genommen im Prinzip anderen Entwicklungssträngen folgt, die die Bettelordenskirchen im Rahmen der Entwicklung der Reformorden baulich immer wieder möglichst auf Schlichtformen zurückführen, um ideologisch gesehen Reformbestrebungen auch im Bau anschaulich zu machen.

In den Hansestädten der Ostseeküste spiegeln die Kirchen der Hansezeit dagegen vorrangig das neue, bürgerliche Selbstbewusstsein einer Kaufmannschaft wider, deren reiche bürgerliche Eliten ihre wirtschaftliche Konkurrenz auch im Rangwettstreit um spektakuläre Kirchenbauten austrugen, die die eigene Leistungskraft sichtbar machen sollten. Die von Lübeck geführten Städte Stralsund, Rostock, Schwerin und Wismar gehörten vom Ende des 13. Jh. ab als „Stade von der Dudeschen Hanse“ eng zusammen und wären deshalb vorrangig zu nennen (279).

Es liegt auch deshalb nicht sehr nahe, zwischen Pfarrkirchen und Bettelordensbauten Bezüge zu suchen, weil beide Institutionen sich auf unterschiedlichen Ebenen letztendlich, wie gezeigt, eher in einem konkurrierenden Verhältnis zueinander bewegten. Auch der Deutsche Orden und die Bettelorden unterschieden sich nicht nur in ihren zeitlichen Höhepunkten, sondern darüber hinaus in grundsätzlich anderen Zielsetzungen voneinander. Die Heidenmission des Deutschen Ordens ist mit den Reformbemühungen innerhalb der etablierten Kirche nicht gleichzusetzen.

Die wichtige Dominikanerkirche in Köln, erstes Lehrzentrum des Ordens in Deutschland, zeigt keine achtseitige Pfeilerform. Ein direkter Bezug zur Grabeskirche des Hl. Dominikus in Bologna, an die als Vorbild ebenfalls zu denken wäre, kommt nicht in Betracht, da hier vierkantig-rechteckige Pfeiler bzw. Säulenformen im Langhaus Verwendung fanden. So muß schon am ehesten an ein Echo auf Franziskanerbauten im Rahmen eines Formenaustausches gedacht werden, dessen Ursprung in diesem Falle in San Francesco in Bologna zu suchen wäre. Lübeck hat das Bauzeit des wichtigsten Kirchenbaues der Franziskaner, was diesen Orden als *Ordo studens* betrifft, (als Pfeilersystem im Langhaus von San Francesco in Bologna, Bauzeit etwa zwischen 1236 – 1263, verwirklicht), zwischen 1300 – 1335 aufgegriffen und im Rahmen eines besonderen Lübecker Kirchenbaues. Als gedankliche Erinnerung an den Ort, an dem Dominikus begraben liegt, ließ sich aber jeder Verweis auf Bologna zwanglos auch mit den Dominikanern verknüpfen.

Zwar hatten die Franziskaner mit San Francesco, Bologna, gegenüber San Domenico den innovativeren Bau vorgestellt und mit seiner Hilfe vor Augen geführt, dass es im beginnenden Konkurrenzstreit zwischen den großen Bettelorden als Studienorden den Minoriten geglückt war, einen entscheidenden Vorsprung am Ort zu erzielen, der hier bauinhaltlich öffentlich gemacht wurde, doch hatten es die Dominikaner frühzeitiger und zügiger vermocht, sich der dortigen Universität anzugliedern. Sie waren im Zusammenhang mit dem Hl. Dominikus vom Papst in die Nachfolge Bernhards von Clairvaux gestellt worden, so dass sich über einen Verweis auf Bologna generell immer ein deutlicher Eigenanspruch formulieren ließ, selbst wenn es den Franziskanern durch San Francesco in Bologna zuerst nicht nur baulich gelungen war, Versäumtes aufzuholen und eine verspätete Anerkennung als Studienordensbewegung zu dokumentieren, sondern sich darüber hinaus durch Bauzitate aus Clairvaux II gleichwertig für die Zisterzienser-Nachfolge zu empfehlen.

Wie es scheint, gelangte das Bauzitat der Achteckpfeiler schon sehr bald als austauschbares Element nach Süd- und Mitteleuropa (Predigerkirche Erfurt, nach 1278 – 1370 u.a.) und dann in den Norden weiter. Das äußerst diffizile Konkurrenzverhältnis zwischen den neuen Orden bewirkte, dass es zwischen ihnen auf Nuancen ankam. Waren daher beispielsweise im 12. Jh. vor allem das *Ius civile* und das Kirchenrecht Grundlage der Anziehungskraft der Universität Bologna gewesen und hatten die Dominikaner auch raschen Anschluss an die Universität gewinnen können, so erreichten die Franziskaner ihrerseits mit päpstlicher Unterstützung an diesem Ort doch neues Profil und zusätzliches Prestige für ihren Studienorden dadurch, dass neben den als „*scientiae lucrative*“ betrachteten Fächern, zu denen auch die Medizin zählte, nun das am höchsten bewertete Fach Theologie einen neuen, entscheidenden Impuls durch sie erhielt.

„Mit dem Paris abbildenden San Francesco kehren die theologischen Wissenschaften auch anschaulich nach Bologna zurück“, notiert Schenkluhn, der ausführlich die Bauzitate der Kathedrale in Paris belegt und die bauliche Anbindung von San Francesco an Clairvaux II als Kirche des Hl. Bernhard diskutiert (280). Ein päpstliches Privileg für die Franziskaner stellte deren Studenten der Theologie in Bologna denen der Pariser Universität 1249 gleich und glich so den Vorsprung der Dominikaner, den diese an der Universität Paris gegenüber den Franziskanern errungen hatten, inhaltlich aus (281). Es wurde ordensunabhängigen Scholaren gleichzeitig erlaubt, bei den Minoriten zu studieren, was den Zulauf zu ihren Kollegs erhöhen musste. Die Verwendung achtseitiger Pfeiler als raumgliederndes Element eines Kirchenbaues nicht nur im Übergang zwischen Langhaus und Chor, sondern als Mittelschiffsstütze, zeigt sich im Rahmen der Bettelordensbauten anscheinend erstmals in San Francesco, Bologna, und legt die inhaltliche Bedeutung dieses Bauelementes fest. St. Johannis, Hamburg, versuchte möglicherweise über dieses Bauzitat auch in Hamburg auf Bologna hinzuweisen und sein Erstgeburtsrecht als *Ordo studens* gegenüber den Franziskanern ungeniert mit deren eigenen Waffen zu verteidigen. Die Verwendung achtseitiger Pfeiler wäre so als eine bauliche Verstärkung der eigenen Position zu bewerten.

Die große bauverwandschaftliche Verbindung zur Burgkirche in Lübeck, mit bis heute erhaltenen achtseitigen Pfeilersystemen in der Langen Halle (Sommerrefektorium), macht nicht unwahrschein-

lich, dass auch im Falle der Dominikaner inhaltlich wichtige Aussagen in den Kirchenbauten vorgestellt werden sollten, im Sinne eines Gegengewichtes zu den Lübecker und Hamburger Franziskanerkirchen, aber mit deutlich erkennbaren Unterschieden am Bau.

Offen bleibt am Ende die Bewertung des einen, auf den Abbildungen zu St. Johannis im Chorabschnitt sichtbaren Bündelpfeilers, die mit Hilfe nur einer gezeichneten Ansicht nicht zu leisten ist, da hieraus weder hervorgeht, ob dieser Bündelpfeiler eine Ausnahme war, noch festzustellen ist, welcher der angenommenen Bauperioden er überhaupt entstammte.

Zusammenfassung

Es lässt sich festhalten, dass zwei wichtige Grundlagen die Bettelordensbauten in Hamburg mitbestimmen haben. Sie stammen zeitlich aus unterschiedlichen Phasen der Bauentwicklung.

In der frühen Niederlassungszeit der Bettelorden im norddeutschen Raum entstehen Backsteinbauten, die das Merkmal der Stufenhalle tragen, für die im Falle der St. Maria-Magdalenenkirche begründet wahrscheinlich gemacht werden kann, dass sie auch im späteren Um- bzw. Ausbau erhalten blieb, während sich dieselbe Voraussetzung für die Anfänge der Kirche des Johannisklosters nur vermuten lässt. Die in derselben Zeit wie die ersten Bettelordenskirchen entstehende Pfarrkirche St. Catharinen in Hamburg zeigt jedoch ebenfalls von Beginn an die Form der Stufenhalle. Hamburg scheint der erste Ort im Hamburg/Schleswig-Holsteiner Raum für solche Bauten gewesen zu sein, alle weiteren folgen zeitlich danach.

Ein Vergleich mit anderen Kirchenbauten erweist, dass solche Stufenhallen im Raum Hamburg/Schleswig-Holstein in der Zeit der Neubegründung schauenburgischer Herrschaft nach der Schlacht von Bornhöved vermehrt auf Eigenland der Schauenburger gebaut werden. Es wird deshalb die Vermutung geäußert, dass eine auch politisch motivierte Bauform sich auf diesem Wege tradiert haben könnte, während zugleich Bauvorgaben älterer Klosterzeiten nicht abzuweisen sind.

Im späteren Umbau nach etwa 1300 lassen sich Kriterien auffinden, die auf die verstärkte Anbindung an bestimmte Inhalte der Ordenstraditionen durch bauliche Formen verweisen. Im Falle der Franziskaner-Klosterkirche ist dies ein langgestreckter Chorabschnitt, der Hinweise auf eine Verwandtschaft mit dem oberen Kirchenbereich der Grabeskirche des Ordensgründers und damit auf die enge Verknüpfung der Bettelorden mit Rom liefert. Für die Johannis-Kirche der Dominikaner in Hamburg wird ein baulicher Zusammenhang mit Spitalarchitektur erkennbar, der ebenfalls in die erste Zeit des Ordens, seine erste Niederlassung in Paris und seine wichtige Anbindung an die Pariser Universität zurückführt, damit zugleich auf die frühe Lehrtradition und ein „Erstgeburtsrecht“ als *Ordo studens* rückverweisend. Zusätzlich findet sich in der St. Johannis-Kirche in Hamburg die für Hamburg außergewöhnliche achtseitige Pfeilerform als schiffsgliederndes Bauelement vor, wie sie im Zusammenhang mit Bettelordensbauten erstmals für San Francesco, Bologna, erschlossen wurde. Dort Hinweis auf die eigene, besondere franziskanische Lehrtradition, wäre das Zitat dieser entliehenen Form auch im Falle der Dominikanerkirche St. Johannis wiederum als Hinweis auf den *Ordo studens* in seiner Priorität zu allen anderen Bettelorden zu lesen, zusätzlich aber auch als Verweis auf den Ort der Grablege des Ordensgründers Dominikus in Bologna zu verstehen.

In Hamburg wird der wichtigste Ausweis der Franziskaner als ein Studienorden in Form der achtseitigen Pfeiler aus San Francesco, Bologna, in seiner Aneignung durch die Dominikanerkirche möglicherweise in auffallender Weise baulich konterkariert und spiegelt als für Hamburg untypische, bauliche Einzelform sowohl das Konkurrenzverhältnis der beiden Orden zueinander als auch die schon im 13. Jh. austauschbaren Gemeinsamkeiten im baulichen Bereich für beide Bettelorden wider.

Anmerkungen

- 1 Adam von Bremen 1 II c.52, (vgl. auch Gaedechens, C.F., *Histor. Topographie Hamburgs*, 1880, zur Entstehung und Ausbreitung der Stadt bis zur Mitte des 13. Jh., s. S. 4 ff., Mitte des 13. – Ende des 14. Jh., s. S. 23 ff., zum 15. Jh. s. S. 82 ff., Register S. 349); sowie Bracker, Jörgen, *Hamburg, von den Anfängen bis zur Gegenwart*, s. S. 44 ff., ergänzende Literaturangaben S. 291 ff., Jochmann, Werner – Loose, Hans-Dieter, Hrsg., *Hamburg, Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner*, Bd. I, Hoffmann & Campe, Hamburg, 1982, *Frühzeit bis 1300*, s. S. 17-100
- 2 s. hierzu Schindler, Reinhard, *Neue Ergebnisse zur Frühgeschichte der Hansestadt, Hamburg o. J.* (1957), sowie die weiteren im Literaturverzeichnis aufgeführten Arbeiten dess. Verf. und von Schneider, Renate. *Allgemeine Zeittafel bei Bracker, J., Hamburg*, S. 281 ff. *Neuere Überlegungen von Prof. Dr. Ralf Busch, Helms-Museum, Harburg*, noch nicht veröffentlicht
- 3 Wichmann, E. H., 1888, S. 12, ohne nähere Quellenangabe
- 4 Helmold, *Chron. Slav.* 1 I c. 56, Albert. *Stadens. ad a 1139*, Gaedechens, C.F., *Histor. Topographie*, S. 4 ff.
- 5 neben C.F. Gaedechens *Topographie* auch Möller, *Festschrift* S. 15 ff. zur Gründungsgeschichte, ferner Gebhardt, *Handbuch der dt. Geschichte*, Bd. 4, Kap. 20, S.71 ff.
- 6 Bracker, J., *Hamburg* S. 52 ff, ergänzende Literaturangaben S. 292
- 7 Gaedechens, C.F., *Topographie*, S. 4 ff., Bracker, J., *Hamburg*, S. 56 ff. – *Hamburg zur Zeit Adolphs IV. von Schauenburg*
- 8 Gebhardt, *Handbuch*, Bd. 5, Kap.7, S. 36 ff. ausführlicher
- 9 Möller, K.-R., *Festschrift*, S. 17 ff.
- 10 Reincke, H., *Hamburg*, 1925, S. 12; ders., *Hamburgs mittelalterliche Geschichtsschreibung*, In: *Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte (ZVHG)* 24, S. 6-7; ferner Möller K.R. *Festschrift*, S. 17 ff. mit Verweis auf die *Schaumburger Grafenchronik des Hermann von Lerbeke* und dem bei Möller, S. 18 veröffentlichten Bruchstück einer *Hamburg-Holsteinischen Reimchronik*, deren Ergänzungen bei Lappenberg in den *Hamburger Chroniken in niederdeutscher Sprache*, S. 214
- 11 Zur *Topographie* vgl. Möller, K.R., *Festschrift*, S. 22; ferner Abb. Gaedechens, C.F., *ZVHG* 1888/7, S. 222 ff. (=Möller Abb. S. 40)
- 12 Gaedechens, C.F., *Topographie*, S. 23 ff.
- 13 zu den Einzelheiten der reformatorischen Entwicklung ausführlich Gaedechens, C.F., *Das Hospital St. Elisabeth und das Maria-Magdalenen-Kloster*, S. 241, mit Verweisen auf die entsprechenden *Hamburger Urkunden*
- 14 *Stadterbebuch – Liber actorum von 1248*; Plankammer des Staatsarchivs zum Bestand des Hospitals zum Hl. Geist und des Maria-Magdalenen-Klosters sowie zu St. Johannis, *Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg*, Hrsg. Verein für Hamburgische Geschichte, Bd. 1-10, sowie *Hamburg 1869-1951, Hamburgisches Urkundenbuch*, Hrsg. Archiv d. Hansestadt Hamburg (HUB)
- 15 C. F. Gaedechens zeichnet in seiner Arbeit von 1888 ein anschauliches Bild von diesen Bemühungen, s. Kap. 2, S. 234 ff.

-
- 16 Wichmann, E.H., Grundmauern und Baureste, welche in der Baugrube des neuen Rathauses und des Börsenanbaues in Hamburg gefunden sind, Verlag Otto Meißner, Hamburg, 1888
- 17 Die Angabe besitzt deshalb Bedeutung, weil ein Senatsbeschluss vom 22.11.1871 den Flutpegel für NN verändert und diesen 10 Fuß = 2,866 m tiefer gelegt hatte, um die Wasserstände in Cuxhaven und Hamburg auf ein vergleichbares Niveau auszurichten
- 18 Beim Bau des Rathauses wurde 1886/87 eine Baugrube von 118 x 50 m mit 2 Flügeln von 24 bzw. 17 m Breite ausgehoben, die bis 5,5 m unter das damalige Straßenpflaster reichte, d.h. bei 3,5 m über NN lag. Gefunden wurde dabei als das älteste Fundament an der SO-Ecke der Baugrube ein Baurest, der 14 x 14 m im Viereck ausmachte, jedoch an der Ostseite nicht völlig freigelegt werden konnte. Wichmann nimmt insgesamt 18 x 20 m umbauten Raum an und vermerkt, dass die Mauern ca. 4 m stark waren. Er vergleicht die Fundamentreste mit Normannentürmen in England und ordnet sie der Alsterburg Herzog Bernhards II. zu. Ebenfalls an der SO-Ecke der Baugrube zum Rathaus wurde außerdem ein Fundamentrest gefunden, den Wichmann zwar als Südwestecke der Johanniskirche beschreibt, jedoch mit der Anmerkung, die Reste seien so gering gewesen, dass sie sich mit den vorher beschriebenen, u.a. für St. Maria-Magdalena, nicht vergleichen ließen, so dass nur die Aussage getroffen werden konnte, dass die angenommenen Burgreste in einer ca. 1,5 m tieferen Schicht lagen, damit als älter gesichert wären. Insgesamt ergeben sich daraus recht ungenaue und im einzelnen nicht zu diskutierende Grundlagen für unsere Betrachtung
- 19 Möller, K. R., Festschrift, Abb. S. 45
- 20 zur Gesamtsituation vgl. auch die Gründungsgeschichte des Klosters in Möllers Festschrift, S. 16 ff., mit Bezug auf Wichmanns Atlas „Hamburg um 1250“; Lehe, E.v. Heimatchronik – Anhang „Hamburg um 1300“, sowie Gaedechens, C.F. , Topographie
- 21 Die genauen Vertragsgrundlagen abgedruckt bei Staphorst I, 2, S. 686
- 22 Wichmann, E.H., Atlas z. Hamburg. Gesch., 1888; s. hierzu ebenfalls die Einzelheiten zur Bestimmung der einzelnen Grablegen in der Kirche in dieser Arbeit; Beneke, O., Die Gräber zu St. Marien-Magdalenen, sowie Gaedechens, C.F. 1888, S. 239
- 23 Albrecht, Uwe, Neue Bodenfunde aus der Kieler Altstadt – die Franziskaner-Klosterkirche, in: Die Heimat, H 11/12, 1987, S. 394 ff.
- 24 zuletzt bei Koch, 1994, S. 150
- 24a Vortrag Wiek, P., am 10.11.1976 vor dem Verein f. Hamburg. Gesch., gedruckt in ZVHG, . Bd. 65, S.84
- 25 Gaedechens, C.F., ZVHG 7, 1888 – Das Hospital St. Elisabeth und das Marien-Magdalenen-Kloster, S. 235
- 26 ders., ZVHG 7, 1888, S-235
- 27 ders., Histor. Topographie Hamburgs, 1880, S. 19
- 28 HUB 564 und 579
- 29 HUB 897
- 30 HUB 503
-

-
- 31 diese Angaben s. Gaedechens, C.F., Topographie, Einleitung
- 32 Gaedechens, C.F., Topographie, S. 31 ff.; Staphorst I, 2, 686
- 33 Möller, K.R., Festschrift, S. 19 ff., mit weiteren Verweisen; ferner Wichmann, Atlas für Hamburger Schulen, S. 131
- 34 Festschrift Möller, K.R., S. 22
- 35 Wichmann, E.H., Hamburg 1888
- 36 Festschrift Möller, K.R., S. 32 mit Verweis auf Schlager, P., 1910, S. 20
- 37 vgl. Abb. 7, Lithogr. F. H. Nestler & Melle, zeitlich um 1700, und Abb. 8, Lithogr. Peter Suhr, zeitlich um 1800
- 38 vgl. Abschnitt Baugeschichte
- 39 vgl. Michler, J., 1967, S. 126 ff.
- 40 im einzelnen Michler, J., 1967: 3. Kap. – Die 1. Phase der „Lüneburger Gruppe“ (HH Petri S. 103 ff., HH Jacobi S. 122 ff., HH ehem. Heilig-Geist S. 130 ff.), 4. Kap – der Umkreis der 1. Phase der „Lüneburger Gruppe“ (HH ehem. Nikolai S. 161 ff.), 5. Kap. – Erweiterungsbauten im Bereich der „Lüneburger Gruppe“ (HH Petri S. 177, HH Jacobi S. 178 ff.); Einzelheiten zu den Hauptkirchen auch in: Die Bau- und Kunstdenkmale der Freien und Hansestadt Hamburg, Band III.- Zur Abhängigkeit von der Lüneburger Gruppe vgl. die neuere Sicht von Volker Plagemann / noch nicht erschienene Monographien zu Hamburger Kirchen, deren Text mir dankenswerter Weise vorab zugänglich war
- 41 z.B. Wiek, P., 1979, S. 83, desgl. Möller, K.R., 1977, S. 32 – anders Plagemann, vgl. Anm. 40, der für alle Pfarr- und Klosterkirchen im 14. Jh. einen 5/8 Schluss im Mittelschiff annimmt
- 42 nicht nur die unterschiedlichen Darstellungen liefern hier eine Grundlage, sondern auch die späteren Überlegungen zur Umbewertung der inhaltlichen Aussage des angefügten Chorabschnitts
- 43 Böker, H.J., Die mittelalterliche Backsteinarchitektur Norddeutschlands, 1985, S. 119. Nicht nur die Angabe, dass es sich um einen 7/12 Schluss handelt, der im gegebenen Zusammenhang auf kathedraltotische Prototypen abhebt, ist falsch. Böker wiederholt auch die Angabe, es habe sich um einen dreijochigen Chor gehandelt, für den es, wie schon geschildert, nur eine einzige und wahrscheinlich fehlerhafte Abbildungsgrundlage gibt. Dafür bestätigt er die Kirche als Stufenhalle. Auch die Mitteilung, die Hamburger Johannis-Kirche sei als „gotischer Neubau inzwischen überzeugend in die zweite Hälfte des 14. Jh. datiert“, lässt sich in dieser Form nicht halten. – Ebenso ist sehr die Frage, ob St. Johannis „in Anlehnung an die Stadtpfarrkirche St. Katharinen“ als eine Stufenhalle mit hohen achteckigen Stützen und leicht erhöhtem Mittelschiff entstanden ist (Böker, S. 116), oder ob nicht die erste Bettelordenskirche Vorbild war.
- 44 Unter Bezugnahme auf die Hamburger Bau- und Kunstdenkmale der Freien und Hansestadt Hamburg, Bd. III, S. 104 – Bracker zufolge soll der Bruder Adolfs IV. als Propst des Domkapitels, maßgeblich für den Bau von St. Catharinen mitgewirkt haben
- 45 Gaedechens, C.F., 1888, S. 235; Festschrift Möller, K.R., S. 33
- 46 Faulwasser, J., Die St. Nikolai-Kirche, Hamburg, 1926, S. 1 ff.
-

-
- 47 ders., Abb. 1, S. 2
- 48 vgl. Badstübner, E., Kirchen der Mönche, 1992, S. 266
- 49 Gaedechens, C.F., 1888, S. 238, dazu Grundriss mit Gräberplan, Abb. 2 / Ramborger 1753
- 50 Beneke, O., Die Gräber zu St. Marien-Magdalenen, Hamburg 1883, S. 592 ff. (Gräber)
- 51 ders., Gräber, S. 598
- 52 ders, S. 598
- 53 Gaedechens, C.F., 1888, S. 238
- 54 Beneke, O., Gräber, S. 594
- 55 Gaedechens, C.F., 1888, S. 237 mit Anm.
- 56 ders., Gräber, S. 599
- 57 ders., Gräber, S. 600
- 58 ders., Gräber, S. 595
- 59 ders., Gräber, S. 596
- 60 ders., Gräber, 1883, S. 600
- 61 zu den Einzelheiten betreffend die diversen geistlichen Bruderschaften vgl. vor allem auch die Arbeiten von Brandes, G., 1934 – 1937
- 62 Gaedechens, C.F., 1888, S. 239, mit weiteren Verweisen z.B. auf Koppmann, K., Kämmerei-rechnungen 3, S. 242, LXXIX
- 63 Gaedechens, C.F., 1888, S. 237, mit Verweis auf Lambeck, P., Rer. Hamburg. Lib. II, S. 303
- 64 ders., S. 237; Festschrift Möller, K.R., S. 33
- 65 vgl. hierzu die Ausgrabungen nach 1984 im Bericht von Albrecht, U., 1987
- 66 Beneke, O., Gräber, S. 611 ff.
- 67 Hasse, M., Die Marienkirche zu Lübeck, 1983, S. 93 ff.
- 68 S. Abb. S. 92/93 bei Hasse – ergänzend sei vermerkt, dass eine im Verlag Böhlau 1993 durch Hartmut Freytag herausgegebene bzw. im Rahmen der Niederdeutschen Studien, Bd. 39, erschienene Arbeit von Hellmut Rosenfeld – Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn) vermerkt, der Hamburger sei vermutlich vom Lübecker Totentanz abhängig gewesen, zumal „die darin auch angesprochene moderne Rezeptionsgeschichte des Lübecker Totentanzes mit bekannten Hamburger Künstlern verbunden ist“. Gisela Jaacks weist im gleichen Band bei Böhlau darauf hin, dass das ungefähr 30 Jahre später datierte Revaler Fragment mit seinen Kleidungsbildern, die Einflüssen der Musterbücher und der Theatersphäre unterliegen, auf das Ende des 15. Jh. hindeute. Vgl. die Rezensionen ZVHG 78/1992, S. 379 zu beiden Angaben
- 69 Badstübner, E., 1985, S. 16
- 70 Gaedechens, C.F., 1888, S. 233
- 71 Staphorst, N., Hamburgische Kirchengeschichte I, 4, 1731, S. 31
- 72 im einzelnen vgl. auch Gaedechens, C.F., 1888, S. 233
- 73 der Pokal ist in der Festschrift Möller, K.R., auf S. 91 abgebildet
- 74 die einzelnen Stücke aufgeführt bei Gaedechens, C.F., 1888, S. 249 ff.
-

-
- 75 eine Abb. dieses Gemäldes u.a. in der Festschrift Möller, K.R., S. 37. Matthias Land hat eine neuere Arbeit zu diesem Bild in den zu Ulrich Bauches 60. Geburtstag erschienen Beiträgen zur Dt. Volks- u. Altertumskunde (Bd. 25, 1986/87, erschienen 1988), S. 7-15 veröffentlicht, in der die Datierung des Bildes von „Adolf IV. von Schauenburg im Grabe liegend“ aufgrund dendrochronologischer Untersuchungen auf 1450-1453 datiert wird. Als zusätzliche Angabe wird vermerkt, der obere Teil des noch gezeigten Bildes sei 1943 verbrannt
- 76 auch diese Abb. b. Möller, K.R., Festschrift, S. 14
- 77 Lappenberg, Hamburger Chronik, 1861, S. 284
- 78 Gaedechens, C.F., 1888, S. 237, mit Verweis auf Staphorst, Kirchengeschichte I, 2, S. 572-574
- 79 Festschrift K.R. Möller, S. 34
- 80 Gaedechens, C.F., 1888, S. 249, mit Verweis auf das handschriftliche Tagebuch „eines sächsischen Gelehrten“, der 1752 die Maria-Magdalenen-Kirche besuchte und beschrieb
- 81 vgl. Einweihungspredigt für den nachfolgenden Altar von Pastor Nicolaus Krohn, gehalten am 18.10.1795; Gaedechens, C.F., 1888, S. 248 mit Anm. 1, Verweis auf von Heß I, 1787, S. 337, sowie das „Tagebuch eines sächsischen Gelehrten“
- 82 Abbildung s. Festschrift Möller, K.R., S. 39
- 83 Gaedechens, C.F., 1888, S. 250
- 84 Einhorn, W., Die Geschichte der Franziskanerklöster in Lübeck, Hamburg und Kiel, 1970
- 85 Gaedechens, C.F., Gensler, M., Koppmann, K. (K.Koppmann, Hrsg.), das St. Johannis-Kloster in Hamburg, 1884, S. 31 ff. (nachfolgend Koppmann, K.)
- 86 Koppmann, K., S. 37
- 87 HUB 687 zu 1265
- 88 Aust, A., Kloster und Klosterleben der Dominikaner in Hamburg von der Gründung bis zur Aufhebung, 1236-1529, 1974, S. 123 – jüngere Untersuchungen von Klaus Richter (Hamburg, Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, I – S. 78/79) nehmen für die Zeit um 1200 bis zu 800 Einwohner in der Altstadt plus etwa 500 Bewohner der Neustadt an, die sich nach Richters Hochrechnungen aus den Stadterbebüchern um 1300 auf rund das Vierfache vermehrt hätten. Berücksichtigt ist das befestigte Stadtareal aus d. Anfang d. 2. H. des 13. Jh., das um 1258 um Rödingsmarkt-Bereich und Jacobi-Kirchspiel nochmals erweitert wurde. Es wird um 1300 mit einer zugezogenen Anzahl von Neubürgern von etwa 2000 Köpfen gerechnet.
- 89 Koppmann, K., S. 34, mit Anm. 2, Verweis auf Hermann von Lerbek, Schaumburger Chronik in niederdt. Bearbeitung, nach einer Handschr. d. 15. Jh. veröffentlicht, Bückeburg, 1872
- 90 Koppmann, K., S. 36 mit Anm. 2, lat. Wortlaut
- 91 Aust, A., S. 122; Schenkluhn, W., Ordines Studentes 1985, S. 39 ff.
- 92 vgl. hierzu Einhorn, W., 1970, S. 44
- 93 Koppmann, K., Teil 1 – das Mittelalter, (Gensler, M., S. 1-12, Gaedechens, C.F. S. 13-26, Koppmann, K., S. 29-153), Teil 2 – die Neuzeit (das Kloster nach der Reformation) – Gaedechens, C.F., S. 155-218
- 94 Koppmann, K., Kapitel „vom vormaligen St. Johannis-Kloster – Erinnerungen“, S. 1-12
-

-
- 95 Gaedechens, C.F., Topographie
- 96 Koppmann, K., Teil Gaedechens, C.F., S. 155 ff.
- 97 ders., S. 15
- 98 ders., S. 42 mit Anm. 6, Verweis auf H. Meibom jr. I, S. 512: Hanc ecclesiam Borchardus cognomento Grelle archiepiscopus Bremensis consecravat
- 99 ders., S. 43, sowie auch Leppin, H.R., Thomasaltar, dort auch weiterführende Literatur zu Meister Francke
- 100 ders., S. 19, Urkundenanhang Nr. 36
- 101 ders., S. 8/9
- 102 ders., S. 42 mit Anm. 3, Verweis auf Lappenberg, Hamburger Chroniken, S. 95
- 103 ders., S. 8
- 104 ders., S. 18
- 105 ders., S. 19
- 106 Aust, A., S. 125 nennt ohne nähere Quellenangabe 31 m
- 107 Koppmann, K., S. 7
- 108 ders., S. 9
- 109 ders., S. 44 bzw. 46 und Teil 2, S. 162
- 110 das westlichste dieser Fenster war nachträglich teilweise vermauert und daher nur noch vierbahnig vorhanden, s. Koppmann, K., S. 19
- 111 Gensler, M., gibt 1.1/2 Fuß an, s. Koppmann, K., S. 8
- 112 Koppmann, K., S. 102 mit Anm. 5: „Clemens Lossow de Brandenburg ordinis predicatorum erwarb 1476 Juli 30 zu Erfurt die theologische Doktorwürde. Jb. d. Kgl. Akad. zu Erfurt N.F. 2, S. 150“
- 113 ders., S. 8, der Fries war danach etwa 1.1/2 Fuß breit
- 114 ders., S. 7
- 115 ders., S. 19; die Orgel ist auf der Innenansicht Abb. 33 zu erkennen
- 116 ders., Teil 2, S. 18/19
- 117 ders., S. 20
- 118 ders., S. 9
- 119 vgl. Brandes, G., Die geistlichen Bruderschaften in Hamburg während des Mittelalters, (nachf. Bruderschaften) Teil I, 1934, S. 75-176
- 120 Koppmann, K., 1884, S. 8
- 121 ders., S. 164
- 122 ders., S. 164
- 123 Otterndorf, St. Severi, sowie Altenbruch, St. Nikolai, seien hier als Beispiele genannt. In Otterndorf entstand der rechteckige, gewölbte Hallenchor um 1585, für Altenbruch ist die Erneuerung des Chores im 15. Jh. erfolgt, die Abgrenzungen des Altarraumes durch hölzerne Schranken erfolgte jedoch erst um 1709-12, ähnlich wie in anderen Kirchen des Landes Hadeln
- 124 Koppmann, K., S. 44 ff.
-

-
- 125 ders., S. 45
- 126 ders., S. 45
- 127 ders., S. 45 mit Verweis auf Staphorst, N., I, 2, S. 590
- 128 Brandes, G., Bruderschaften , 1934, Teil I, S. 95
- 129 Koppmann, K., S. 45 mit Anm. 5, sowie S. 100 ff.; Brandes, G., Bruderschaften, I, S. 79
- 130 Staphorst, N., I, 2, S. 590, Koppmann, K., S. 45, bezüglich Heils Buchladen verweist Koppmann außerdem auf Staphorst, N., 1, 4, S. 4
- 131 Koppmann, K., S. 46 mit Anm. 3 und 4, Bestätigung bei Brandes, G., Bruderschaften, I, S. 88: „Aus dem Bruderschaftsvertrag mit dem Johanniskloster vom Jahre 1404 sind uns die Namen der derzeitigen Mitglieder bekannt“ (als Anm. Verweis auf Hbg. Mskr. I, 121, Urkunde 4)
- 132 Brandes, G., Bruderschaften, I, S. 89/90 mit Anm. 6 als Verweis auf Kirchenpauer 1841, S. 18
- 133 dies., I, S. 89 ff.
- 134 Beneke, O., Die Hamburger Turnanstalten von 1816, S. 30, zit. n. Koppmann, K., S. 49; zu den einzelnen Bruderschaften Näheres bei Brandes, G., Bruderschaften, I, S. 80 ff. und II
- 135 Koppmann, K., S. 48 mit Anm. 1; Verweis auf Staphorst I, 2, S. 681
- 136 ders., S. 45
- 137 ders., S. 45
- 138 ders., S. 48
- 139 ders., S. 45 mit Anm. 5: In diesem Laden soll F.L.W. Meyer (zwischen 1769-1774 im Johanneum) Benjamin Gottlob Hoffmann kennen gelernt haben
- 140 Brandes, G., Bruderschaften
- 141 Koppmann, K., S. 160
- 142 ders., S. 46 mit Anm. 5; Verweis auf Staphorst, N., I, 4, S. 173 sowie Urkundenanhang 17 bei Koppmann, S. 124
- 143 ders., S. 46 und 48
- 144 ders., S. 47 und 48
- 145 ders., S. 46/47
- 146 Brandes, G., Bruderschaften, I, S. 91
- 147 Koppmann, K., 1884, S. 47
- 148 ders., S. 48
- 149 ders., S. 48
- 150 ders., S. 45 m. Anm. 6 als Verweis auf Beneke, Dat Slechtbok. Geschlechtsregister der Hamburger Familie Möller (vom Hirsch), verfasst im Jahre 1541 von Joachim Möller (Hamburg 1876) S. 32-33
- 151 ders., S. 44
- 152 ders., S. 100, sowie Urkundenanhang S. 137 No. 43 mit Verweis auf das Stadtarchiv, Trese X 35, wo das Original verwahrt wurde
- 153 Hamburger Kunsthalle, Bestand Alte Meister No. 490-498, vgl. ferner Leppien, H.R., Der Thomas-Altar von Meister Francke, o. J.
-

-
- 154 Koppmann, K., S. 154
155 ders., S. 165/66
156 ders., S. 164 mit Anm. 8 und 9, Verweise auf Stöter, Die ehemalige St. Marien-Kirche, S. 61, sowie von Heß II (1811), S. 31
157 Lappenberg 5, S. 285/286
158 Leppien, H.R., Der Thomas-Altar von Meister Francke, S. 51
159 Hamburger Kunsthalle, Bestand Alte Meister No. 499
160 Brandes, G., Bruderschaften, II, S. 77
161 Koppmann, K., S. 148
162 Niedersächsisches Landesmuseum Hannover Landesgalerie, Die deutschen und niederländischen Gemälde bis 1550, Kritischer Katalog, Hannover 1992, S. 40 ff.
163 Brandes, G., Bruderschaften, II, S. 77, mit der zusätzlichen Angabe „der Tafelfuß war rund herum mit Historien bemalt“
164 Koppmann, K., S. 165/166
165 ders., S. 154
166 ders., S. 166 mit Anm. 1, mit Verweis auf Suhrs Beschreibung der Petrikirche, S. 43
167 ders., S. 166
168 Aust, A., 1974, S. 127
169 Koppmann, K., S. 166
170 ders., S. 23/24 mit Anm. 1
171 ders., Abb. Blatt XXIII – Lichtdruck Strumper & Co., Hamburg
172 ders., Abb. Blatt XV, Abb. bei Staphorst, N., I, 2, S. 568
173 ders., S. 21/22 mit Anm. 12 als Verweis Gaedechens auf von Heß, Hamburg, topogr., pol. und hist. beschrieben 1 (1787), S. 332/333; 2 (1811), S. 29-30; Lappenberg, ZVHG 5, 1866, S. 299/300
174 Staphorst I, 2, S. 568, bei Koppmann Blatt XV seiner Abbildungen. Ferner Koppmann, K., S.22 zum begleitenden niederdeutschen Text
175 Koppmann, K., S. 22
176 ders., Abb. Blatt XVI
177 Aust, A., 1974, S. 127; – Koppmann., K., 1884, S. 24
178 Koppmann, K., 1884, S. 22 mit Anm. 2, Verweis auf von Heß 2 (1811), S. 30/31; Lappenberg 5, S. 301
179 ders., S. 23 mit Anm. 1, Verweis auf von Heß 2 (1811), S. 31 und Lappenberg 5, S. 301
180 ders., S. 100 und 124 ff. (Urkunden-Anhang 17)
181 ders., S. 100 mit Verweis auf Staphorst I, 4, S. 167-70
182 ders., S. 99
183 Schwenkow, Prof. Dr. L. Hrsg., Das Kloster St. Johannis in Hamburg, 1870-1914, 1914
184 Koppmann, K., S. 153 – In der Arbeit Wiek, P., St. Marien-Magdalenen, St. Johannis und St. Gertruden – drei untergegangene Hamburger Kirchen in neuer kunstgesch. Bewertung, 1979,
-

-
- finden sich Hinweise darauf (S. 114), dass zumindest 1976 im Museum für Hamb. Gesch. noch ein Säulenkapitell aus dem 13. Jh., ein Säulenfuß aus dem frühen 14. Jh. und zwei nicht näher datierbare Kragsteine aus dem St. Johannis-Kloster in der Inventarkartei des Museums verzeichnet waren
- 185 Dehio, Handb. der Kunstdenkmäler, Bremen/ Niedersachsen, 1992, S. 339
- 186 Koppmann, K., S. 157
- 187 Warnke, M., Bau und Überbau, TB 1984, S. 13 – Als eine Art praktischen Bauzwanges könnte man hier vielleicht das Gelübde Adolfs IV. auf dem Schlachtfeld ansehen, das eine bindende Bauverpflichtung beinhaltete
- 188 für die Einzelheiten ist auf die Bau- und Kunstdenkmale der Freien und Hansestadt Hamburg, Bd. III – Hauptkirchen zu verweisen
- 189 Böker, H.J., Die mittelalterliche Backsteinarchitektur Norddeutschlands, Kirchenbauten der Dominikaner und Franziskaner, S. 117
- 190 Feld, H., Franziskus von Assisi und seine Bewegung, V. Kapitel zu den Idealen des Franziskus, S. 189 ff.
- 191 hier zit. nach Binding-Untermann, Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland, 1985, S. 332; ders. Text auch bei Badstübner, E., Kirchen der Mönche, S. 266 zu finden. Die Aussagen zu den Glasmalereien wurden bereits an anderer Stelle des Textes genannt
- 192 zu den hier gemachten Einzelangaben s. die Aufsätze im Jubiläumsband 750 Jahre St. Nikolai-Kirche in Rinteln 1238-1988, insb. Von Lührs, G., und Steinwascher, G., und den Kirchenführer des Lions Clubs Rinteln o. J.
- 193 dazu zählt beispielsweise auch die mir freundlicherweise im Druck zugänglich gemachte Arbeit zur Familie der Hamburger Hallenkirchen von Volker Plagemann, der St. Maria-Magdalena, St. Johannis und St. Catharina zwar als Stufenhallen nennt, sie aber im Grunde doch als Hallenkirchen mit vereinnahmt (Arbeitstitel: Die Familie der Hamburger Hallenkirchen und die mittelalterliche Sakralarchitektur)
- 194 Nußbaums Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik nennt im Kapitel zur Entfaltung der gotischen Architektur erst auf S. 113 die neuen Raumtypen der Bettelorden und die aus besonderen Materialbedingungen hervorgegangenen Formen des Backsteinbaues, die zahlreiche Sonderbildungen förderten, ganz allgemein, ohne im einzelnen präziser zu werden. Erst im Kapitel „Stilpluralismus im 14. Jh.“ findet sich mit Bezug auf die Backsteinkirchen in Ordenspreußen und Schlesien der Nebensatz ...“und neben Hallen treten auch pseudobasilikale Lösungen auf“.
- 195 Skibinski, S. – Stadtkirchen im 14. Jh. in Westpommern zwischen Oder und Stolpe, In: Kunst im Ostseeraum, 1990, S. 61
- 196 Zahlten, J., Die mittelalterlichen Bauten der Dominikaner und Franziskaner in Niedersachsen und ihre Ausstattung – ein Überblick, In: Stadt im Wandel, Kat. zur Landesausst. Nieders. 1985, Bd. 4, S. 371-392
- 197 Walther, H.G., Bettelordensklöster und Stadtgründung im Zeichen des Landesausbaus, In: Saxonia Franciscana Bd.1, Kap. 1, 1992, mit Anm. 43, Bezug auf Greifswald, Bibl. S. Nicolai,
-

-
- Cod. X.E. 37 a, Auweiler, E. Hrsg. In : de vitis sanctorum fratrum minorum provinciae Saxoniae, in: AFH, 18 (1927) 211-225, 19 (1926) 46-62, 181-193, hier 185 ff : «de santo fratre adolfo et de eius conversione ».
- 198 im einzelnen s. Walther, Landesausbau, Abschn. IV.. Die Angabe wird ergänzt durch Gaedechens, C.F., ZVHG 7, 1888, S. 235, Adolf habe seine Priesterweihe in Rom erhalten und am 12.3.1239 seine zweite Messe in St. Maria-Magdalena, Hamburg, gelesen. Ebenso Koch, A., Die Minderbrüder in Hamburg, S. 74 mit Anm. 31 als weiteren Literaturverweis
- 199 die Inschrift auf dem Grabstein Adolfs IV. im ehem. Franziskaner-Kloster, Kiel, lautet in Übersetzung: „Einstmals Gründer unseres Landes und Vorbild der Herrscher, Ruhm der Holsten, Graf Adolf, Maßstab der Sitten. Hier liegt bestattet die Blüte der Blumen, Zierde und Schmuck der Tugenden. Ihm brachte der Orden der Minoriten einen Kranz von Gaben, damit nicht die Bosheit der schlechten Geister verführen möge. Durch Fürbitte der Gerechten möge er uns zu den Höhen des Himmels führen“. Zit. nach Kloster Cismar, (ständige Ausst.)
- 200 Walther, H.G., Von der Holstenstadt der Schauenburger zur Landesstadt des holsteinischen Adels (1242-1544), In: Geschichte der Stadt Kiel, 1991, S. 39 ff.
- 201 vgl. Gebhardt, Handb. Dt. Gesch., DTV 1983, Bd. 5, Grundmann, H., zu Blüte und Verfall der dt. Hanse, S. 300
- 202 Geschichte Schleswig-Holsteins, Lfg. 4 zum 4. Bd., Teil II, bearb. von Hoffmann, E., Besprechung in ZVHG 73, 1987, S. 321
- 203 Einhorn, W., Die Geschichte der Franziskanerklöster Lübeck, Hamburg und Kiel, 1970, S. 44
- 204 Wilde, L., Die Katharinenkirche in Lübeck, 1991, Gr. Baudenkmäler 252
- 205 UB der Stadt Lübeck, 1843, 213, Nr. CCXXIX
- 206 ausführlicher dazu Walther, H. G., Bettelordensklöster und Stadtgründung im Zeichen des Landesausbaus: Das Beispiel Kiel, In : Saxonica Franciscana., 1992
- 207 ders., Von der Holstenstadt der Schauenburger zur Landesstadt des holsteinischen Adels, In: Geschichte der Stadt Kiel, 1242-1992, Jensen, J., Wulf, P., Hrsg., 1991, S. 14
- 208 Jaacks, G.H., St. Katharinen zu Lübeck, 1968. Neuere Erkenntnisse zur Datierung von Chor und Querhaus aufgrund dendrochronologischer Untersuchungen, die die Dachwerke über Chor, Querhaus und Langhaus von St. Katharinen auf ein Einschlagdatum von ca. 1303 setzen, kommen unter Berücksichtigung von Umbauten im Langhaus, bei denen Holz teilweise wiederverwendet wurde, zu dem Ergebnis, dass Chor und Querhaus zwischen 1303 und 1307 entstanden sind, danach das Langhaus zügig fortgeführt bis gegen 1330 errichtet und als letzter Bauabschnitt die Westfassade um 1335 begonnen wurde. Der Bau wäre damit 1335 bis auf den westlichen Abschluss bereits fertiggestellt gewesen (vgl. die Arbeit Erdmann, W., Fragen zur Baugeschichte und Wandmalereien der Lübecker Franziskanerkirche St. Katharinen, In : Zschr. D. Vereins f. Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 67, 1987, S. 31-57)
- 209 Schenkluhn, W., Ordines Studentes, 1985, S. 183
- 210 ders., S. 158
-

-
- 211 Jaacks, G.H., St. Katharinen zu Lübeck, 1968, S. 29
- 212 ders., S. 28 mit Anm. 44 als Verweis auf LUB 8, 346 und 351
- 213 Feld, H., Franziskus von Assisi und seine Bewegung, 1996, S. 329 : „Nichts sehe ich mit leiblichen Augen in dieser Welt von dem höchsten Gottessohne selbst außer seinem allerheiligsten Leib und Blut“ als Abendmahlsauffassung aus dem Testament des Franziskus. Ferner S. 44, Abschn. II, zu den Actus Beati Francisci und den Fioretti: „In den Actus wird Franziskus zum ersten Mal ausdrücklich als alter Christus bezeichnet, und zwar im 6. und im 18. Kapitel“ (Actus, ed. Sabatier, 23, 64, ed. Cambell, 154/155, Floretum, ed. Sabatier 29- dort c.7, – 244 f.) sowie S. 45 : „In den sich an die Fioretti anschließenden fünf Betrachtungen über die Stigmata des Franziskus ist die Vorstellung von der vollkommenen Konformität, ja Identität des Franziskus mit Christus voll entwickelt“
- 214 ders., S. 50: „Das Grundanliegen von De conformitate ist, die enge Parallelität von Leben und Wirken Jesu und des Franziskus aufzuzeigen. Der Autor stützt sich auf die Schriften des Franziskus selbst, II Cel., die Leg. Mai. Des Bonaventura, 3 Soc., Spec. Perf., die sogenannte Legenda antiqua, (weitgehend identisch mit der Leg. Per.), aber auch auf mündliche Traditionen“. In der Reformationszeit entzündet sich hieran eine scharfe Polemik gegen die Franziskaner.
- 215 ders., S.117
- 216 Böker, H.J., WBG 1988, S. 126
- 217 Bau- und Kunstdenkmäler der Fr. und Hansestadt Hamburg, III, 1968, insbesondere S. 105 mit Abb. 11
- 218 Walther, H.G., In: Beiträge zur Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz, Bd. I, 1992
- 219 ders., In: Geschichte der Stadt Kiel, 1991, S. 15
- 220 ders., 1991, S. 14
- 221 Koch, A., Die Minderbrüder von Kiel, 1994, S. 147 ff.
- 222 Wilde, L., In: Kirche in Kiel, Neumünster, 1991, S. 27 ff.
- 223 Einhorn., W., Stadtgeschichtliche Erinnerungsstücke im Kieler Franziskanerkloster, 1966, 3/4, S. 231
- 224 Koch, A., 1994, S. 149
- 225 Einhorn, W., Die Geschichte der Franziskanerklöster in Lübeck, Hamburg und Kiel, 1970, S. 50
- 226 ders., 1970, S. 53
- 227 vgl. hierzu auch Dehio / Hamburg, Schleswig-Holstein, 1994, S. 378 bzw. W. Teucherts Aufsatz in : Kirche in Kiel, 1991, S. 49 ff.
- 228 dazu auch Koch, A., Teuchert, W., Walther, H.G. a.a.O.
- 229 Walther, H.G., Bettelorden und Stadt, 1992, desgl. Koch, A., 1994, S. 149 mit Bezug auf Walther, desgl. Berg, D., 1977, sowie die frühesten franziskanischen Quellenberichte mit den Berichten Jordan von Gianos oder Thomas von Ecclestons
- 230 Koch, A., 1994, S. 148 ff. mit entsprechender Abb. im Anhang
- 231 Einhorn, W., 1977, S. 44
-

-
- 232 Teuchert, W., In: Kirche in Kiel, 1991, S. 49 ff.
- 233 Rudloff, D., Die Franziskanerkirche zu Kiel und die Bauform der Stutzbasilika, 1960, S. 27
- 234 Albrecht, U., Neue Bodenfunde aus der Kieler Altstadt – die Franziskaner-Klosterkirche, 1987, S. 394 ff.
- 235 Teuchert, W., 1991, S. 50 , Abb. 48
- 236 Rudloff, D., 1960, S. 31 ff.
- 237 Abb. Farbtafel III und IV im Band Kirche in Kiel, s. Literaturverz.
- 238 zu den Einzelheiten der Frühzeit vgl. Lycke Nis, Stadt und Kloster Preetz, In: Heimatbuch des Kreises Plön, Kock, O., Hrsg., Selbstverlag Plön 1953, ferner Dehio, Hamburg-Schleswig Holstein
- 239 Dehio, 1994, nennt 1261-1286 statt 1268-1284 als frühe Bauzeit, die damit zu relativieren ist
- 240 Rothert, H.F., Die Anfänge der Städte Oldenburg, Neustadt und Heiligenhafen, 1970, S. 73 ff.
- 241 Teuchert, W., Die Stadtkirche in Neustadt/Holstein und ihre gemalten Fenster, 1960, S. 36
- 242 im einzelnen hierzu das Kapitel zum Privileg von 1318 bei Rothert, H.F., 1970, S. 78 ff. mit anschließender Kritik
- 243 im Detail vgl. Dehio, Hamburg Schleswig-Holstein, 1994 und Reclam V, 1967, Handbücher,
- 244 zu den Einzelheiten mit Abb. der verschiedenen Bauphasen des Franziskanerklosters s. auch Dehio, Hamburg Schleswig-Holstein, 1994, S. 795 – 799, sowie Vogel, V. Schleswig im Mittelalter, 1989, S. 34 ff.
- 245 vgl. Lafrenz et al., Das Graukloster in Schleswig, 1987
- 246 zu den Einzelheiten vgl. die im Verzeichnis genannte Literatur zu Assisi
- 247 Schenkluhn, W., 1985, S. 43 bezieht sich hier in seiner Anm. 64 auf ein Zitat Fiorettis bei Thode 1885, S. 689
- 248 Zur Kirche San Domenico, Bologna, ausführlich Schenkluhn, W., 1985, Kapitel VI, S. 85 ff.
- 249 Schenkluhn, W., 1985, S. 88 mit Anm. 10, die einen Hinweis auf die grundlegende Arbeit von Alce und seine in AFP XLII (1972), S. 5-45 veröffentlichten Quellengrundlagen enthält
- 250 ders., S. 92, der davon ausgeht, dass in den beschriebenen Merkmalen eine regelrechte Bauausführungsbestimmung zu sehen ist, die den Hospitaltypus mit umgreift
- 251 ders., S. 108
- 252 ders., S. 90 ff. analysiert die Kirche genau
- 253 eine Abbildung der Verhältnisse in Morimondo bei Schenkluhn, W., 1985, S. 95
- 254 Rössing, K., 1954, S. 18; Möller, K.R., 1977, S. 56 ff. bzw. S. 130; Dehio, Hamburg Schleswig-Holstein, 1994; zur Hamburger Stadtentwicklung Risse von 1831 im Staatsarchiv Hamburg
- 255 HUB 805, vgl. auch Gaedechens, C.F., Topographie
- 256 Michler, J., Diss. 1965, S. 130-131, Abb. 38-40, ebenso S. 127, 129
- 257 HUB II, 163
- 258 Schenkluhn, W., 1985, S. 64 ff.
- 259 am ausführlichsten hierzu das Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck IV, 1928, S. 167 ff.
-

-
- 260 dass., Bd. IV, S. 180
- 261 dass., Bd. IV, S. 189
- 262 auf Kirchenbauten in Lübeck wie St. Jacobi und St. Aegidien, die als Stufenhallen eine erneute nähere Betrachtung verdienen könnten, sei hier nur hingewiesen
- 263 zu den schwierigen Anfängen des Lübecker Spitals mit Gegensätzen zwischen Rat und Bischof u.a. Höppner, A., 1990, S. 7 ff.
- 264 Höppner, A., 1990, S. 15
- 265 vgl. Kunst, H.-J., In: *Architektura* 1971, S. 38-53
- 266 Zaske, N., In: *Wiss. Zschr. D. Ernst-Moritz-Arndt-Univ., Greifswald*, Jg. XXIX, 1980, Heft 2/3, S. 10 – Eine architektonische Gewichtung von Sanktuarium gegen den Laienabschnitt des Langhauses bewirkt nur der Lettner, es gibt sie im Grunde nicht
- 267 Schenkluhn, W., 1985, S. 55 ff.
- 268 Koppmann, K., S. 69; mit Anm. 1; UB Bistum Lübeck I, 367, *Pothast Regesta Pontificum* 2, S. 1992 Nr. 24, 913
- 269 Zusammenstellung der Pariser Hospitäler bei Viollet-le-Duc, 1863, VI, S. 119/20; Schenkluhn, W., 1985, S. 64 führt außerdem das Kanonikerhospital in Laon und St. Nicholas in Salisbury unter den flachgedeckten, dreischiffigen Spitälern mit über alle drei Schiffe gewölbtem, flachgeschlossenem Chorabschnitt an, letzteres mit großer Ähnlichkeit zu St. Jacques
- 270 vgl. Schenkluhn, W., 1985, Kapitel „Dominikanische Konventsgründungen“, S. 51 ff. sowie insbesondere S. 98
- 271 Rückbrodt, K., *Universität und Kollegium, Baugeschichte und Bautyp*, 1977
- 272 Einzelheiten hierzu finden sich in den Berichten des Sonderforschungsbereiches 17 der Univ.Kiel, Projektgruppe Alt-Schleswig, 5. Bericht bzw. in den Beiträgen zur Schleswiger Stadtgeschichte, Heft 19
- 273 Nußbaum, N., *Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik*, 1985, S. 98
- 274 eine Abbildung des gebauten Grundrisses findet sich bei Nussbaum, N., 1985, S. 245; ferner vgl. Text S. 245
- 275 *Die Bau- und Kunstdenkmale in der DDR, Mecklenburgische Küstenregion*, 1990, S. 193 ff.
- 276 *Große Baudenkmäler*, H. 400, 1991, S. 4 und *Die Bau- und Kunstdenkmale in der DDR*, 1990, S. 197 ff.
- 277 *Die Bau- und Kunstdenkmale in der DDR, Mecklenburgische Küstenregion*, 1990, S. 209 ff., mit Abb. der Binnenorganisation auf S. 211
- 278 *Bau- und Kunstdenkmale der Hansestadt Stralsund*, H. 1, *Kunstführer Schnell & Steiner GmbH.*, Nr. 2292, 1997
- 279 Nußbaum, N., 1985, S. 106
- 280 Schenkluhn, W., 1985, S. 135 ff.
- 281 ders., S. 158 ff.
-

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Hamburg um 1200
- Abb. 2 Hamburg um 1250
- Abb. 3 Hamburg um 1550
- Abb. 4 Hamburg um 1650
- Abb. 5 Grundriss der Klosterkirche St. Maria-Magdalena, Hamburg, mit Gräberplan (Ramborger 1753)
- Abb. 6 Übersicht über Kirche und Kloster St. Maria-Magdalena, Hamburg, (Ramborger 1753)
- Abb. 7 Grund- und Aufriss St. Maria-Magdalena, Hamburg, (H.A.C. Koch 1800)
- Abb. 8 Grundriss Kirche und Kloster St. Maria-Magdalena, Hamburg, 1753 (Gaedeckens, C.F., 1888)
- Abb. 9 Querschnitt der Kirche St. Maria-Magdalena, Hamburg
- Abb. 10 St. Maria-Magdalena, Hamburg, Ansicht von Süden
- Abb. 11 Ansicht St. Maria-Magdalena, Hamburg (Lith. F.H. Nestler & Melle, Hamburg, um ca.1700)
- Abb. 12 Ansicht St. Maria-Magdalena, Hamburg, von Südosten (Peter Suhr, die Maria-Magdalenen-Kirche in Hamburg im Jahre 1800)
- Abb. 13 Diele St. Maria-Magdalena, Kloster, sogen. Klostergang „kurz vor dem Abbruch“
- Abb. 14 Teilansicht aus dem Kloster St. Maria-Magdalena, Hamburg (Radierung Jeß Bundsen)
- Abb. 15 Grundriss nach Osten, Federzeichnung
- Abb. 23 St. Johannis, Hamburg, Längsschnitt mit Blick auf N-Seitenschiff der Kirche
- Abb. 24 St. Johannis, Hamburg, Lage und Grundriss des Klosters (= Koppmann, Blatt I)
- Abb. 25 St. Johannis, Hamburg, Grundriss, um 1500 (= Koppmann, Blatt II)
- Abb. 26 St. Johannis, Hamburg, Grundriss Erstes Geschoss, ca. 1823 (= Koppmann, Blatt III)
- Abb. 27 St. Johannis, Hamburg, Kellergeschoss, ca. 1823 (= Koppmann, Blatt IV)
- Abb. 28 St. Johannis, Hamburg, Grundriss der Kirche (= Koppmann, Blatt V)
- Abb. 29 St. Johannis, Hamburg, Südseite außen (= Koppmann, Blatt VI)
- Abb. 30 St. Johannis, Hamburg, Längsschnitt durch die Kirche mit Blick auf die Südseite (= Koppmann, Blatt VII)
- Abb. 31 Querschnitt durch Kirche und Kloster St. Johannis, Hamburg, nach Westen (= Koppmann, Blatt VIII)
- Abb. 32 St. Johannis, Hamburg, Äußeres von Osten (Breitengiebel) mit Sakristieanbau (= Koppmann, Blatt IX)
- Abb. 33 St. Johannis, Hamburg, Innenansicht der Kirche nach Nordosten (= Koppmann, Blatt X)
- Abb. 34 St. Johannis, Hamburg, Kirche im Abbruch, Innenansicht nach Westen (= Koppmann, Blatt XI)
- Abb. 35 St. Johannis, Hamburg, Ruine von Osten (= Koppmann, Blatt XII)

-
- Abb. 36 St. Johannis, Hamburg, Kirche im Abbruch von Süden (= Koppmann, Blatt XIII)
- Abb. 37 St. Johannis, Hamburg, Kirche im Abbruch, Außenfront von Westen (= Koppmann, Blatt XIV)
- Abb. 38 St. Johannis, Hamburg, Altarschrein (= Koppmann, Blatt XV)
- Abb. 39 St. Johannis, Hamburg, Tafelgemälde (= Koppmann, Blatt XVI)
- Abb. 40a und b St. Johannis, Hamburg, Ansichten von Kirche und Kloster mit verschiedenen Dachreitern (1587 und 1828)
(= Koppmann, Blatt XXI)
- Abb. 41 St. Johannis, Hamburg, Altarschrein (= Koppmann, Blatt XXIII)
- Abb. 42 St. Johannis, Klostersiegel (= Koppmann, Blatt XXIV)
- Abb. 43 Das Graukloster in Schleswig, Rekonstruktion des Grundrisses
- Abb. 44 St. Johannis, Hamburg, Meister Francke-Altar
- Abb. 45 Grabstein Adolf IV. von Schauenburg, Kiel
- Abb. 46 San Francesco in Assisi, Freskenplan der Oberkirche
- Abb. 47a San Francesco in Assisi, Grundriss der Oberkirche (nach Rocchi)
- Abb. 47b San Francesco in Assisi, Innenansicht der Oberkirche nach Osten
- Abb. 48a Heiliggeist-Hospital, Hamburg, Außenansicht (P. Suhr um 1800)
- Abb. 48b Heiliggeist-Hospital, Hamburg, Grundriss nach C.F. Gaedechens 1828
- Abb. 49 Burghloster, Lübeck, ehem. St. Maria-Magdalena, Grundriss der Gesamtanlage, Rekonstruktion
- Abb. 50 Burghloster, Lübeck, Ansicht von Osten (nach Hauttmann)
- Abb. 51 Maria im Ährenkleid (Funhof)
- Abb. 52 Ecce Homo (Meister Francke)
- Abb. 53 Passionsaltar (Meister Bertram)
a Innenseite linker Flügel
b linke Hälfte der Mitteltafel
c rechte Hälfte der Mitteltafel
d Innenseite des rechten Flügels
- Abb. 54 Pfarrkirche St. Nikolai, Rinteln, von Süden mit Baunaht oberhalb der Strebepfeiler
-

Abbildungsnachweis

Abb. 1–4 Atlas zur Hamburgischen Geschichte / E.H. Wichmann

Abb. 5–15, 21–24, 28–34, 40

Staatsarchiv Hamburg, Plankammer, Mappen zu St. Maria-Magdalena und St. Johannis

Abb. 16, 19, 20

Dehio Hamburg, Schleswig-Holstein (S. 485, 50, 657)

Abb. 17, 18, 45

Kirche in Kiel – 750 Jahre Kiel – 750 Jahre St. Nikolai, Karl Wachholtz Verlag

1991 (S. 29/Abb. 23; S. 50/Abb. 48; S. 9/Abb. 1)

Abb. 25–27, 35 – 39, 41, 42

Koppmann, K., Geschichte des Dominikanerklosters St. Johannis, Hamburg, 1884,

Abbildungsteil, Aufnahmen der Photostelle der Staatsbibliothek Hamburg

Abb. 43 Das Graukloster in Schleswig, Landesamt für Denkmalpflege, Kiel, Reihe Baudenkmale in Gefahr, Nr. 6, 1987, S. 7

Abb. 44 Der Thomas-Altar von Meister Francke in der Hamburger Kunsthalle, o.J., S. 4 und 5

Abb. 46 Schnell & Steiner, Heft 1689/1988 (nach P. Ruf 1974)

Abb. 47a, 47b

Schenkluhn, W., San Francesco in Assisi, WB 1991, S. 10/Abb. 8, S. 11/ Abb. 9

Abb. 48a, 48b Kai Robert Möller, Festschrift 1977, S. 57/58

Abb. 49, 50 „Das Burgkloster zu Lübeck“, Charles Coleman Verlag, 1992,
(Bild 1 bzw. S. 28/Abb. 11)

Abb. 51, 52 Der Thomas-Altar von Meister Francke in der Hamburger Kunsthalle, o. J., S. 43

Abb. 53a – 53d

Katalog Niedersächsische Landesgalerien Hannover, 1992

Abb. 54 Evelyn Flasch, Hamburg

Mit Ausnahme der Aufnahmen des Staatsarchivs und der Photostelle der Staatsbibliothek sowie No. 54 erfolgten alle weiteren Aufnahmen durch die Photostelle des Kunsthistorischen Seminars, Hamburg.

Literaturverzeichnis

Ungedruckte Quellen :

Staatsarchiv Hamburg, Archiv des Maria-Magdalenen-Klosters und des St. Johannis-Klosters, Plankammer 131-5

Gedruckte Quellen :

Alscher, Ludger (Hrsg.), Lexikon der Kunst, 5 Bde., Literaturvertrieb GmbH. Westberlin 1981 in Zusammenarbeit mit VEB E.A. Seemann Verlag, Leipzig, Nachdruck 1968-1978

Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Hamburg, Gerhardt, Joachim, Hrsg., Bd. 3, Die Hauptkirchen St. Petri, St. Katharinen, St. Jacobi, Christian Wegener Verlag, Hamburg 1968

Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck, Bd. IV, Die Klöster, Lübeck 1926

Bücherkunde zur hamburgischen Geschichte, 4 Bde., Hamburg 1938, 1956, 1971, 1983

Chronica Fratris Jordani, Boehmer, Heinrich (Hrsg.), Paris 1908

Chronicon Holzatiae auctore Presbytero Bremensi, Lappenberg, Johann Martin (Hrsg.), Kiel 1862 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, I)

Die Bau- und Kunstdenkmale in der DDR, Mecklenburgische Küstenregion mit den Städten Rostock und Wismar, Institut für Denkmalpflege Hrsg., Henschelverlag, Berlin 1990

Die Kunstdenkmäler des Landes Schleswig-Holstein, Ellger, Dietrich bearb., 10, Stadt Schleswig, München 1966

Dehio, Georg, Geschichte der deutschen Kunst, I, 4. Aufl., Walter de Gruyter & Co., Berlin 1930

ders. Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Hamburg-Schleswig-Holstein, München 1971 und 1994

ders., Handbuch, Bremen-Niedersachsen, München 1992

Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, DTV Wissenschaft, Bd. 4 (Jordan, Karl, Investiturstreit und frühe Stauferzeit), 7. Aufl. München 1982

ders., Handbuch, Bd. 5 (Grundmann, Herbert, Wahlkönigtum, Territorialpolitik und Ostbewegung im 13. und 14. Jh.), 7. Aufl. München 1983

ders., Handbuch, Bd. 7 (Bosl, Karl, Gesellschaft, Wirtschaft im deutschen Mittelalter), 7. Aufl. München 1983

Hamburgische Kirchengeschichte (Historia ecclesiastica) Lappenberg, M. (Hrsg.), (Adam Bremensis, Gesta Hammaburgensis ecclesias pontificum), Hamburg 1846 ff.

Hamburgisches Urkundenbuch, Archiv der Hansestadt Hamburg (Hrsg.), (HUB) Bd. 1: Hamburg 1842, Neudruck Hamb. 1907; Bd. 2: Hamburg 1911; Bd. 3: Hamb. 1953; Bd. 4: Hamburg 1967

Katalog zur Ausstellung Marburg 1983, 700 Jahre Elisabethkirche in Marburg 1283-1983

Katalog Niedersächsisches Landesmuseum Hannover, Landesgalerie – Die deutschen und niederländischen Gemälde bis 1550, Hannover 1992

Keller, Hiltgard, L., Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten, 4. Aufl., Stuttgart 1979

Pevsner, Fleming, Honour (Hrsg.), Lexikon der Weltarchitektur, Rowohlt TB Bd. 1-2, 2. Aufl., Hamburg 1979
Reclam Kunstführer Deutschland V, Philipp Reclam jr., 3. Aufl., Stuttgart 1967

Allgemeine Literatur:

- Albrecht, Uwe, Neue Bodenfunde aus der Kieler Altstadt, die Franziskaner-Klosterkirche, In: Die Heimat, H. 11/12, 1987, S. 394-397
- Badstübner, Ernst, Klosterbaukunst und Landesherrschaft – Zur Interpretation der Baugestalt märkischer Klosterkirchen, In: Architektur des Mittelalters – Funktion und Gestalt, Möbius F., und Sommer, E. (Hrsg.), Hermann Böhlaus Nachf., Weimar 1984, S. 184-239
- ders., Die Marienkirche zu Berlin, Das Christliche Denkmal, H. 90, 1985
- ders., Kirchen der Mönche, Die Baukunst der Reformorden im Mittelalter, Koehler & Amelang, Leipzig, 2. Aufl. 1992
- Bandmann, Günter, Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Gebr. Mann Verlag, 6. Aufl., Berlin 1979
- Beneke, Otto, Die Gräber zu St. Marien Magdalenen, Zschr. d. Vereins f. Hamburg. Gesch. (ZVHG) 5, 1883, S. 592-615
- Berg, Dieter, Armut und Wissenschaft, Beitr. Z. Gesch. d. Studienwesens der Bettelorden im 13. Jh., Düsseldorf 1977
- ders., Vita minorum, Zum Wandel des franziskanischen Selbstverständnisses im 13. Jh., In: Wissenschaft und Weisheit 45, 1982, S. 157-196
- Binding, Günther, Die Franziskaner-Baukunst im deutschen Sprachgebiet, In : 800 Jahre Franz von Assisi / Franziskanische Kunst und Kultur des Mittelalters, Kat. Zur Niederöstr. Landesausst., Krems-Stein 1982, S. 431-460
- ders., Untermann, Matthias, Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland, Wiss. Buchges. Darmstadt, 2. Aufl. 1993
- Blume, Dieter, Wandmalerei als Ordenspropaganda im Chorbereich franziskanischer Konvente bis zur Mitte des 14. Jh., Worms 1983, (Heidelberger kunsth. Abh. N.F. 17)
- Böker, Hans Josef, Die mittelalterliche Backsteinarchitektur Norddeutschlands, WBG Darmstadt 1988
- Bonaventura, Franziskus, Engel des sechsten Siegels, sein Leben nach den Schriften des Hl. Bonaventura, Einführung, Übersetzung, Anmerkungen von Sophronius Clasen, Werl 1980, (Franziskanische Quellenschriften 7)
- Borst, Arno, Lebensformen im Mittelalter, Ullstein GmbH., Frankfurt M. 1973
- Bosl, Karl, Das Armutsideal des Heiligen Franziskus als Ausdruck der hochmittelalterlichen Gesellschaftsbewegung, In: 800 Jahre Franz von Assisi, Kat. Zur Niederöstr. Landesausst., Krems-Stein 1982, S. 1-12
- Bracker, Jörgen, Hamburg von den Anfängen bis zur Gegenwart, Ernst Kabel Verlag, Hamburg, 2. Aufl. 1988

-
- Brandes, Gertrud, Die geistlichen Bruderschaften in Hamburg während des Mittelalters Teil I – ZVHG 34, 1934, S. 75-176; Teil II – ZVHG 35, 1936, S. 57-98; Teil III – ZVHG 36, 1937, S. 65-110
- Braunfels, Wolfgang, Abendländische Klosterbaukunst, Du Mont Dokument, Köln, 5. Aufl. 1985
- Brooke, Rosalind B., Early Franciscan Government. Elias to Bonaventura (=Cambridge Studies in Medieval Life and Thought, 7), Cambridge 1959
- Burgkloster Lübeck, Landesbauamt Lübeck, 1990
- dto., Förderverein Museum Burgkloster zu Lübeck e.V. (Hrsg.), Charles Coleman GmbH., Lübeck o. J.
- Busch, Ralf (Hrsg.), Domplatzgrabung in Hamburg, Teil I, Wachholtz Verlag Neumünster 1995
- Celano, Thomas von, Leben und Wunder des Heiligen Franziskus von Assisi, Einf., Übers. und Anm. von Grau, Engelbert, Werl 1988 (Franzisk. Quellenschr. 5)
- Craemer, Ulrich, Das Hospital als Bautyp des Mittelalters, Köln 1963
- Dehio, G., Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission, Berlin 1877
- Einhorn, P. Werinhard OFM, Stadtgeschichtliche Erinnerungsstücke im Kieler Franziskanerkloster, In: Mitteil. d. Ges. für Kieler Stadtgeschichte, H.3/4, 1966, S. 219-233
- ders., Die Geschichte der Franziskanerklöster in Lübeck, Hamburg und Kiel, In : Katholischer Wegweiser für Hamburg und Schleswig-Holstein, Paulus Verlag, Hamburg 1970, S. 44-54
- ders., Die Geschichte der Franziskanerklöster in Schleswig, Flensburg, Husum und Lunden, In: Kath. Wegw. f. Hamb. und Schlesw.-Holstein, Paulus Verlag, Hamburg 1971, S. 41-47
- Ennen, Edith, Die europäische Stadt des Mittelalters, Göttingen 1975
- Erdmann, Wolfgang, Fragen zur Baugeschichte und Wandmalereien der Lübecker Franziskanerkirche St. Katharinen, In: Zschr. d. Ver. f. Lübeckische Gesch. und Altertumsde, Bd. 67, S. 31-57
- Fehring, Günter P. und Hammel, R., Die Topographie der Stadt Lübeck bis zum 14. Jh., In: Stadt im Wandel, Bd. 3, Kat. d. Landesausst. Niedersachsen 1985, S. 167-190
- Feld, Helmut, Franziskus von Assisi und seine Bewegung, Primus Verlag, Darmstadt 1996
- Friedland, Klaus, Der Kampf der Stadt Lüneburg mit ihren Landesherren, Stadtfreiheit und Fürstenhoheit im 16. Jh., In: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Hildesheim 1953, Bd. 53
- Gaedeckens, C.F., Das Hospital St. Elisabeth und das Marien-Magdalenen-Kloster, In : ZVHG. 7, 1888, S. 222-263
- ders., Historische Topographie Hamburgs, W. Maucke Söhne, Hamburg 1880
- ders., Gensler, Martin, Koppmann, Karl, (Hrsg.), Das St. Johannis-Kloster in Hamburg, Hamburg, 1864
- Gläser, Manfred, Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen im St. Johanniskloster zu Lübeck, Auswertung der Befunde und Funde, In: Lübecker Schr. z. Archäol. und Kulturgesch. 1989, S. 9-120
- Gloy, A., Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz, Kiel 1904
- Hampe, Karl, Das Hochmittelalter, Geschichte des Abendlandes von 900-1250, Nachdr. Propyläen Verlag GmbH., Berlin 1932
- ders., Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Stauffer, 11. Aufl., Heidelberg 1963
-

-
- Hardick, P. Dr. Lothar OFM (Hrsg.), Nach Deutschland und England, Die Chroniken der Minderbrüder Jordan von Giano und Thomas von Eccleston, Franzisk. Quellenschr. Bd. 6, Dietrich Coelde Verlag, Werl/Westf. 1957
- Hassermann, Karl-Behrnd (Hrsg.), Kirche in Kiel, 750 Jahre Kiel / 750 Jahre St. Nikolai, Karl Wachholtz Verlag, Neumünster, 1991
- Hasse, Max, Die Marienkirche zu Lübeck, Deutscher Kunstverlag, München 1983
- Haupt, Richard, Vom Kloster zu Preetz, In : Zschr. d. Ges. f. Schleswig-Holst. Gesch., Bd. 46, 1916
- von Hess, J. Ludwig, Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben, Hamburg 1796 (2. Aufl. 1811)
- Höppner, Annaluise, Das Heiligen-Geist-Hospital zu Lübeck, Weiland 1990
- Holl, Adolf, Der letzte Christ – Franz von Assisi, Stuttgart 1979
- Hube, Hans-Wilhelm und Wöhler, Ulrich (Hrsg.), 750 Jahre St. Nikolai-Kirche, Rinteln 1238-1988, St. Petri Druck GmbH., Großburgwedel
- Jaacks, Gisela, Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallin), In: Rezensionen ZVHG 81/1995, S. 286 zu Niederdt. Studien Bd. 39
- Jaacks, Günther H., Die abgebrochenen Sakralbauten Lübecks, In: Zschr. d. V. f. Lübeckische Geschichte und Altertumsforschung 48, 1968, S. 17-38
- ders., St. Katharinen zu Lübeck, Baugeschichte einer Franziskanerkirche, Verlag Max Schmidt-Römhild, Lübeck 1968 – resp. Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Bd. 21
- Jedin, H. ed., Atlas zur Kirchengeschichte, Freiburg/Br. 1970
- Koch, Angela, Die Minderbrüder in Hamburg, In: Saxonia Franciscana, Franziskanisches Leben im Mittelalter, Studien z. Gesch. der rheinischen und sächs. Ordensprovinzen, Berg, Dieter Hrsg., Bd.3, Dietrich Coelde Verlag, Werl 1994, S. 71-92
- dies., Die Minderbrüder in Kiel, In: Saxonia Franciscana, Bd. 3, Werl 1994, S. 147-166
- Koppmann, Karl, Aus Hamburgischen Testamenten, ZVHG 7, 1888, S. 202-222
- ders., (Hrsg.) Kämmererechnungen der Stadt Hamburg, Verein f. Hamb. Geschl. Bd. 1-7, (Bd. 8 – bearb. Nirrnheim, Hans; Bd. 9 – bearb. Bolland, Gustav), Hamburg 1869-1951
- Krautheimer, Richard, Die Kirchen der Bettelorden in Deutschland, Köln 1925
- Krohn, B. Nicolaus, Rede zur Einweihung des neuen Altars in der Marien Magdalenen Kirche gehalten an dem Altar am XX. Sonntage nach Trinitatis, Hamburg 1795
- Kunst, Hans-Joachim, Die Entstehung des Hallenumgangschores, der Domchor zu Verden a.d. Aller und seine Stellung in der gotischen Architektur, In: Marburger Jb., Bd. 18, 1969, S. 1-104
- ders., Zur Ideologie der deutschen Hallenkirche als Einheitsraum, In: Architecture – Zschr. f. Gesch. d. Baukunst 1, 1971, S. 38-53
- ders., Freiheit und Zitat in der Architektur des 13. Jh., – die Kathedrale von Reims, In: Bauwerk und Bildwerk im Hochmittelalter, (Clausberg, Kimpel, Kunst, Suckale, Hrsg.), Gießen 1981, S. 87-102
- ders., Die Kirchen in Lüneburg – Architektur als Abbild, In: Architektur des Mittelalters – Funktion und Gestalt, (Möbius, F. und Schubert, E., Hrsg.), Weimar 1983
-

-
- Lafrenz, Deert, Kirchen , Klöster und Hospitäler. Die Kunstdenkmale der Stadt Schleswig, Bd. 3 (= Die Kunstdenkmäler des Landes Schleswig-Holstein, Bd. 11), München 1985
- ders., unter Mitwirkung von Vogel, Volker und Radtke, Christian, Das Graukloster in Schleswig, In: Landesamt f. Denkmalpflege Schleswig-Holstein Nr. 6 „Baudenkmale in Gefahr“, 2. Aufl., Kiel 1987
- Land, Matthias, Beitr. z. Dt. Volks- u. Altertums-kde. Bd. 25, 1986/87, Erscheinungsjahr 1988, S. 7-15 (resp. Festschrift zum 60. Geburtstag von Ulrich Bauche)
- Lappenberg, Johann Martin, Über die ältere Geschichte und Rechte des Landes Hadeln, Herold & Wahlstab, Lüneburg 1829
- ders., Die Elbkarte des Melchior Lorich vom Jahre 1568, Meissner, Hamburg 1847
- ders., (Hrsg.), Hamburgische Chroniken, Hamburg 1861
- ders., Bruchstücke einer Hamburgisch-Holsteinischen Reimchronik, In: Hamburgische Chroniken in niederdeutscher Sprache, Hamburg 1861, S. 214
- ders., Tratzingers Chronica, Hamburg 1865
- ders., Beiträge zur älteren Kunstgeschichte Hamburgs, In : ZVHG 5, 1866
- Landesbauamt Lübeck – Die Restaurierung des Burghofklosters zu Lübeck, Lübeck 1990
- Lehe, Erich v., Kausche, Dietrich, Raum, Heinz, Heimatchronik der Freien und Hansestadt Hamburg, Archiv f. dt. Heimatpflege, Köln 1958 (Heimatchroniken der Städte und Kreise des Bundesgebietes, Bd.20)
- ders., Bündnisverträge zwischen dem Lande Wursten und der Stadt Hamburg im späten Mittelalter (1316-1528), In: Jb. d. Männer vom Morgenstern 40, Bremerhaven, 1959
- Leppin, Helmut R., Der Thomas-Altar von Meister Francke in der Hamburger Kunsthalle, Verlag Gerd Hatje, Stuttgart, o. J
- ders., Meister Francke, In: Neue deutsche Biographie 16, 1991
- Lerbek, Hermann v., Chronicon comitum Schawenburgensium, Meibohm, Heinrich (Hrsg.), Frankfurt 1670, 13
- Leroux-Dhuys, Jean Francois, Die Zisterzienser, Geschichte und Architektur, Könemann Verlagsgesellschaft mbH., Köln 1998
- Lions Club Rinteln (Hrsg.), St. Nikolai, Rinteln, H. Bödeker, Rinteln o. J.
- Loose, Hans-Dieter, Jochmann, W. (Hrsg.), Hamburg – Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, Von den Anfängen bis zur Reichsgründung, Bd. 1, Hoffmann & Campe, Hamburg 1982
- Lührs, Gerhard, Die St. Nikolai-Kirche in Rinteln und ihre Gemeinde, ein Rückblick auf 750 Jahre, In: 750 Jahre St. Nikolai-Kirche, Rinteln 1238-1988, St. Petri Druck GmbH, Großburgwedel, S. 16-47
- Lycke, Nis, Stadt und Kloster Preetz, In: Heimatbuch des Kreises Plön (Kock, Otto Hrsg.), Selbstverlag Plön 1953
- May, Otto Heinrich (Hrsg.), Regesten der Erzbischöfe von Bremen (Veröffentlichungen der Histor. Kommission f. Hannover II) Bd. 1, Hannover 1937
-

-
- Meißner, J. M., Zur Baugeschichte des Grauen Klosters der Franziskaner in Schleswig, In : Beitr. zur Schleswiger Stadtgeschichte (BSSG) 24, 1979, S. 7-22
- Michler, Jürgen, Gotische Backsteinhallenkirchen um Lüneburg St. Johannis, Phil. Diss. Göttingen 1967
- Möller, D. Karl, Die Anfänge des Minoritenordens und der Bußbruderschaften, Akad. Verlagsbuchhdl. J.C.B. Mohr, Freiburg Br. 1885
- Möller, Kai Robert / Festschrift, 750 Jahre Hospital zum Hl. Geist mit Oberalten-Stift und Maria Magdalenen Kloster 1227 – 1977, (Festschrift) Hamburg 1977
- Nikolov, Russalka (Hrsg.), Das Burghaus zu Lübeck, Charles Coleman Verlag GmbH., Lübeck 1992
- Nussbaum, Norbert, Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik, Entwicklung und Bauformen, Du Mont, Köln 1985
- Pauselius, P. Das adelige Kloster Preetz, Ostholstein-Media-Edition, Plön 1990
- Pee, Herbert, Meister Francke, Der Englandfahreraltar, Werkmonographien der bildenden Künste 122, Stuttgart 1967
- Pfefferkorn, Rudolf, Norddeutsche Backsteingotik, Hamburg 1984
- Pieper, Roland, Die Kirchen der Bettelorden in Westfalen, Baukunst im Spannungsfeld zwischen Landespolitik, Stadt und Orden im 13. und frühen 14. Jh., In: Franziskanische Forschungen, H. 39, Dietrich Coelde Verlag, Werl 1993, S. 229 ff.
- Pilecka, Elzbieta, Die spätgotische Architektur der Marienkirche zu Danzig, In: Kunst im Ostseeraum, Mittelalterliche Architektur und ihre Rezeption, Wiss. Beitr. d. E.-M. Arndt-Univ., Greifswald 1990 S. 49-57
- Plagemann, Volker, Die Familie der Hamburger Hallenkirchen und die mittelalterliche Sakralarchitektur, Hamburg 1999 – im Druck
- Radtke, Christian, Untersuchungen zur Lokalisierung und zur Gründungsgeschichte des Schleswiger Dominikanerklosters, In: Beitr. z. Schleswiger Stadtgesch., H. 19, o. J.
- ders., Aula und castellum, Überlegungen zur Topographie und Struktur des Königshofes in Schleswig, In : BSSG 22, 1977, S. 29-47
- ders., Zur Geschichte der Stadt Schleswig in Vorhansischer Zeit, In: Hansische Geschichtsblätter, Bd. 101, Böhlau Verlag, Köln-Weimar-Wien 1983, S. 15-27
- Reincke, Heinrich, Untersuchungen über Hamburgs mittelalterliche Geschichtsschreibung, ZVHG 24, 1921, S. 1-31 (darin Auszüge aus Detlev Bremers Buch)
- ders., Hamburg, ein Abriss der Stadtgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bremen 1925
- ders., Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Malerei in Hamburg, ZVHG 21, 1916, S. 112-121
- ders., Forschungen und Skizzen zur Hamburgischen Geschichte, In: Veröffentl. d. Staatsarchivs der Hansestadt Hamburg, Bd. III, 1951
- ders., Probleme um den „Meister Francke“, In: Jb. d. Hamburg. Kunstslgen.4, 1959, S. 9-26
- Rössing, Kurt, Marien-Magdalenen-Kloster und Hospital zum Heiligen Geist, In: Jb. d. Alstervereins 33, 1954, S. 17-20
-

-
- Romanini, Angiola Maria, Die Architektur der ersten franziskanischen Niederlassungen, In : 800 Jahre Franz von Assisi, Kat. z. Niederöstr. Landesausst. Krems-Stein 1982, S. 404-411
- Rosenfeld, Hellmut, Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallin) In: Niederdt. Studien, Bd. 39, resp. Böhlau Verlag 1993 (Freye, H. Hrsg.), Rezensionen ZVHG 81, 1995, S. 286
- Rotherth, Hans Friedrich, Die Anfänge der Städte Oldenburg, Neustadt und Heiligenhafen, Wachholtz Verlag Neumünster, 1970 (Quellen und Forschungen zur Gesch. Schleswig-Holsteins, Bd. 59)
- ders., Stadtrechtsverleihungen an holsteinische Städte im 13. Jh., In: Aus Reichsgeschichte und Nordischer Geschichte, Karl Jordan zum 65. Geburtstag, Fuhrmann, Horst et al. (Hrsg.), Stuttgart 1972 (Kieler Historische Studien 16), S. 260-271
- Rückbrodt, K., Universität und Kollegium – Baugeschichte und Bautyp, Darmstadt 1977
- Rudloff, Diether, Die Kirche des Franziskanerklosters zu Kiel und die Bauform der Stutzbasilika, In: Nordelbingen Bd. 28/29, Westholst. Verlagsanstalt Boysen & Co., Heide / Holst. 1960, S. 26 ff.
- Sabatier, Paul, Leben des Hl. Franz von Assisi, deutsch – Berlin 1897
- San Francesco in Assisi, Verlag Schnell & Steiner GmbH., München und Zürich, Nr. 1689, 1988
- Schaumann, Gustav, Das Heiligen-Geist-Hospital, In: Bau und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck, Lübeck 1906
- Schenkluhn, Wolfgang, Ordines Studentes, Aspekte zur Kirchenarchitektur der Dominikaner und Franziskaner im 13. Jh., Gebr. Mann Verlag, Berlin 1985
- ders., San Francisco in Assisi : Ecclesia specialis, WBG 1991
- Schindler, Reinhardt, Hamburgs Frühzeit im Lichte der Ausgrabungen, In: ZVHG 43, Hamburg 1956
- ders., Ausgrabungen in Alt Hamburg, Neue Ergebnisse zur Frühgeschichte der Hansestadt, Ges. d. Freunde d. Vaterl. Schul- und Erziehungswesens, Hamburg 1957
- ders., Die Bodenaltertümer der Freien und Hansestadt Hamburg, (Veröffentl. d. MHG, Abt. Bodendenkmalpflege Bd. 1) Christians Hamburg 1960
- Schlager, P. Patrizius OFM, Das Nekrologium des Hamburger Franziskanerklosters, In: Beitr. z. Gesch. der sächs. Franziskanerprovinz, Bd. II, Düsseldorf 1910
- ders., Zur Geschichte des Franziskanerklosters in Lübeck, In: Jb. der sächs. Franziskanerprovinz 1907, S. 1-21
- Schneider, Renate, Plan der Grabungsbefunde auf der Hammaburg, In: Ralph Busch (Hrsg.), Von den Sachsen zur Hammaburg, Ausst. Kat. d. Helms-Museums, Neumünster 1987
- Skibinski, Szczesny, Stadtkirchen des 14. Jahrhunderts in Westpommern zwischen Oder und Stolpe, In: Kunst im Ostseeraum, Mittelalterliche Architektur und ihre Rezeption, Wiss.Beitr. E. M.-Arndt-Univ., Greifswald 1990, S. 58-64
- Staphorst, Nicolaus, Hamburgische Kirchengeschichte, Theil I, 1-4, Theil II, 1, Hamburg 1723-1729
- Steinwascher, Gerhard, Die Entstehung von St. Nikolai, In: 750 Jahre St. Nikolai-Kirche, Rinteln, 1238-1988, St. Petri Druck GmbH., Großburgwedel, S. 48-53
-

-
- Stephan, Hans-Georg, Archäologische Stadtkernforschung in Niedersachsen, Ostwestfalen, Hamburg und Bremen, In: Stadt im Wandel, Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddtschl. 1150 -1650, Meckseper, Cord v. (Hrsg.), Bd. 3, Stuttgart 1985, S. 29-79
- Southern, R. W., Kirche und Gesellschaft im Abendland des Mittelalters, Berlin 1976
- Stiftung Heiligen-Geist-Hospital (Hrsg.), Das Heiligen-Geist-Hospital zu Lübeck, Lübeck 1993
- Teuchert, Wolfgang, Die Stadtkirche in Neustadt/Holstein und ihre gemalten Fenster, In: Nordelbingen, Bd. 28/29, Westholstein. Verlagsanstalt Boysen & Co., Heide/Holst., 1960, S. 36 ff.
- Thode, Henry, Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien, 4. Aufl., Wien 1934
- Vogel, Volker, Die archäologischen Ausgrabungen im Stadtkern von Schleswig, In: Beitr. z. Schleswiger Stadtgesch. H. 19 /Sonderdruck o. J., Zwischenbericht für die Jahre 1971-1974, (= BSSG 19, 1974, S. 1-12)
- ders., Archäologische Stadtkernforschung in Schleswig 1969-1982, Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1983
- ders., Schleswig, ein stadttarchäologisches Forschungsprojekt, In: Hansische Geschichtsblätter, Verlag Böhlau Köln-Weimar-Wien Bd. 101, 1983, S. 5-14
- ders., Schleswig im Mittelalter / Archäologie einer Stadt, Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1989
- Vogeler, Hildegard, Szenen aus dem Leben des hl. Franziskus aus Assisi, Ein Wandbild in St. Katharinen zu Lübeck, In : Zschr. d. Vereins f. Lübeckische Geschichte und Altertumskde., Bd. 70, 1990, S. 129-151
- Walther, Helmut G., Von der Holstenstadt der Schauenburger zur Landesstadt des holsteinischen Adels (1242 – 1544), In: Geschichte der Stadt Kiel 1242-1992, Jensen, Jürgen/Wulf, Peter (Hrsg.), Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1991
- ders., Bettelordensklöster und Stadtgründung im Zeichen des Landesausbaus : Das Beispiel Kiel, In: Bettelorden und Stadt, Berg, D. (Hrsg.), Saxonia Franciscana, Beitr. z. Gesch. der Sächs. Franziskanerprovinz, Bd. I, Kap. 1, Dietrich Coelde Verlag, Werl 1992
- ders., Die Entscheidung zur Gründung einer civitas holsatorum, Zum Verhältnis von Bettelordensklöster und Stadtgründung am Beispiel Kiels, In: Mare Balticum, Beitr. zur Geschichte des Ostseeraumes in Mittelalter und Neuzeit, Festschrift z. 65. Geburtstag von Erich Hoffmann, Paravicini, Werner et al. (Hrsg.), Sigmaringen 1992, Kieler Histor. Studien 36, S. 125-135
- Warnke, Martin, Bau und Überbau, Soziologie der mittelalterlichen Architektur nach den Schriftquellen, Suhrkamp TB Wissenschaft 468, 1984
- Wichmann, E.H., Grundmauern und Bauwerke, welche in der Baugrube des neuen Rathauses und des Börsenanbaues in Hamburg gefunden worden sind, Hamburg 1888
- ders., Atlas zur Geschichte Hamburgs, auf Veranl. d. Oberschulbehörde herausg., Heroldsche Buchhandlung, Hamburg 1889
- Wiek, Peter, St. Marien-Magdalenen, St. Johannis und St. Gertruden, Drei untergegangene Hamburger Kirchen in neuer kunstgeschichtlicher Bewertung, In : ZVHG 65, 1979, S. 83-121
-

-
- Wilde, Lutz, Das Burgkloster in Lübeck, Anmerkungen zur Baugeschichte, In: Aspekte zur Kunstgeschichte von Mittelalter und Neuzeit, Karl Heinz Clasen zum 75. Geburtstag, Weimar 1971, S. 325 ff.
- ders., Die Katharinenkirche in Lübeck, Große Baudenkmäler 252, 1991
- Zahlten, Johannes, Die mittelalterlichen Bauten der Dominikaner und Franziskaner in Niedersachsen und ihre Ausstattung – Ein Überblick, In: Stadt im Wandel, Kat. z. Landesausstellung Niedersachsens 1985, Bd. 4, S. 371-412
- Zimmerling, Dieter, Die Hanse, Handelsmacht im Zeichen der Kogge, Neuaufl. Econ Verlag Düsseldorf, Wien 1979

Anhang

Übersicht über die als kunsthistorisch bedeutende Baudenkmäler eingestuft, bestehenden Kirchen des heutigen Kreises Schaumburg (nach Dehio / Bremen-Niedersachsen, München 1992) in alphabetischer Reihenfolge

1. **Apelem** (Dehio S. 135)

Vermutlich schon im 10./11. Jh. unter den Billungern gegründeter, jedoch erst ab 1040 belegter Ort. Zwischen 1185-1206 unter Bischof Thetmar Archidiakonatsitz und Hauptkirche des Bukkinggaues bis zur Neuordnung der Mindener Kirchenverwaltung. Pfarrkirche als zweischiffiger Hallenkirchenbau kurz nach 1300 errichtet. Vorgängerbau weitgehend ungeklärt. Die Kirche besitzt einen leicht eingezogenen Rechteckchor und einen querrechteckigen Westturm aus der M. 13. Jh. Gliederung im Inneren mittels 3 Säulen, die die Scheidarkatur tragen und dem Vorgängerbau entstammen.

2. **Beckedorf** (S. 202) Godehardi-Kirche.

Heute barockisierte, im Kern der 2. H. 13. Jh. entstammende Saalkirche mit leicht querrechteckigem Westturm

3. **Bergkirchen** (S. 213) St. Katharinen

Saalkirche mit Querhaus, Rechteckchor und leicht querrechteckigem Westturm. Der romanische Kernbau des 12. Jh. wurde in der 1.H. 13. Jh. gewölbt und um 1250 bis zum Beginn des 14. Jh. kreuzförmig nach Osten erweitert.

4. **Bückeburg** (S. 302)

Anfang 14. Jh. erfolgte durch Adolf VI. von Schaumburg die Anlage einer Wasserburg, die als Hauptburg des Bukkinggaues Ersatz für die seit E. 12. Jh. im Verfall begriffene alte Bückeburg bei Obernkirchen wurde. Ab 1563-1640 wurde sie ständige Residenz der Grafen von Schaumburg, die seit 1619 in den Fürstenstand erhoben worden waren. Ihr Herrschaftsbereich umfaßte das Gebiet der mittleren Weser, das Gebiet zwischen Deister, Steinhuder Meer und dem lippischen Bergland bis nach Minden. Erst unter Johann IV. (1498-1527), dem nach Erbteilung die Bückeburg zufiel, stiftete dieser auch 1508 die erste Pfarrkirche für die sich um die Burg entwickelnde Siedlung aus Kaufleuten, Handwerkern und Ministerialen. Sie brannte 1541 ab. Ein weiterer Brand 1585 vernichtete den Ort weitgehend. Er erhält so erst unter Fürst Ernst (1601-1622) als kleine Stadt mit ca. 600 Einwohnern Stadtrechte. Fürst Ernst erweitert Bückeburg zur Residenz.

Die in dieser Zeit entstehende Stadtkirche wurde im Rohbau etwa 1613 fertiggestellt (dat. Westportal) und besaß einen Westturm, der bald wieder niedergelegt wurde. Dehio vergleicht sie heute mit anderen turmlosen Kirchen vom Typ Il-Gesu. Innen findet sich ein dreischiffiger Hallenraum von 7 Jochen mit einem alle 3 Schiffe umfassenden, als dreiseitiges Chorpolygon nach Osten vortretendem Abschluss. Die Stadtkirche gilt als bedeutendster evangelischer Kirchenbau ne-

ben der Wolfenbütteler Marienkirche vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Sie ist aus Oberkirchener Sandstein erbaut. Im Zusammenhang mit dieser Arbeit wird Bückeburg nur als wichtiger Residenzort mit besprochen.

5. **Deckbergen** (S. 378) St. Petri

Zweischiffige Hallenkirche mit gestrecktem Rechteckchor und quadratischem Westturm um 1200. Das noch in das 12. Jh. datierte Langhaus wird in der 1. H. 13. Jh. gewölbt, jedoch stammt das angegliederte Seitenschiff der Halle aus dem 15. Jh., zusammen mit einer Chorerweiterung. Die Kirche wurde zwischen 1127 und 1140 von ihrer adligen Stifterin (oder Patronatsherrin) Kunigunde dem Mindener Domstift übertragen.

6. **Exten** (S. 463) St. Cosmas und Damian

Die Kirche entstand als spätromanische zweijochige Saalkirche mit quadratischem Westturm, eingezogenem Chorjoch und niedriger Apsis A. 13. Jh. Sie war seit Beginn kreuzgratgewölbt.

7. **Hattendorf** (S. 657) St. Eligius

Die Baugeschichte dieser, mitten auf dem Friedhof gelegenen Kirche ist nicht vollständig geklärt. Ihr ältester Teil vom E. 12. Jh. entstand auf dem Grundriss eines griechischen Kreuzes, der zugehörige Westturm wurde in der 2. H. 13. Jh. angefügt. Weitere Anbauten folgten um 1500. Das heutige Hauptschiff zeigt 4 querrechteckige Joche mit geradem Chorabschluss.

8. **Heuerssen** (S. 694) St. Jürgen

Apsislose, im wesentlichen spätromanische Saalkirche vom E. 12. Jh. mit gedrunenem, quadratischen Westturm. Spätere Ergänzungen sind ein abgesetzter Chor vom E. 14. Jh., die Einwölbung (E. 15. Jh.), der Sakristeianbau und ein Gruftanbau der Familie v. Münchhausen aus dem 17. Jh..

9. **Hohnhorst** (S. 744) St. Martin

Nur Teile des Westturmes stammen aus dem 13. Jh., der übrige Bau ist der Neogotik (C.W. Hase) zuzurechnen.

10. **Kathrinshagen** (S. 790)

Eingewölbte Saalkirche mit querrechteckigem Westturm „wohl um 1200“, angefügter, eingezogener Rechteckchor aus der 1. H. 13. Jh., sowie nachref. Sakristei-Anbau.

11. **Lauenau** (S. 830) St. Lukas

1307 bestand im Grenzgebiet zwischen welfischem und schauenburgischem Territorium eine Wasserburg, die im 14. Jh. als Pfandbesitz an die Schauenburger gelangte. Der heutige Kirchenbau ist jedoch ein neugotischer Backsteinbau nach Plänen von C.W. Hase. Über den Vorgängerbau finden sich keine Angaben.

12. **Lauenhagen** (S. 833) St. Maria Magdalena

Rechteckige Saalkirche mit quadratischem Westturm, mit erhaltener Restsubstanz eines für 1253 im Bau befindlichen bezeugten Turmes. Einschneidender Umbau um 1500.

13. **Lindhorst** (S. 852) St. Dionysius

Der quadratische Westturm und die beiden westlichen Langhausjoche stammen noch aus dem

E.12. Jh. Ende 15. Jh. erfolgte eine Erweiterung mit 5/8 Chorschluss. 1965 erfolgte der Anbau eines Querarmes an die Südseite des Chores.

(Dehio macht keine Angaben zur Gliederung des Langhauses. Vermutlich Saalbau).

14. **Lüdersfeld** (S. 871) St. Johannes-Kapelle

Rechteckiger Bruchsteinsaal um 1500 mit Dachreiter.

15. **Meerbeck** (S. 934) St. Bartholomäus

Die Kirche war zunächst Kapelle und wird 1031 zuerst genannt. Sie war Bestandteil der Erbgüter, die Bischof Meinwerk dem Paderborner Abdingkloster überließ. Ihr quadratischer Westturm (mit romanischem Tympanon) datiert ins 12. Jh., sonst handelt es sich um einen neugotischen Saalbau vom E. 19. Jh. Dabei wurden von einem 1525 bestehenden, zweischiffigen Vorgängerbau u.a. das spätgotische Chorpolygon und das Gliederungssystem auf den Neubau übertragen.

16. **Möllenbeck** (S. 951) Kanonissenstift St. Petrus (seit dem 13. Jh. St. Dionysius)

Schon unter Kaiser Arnulf 896 bestätigtes, von einer Edelfrau Hildburg gegründetes Stift, um das sich eine Siedlung bildete, die im 13. Jh. stadtartigen Charakter besaß (mit Ratsverfassung, Marktrechten und eigener Pfarrkirche St. Nikolai). Die Vogteirechte lagen zunächst bei den Bischöfen von Minden, im 11. Jh. bei den Billungern, im 12. Jh. bei den Grafen von Roden. Von den Grafen von Sternberg, die sie im 13. Jh. besitzen, gelangen die Rechte durch verwandtschaftliche Beziehungen am E. 14. Jh. an die Grafen von Schauenburg. Die Siedlung ging, verdrängt durch das nahe Rinteln, völlig unter und wurde erst E. 17. Jh. durch Neuansiedlung wiederbegründet. Das ab M 14. Jh. verfallende Stift wurde 1441 in ein mit 120 Mann besetztes Augustiner-Chorherrenstift umgewandelt, das sich an die Windsheimer Kongregation anband. Seit 1479 Neubau von Kirche und Stiftsgebäuden (Grundriss Dehio S. 953). Die Baugeschichte der ehem. Stiftskirche (Grabungen 1950) weist den spätkarolingischen Gründungsbau von 896 in Teilen nach.

Bau I war demnach eine kleine Saalkirche mit einer engen, hufeisenförmigen Apsis.

Bau II (1.H. 10. Jh.) zeigt einen dreitürmigen Westbau, ein dreischiffiges Langhaus mit extrem schmalen Seitenschiffen, Querhaus und Chorjoch (vielleicht ohne Apsis). Er besaß eine Krypta.

Bau III baut nach Brand 1248 den Mittelturm nicht mehr auf und trägt eine einfache Giebelwand zwischen den Rundtürmen.

Bau IV, die heutige Hallenkirche, stammt aus der Zeit von 1479-1505 als eines der bedeutendsten Denkmale der Spätgotik im mittleren Wesergebiet. Der Langchor umfasst 4 Joche mit 5/8-Schluss, das Langhaus ist dreischiffig angelegt mit 6 queroblungen Mittelschiffsjochen (nach einem Brand 1492 und Baupause A.16. Jh. fertiggestellt) bei halbbreiten Seitenschiffen. Unter dem Chor ist die im Kern ottonische, dreischiffige Hallenkrypta vierjochig erhalten, mit einer West-Confessio in Backstein. Die Kirche sonst aus örtlichem Sandstein.

17. **Obernkirchen** (S- 1004)

Am Nordhang der Bückeberge lag ein wichtiger Zweig des Helweges nahe der Gogerichtsstätte Vehlen für die Schauenburger. Deshalb erhielt der Ort bereits 1181 Fleckenrecht, entfaltete sich aber nicht, da ihn die Schauenburger Gründungen Rinteln und Stadthagen einengten. Obernkirchen wurde so erst

1615 zur Stadt. Wirtschaftlich wichtig war hier der Oberkirchener Sandstein, der seit etwa 1100 gebrochen und im späten Mittelalter bis zur frühen Neuzeit im ganzen norddeutschen Flachland bis in die Niederlande und nach Skandinavien hin gehandelt wurde. Die Steinbrüche waren anfangs Klosterbesitz. 1597 gründete sich eine lokale Steinbrecherzunft. Es bestand daneben Steinkohlenbergbau seit dem ausgehenden Mittelalter, der 1960 eingestellt wurde.

Kanonissenstift St. Maria (Grundriss Dehio S. 1005)

Es soll einer Legende zufolge durch Ludwig d. Frommen (814-840) gegründet worden sein. 1167 richtete Bischof Werner von Minden ein Augustiner-Chorfrauenstift ein. Die Stiftsneugründung wurde durch Heinrich den Löwen unterstützt. 1180 schenkte man dem Stift die Alte Bückeburg mit Vorwerken. 1181 Archidiakonatsitz, dessen Rechte von päpstlicher und kaiserlicher Seite bestätigt werden. Das Stift wird quasi reichsunmittelbar.

Bau I – Die zugehörige Stiftskirche ist zugleich auch Pfarrkirche. Sie entsteht als spätmittelalterlicher Hallenbau mit romanischem Westriegel und brennt 1150 ab.

Bau II ist ein Neubau als kreuzförmige Basilika des gebundenen Systems mit dreimaligem, einfachem Stützenwechsel (davon erhalten die Westbau-Untergeschosse, Ansätze der Langhausarkatur, der NO-Vierungspfeiler und die ehem. Stirnwände des Querhauses), mit 3 Jochen im Langhaus und Querhausbau.

Bau III entsteht durch Umbau nach 1330 zur Hallenkirche. Ihr Grundriss orientiert sich am romanischen Querhaus und bildet dadurch bedingte 5 x 3 Joche im Langhaus quadratisch aus. Nach Osten schließt sich ein weiteres Quadrat als gerade geschlossener Chorteil an das Mittelschiff an. Im Westen besteht ein blockartiger Westbau aus der Zeit nach 1160, der die Gesamtbreite des Langhauses unterschreitet. Die Seiten sind außen mit Zwerchdächern versehen. Der Nonnenchor befand sich auf der Süd-Seite.

Pfarrkirche St. Maria

Spätmittelalterlicher Hallenbau mit romanischem Westriegel aus dem 2. Drittel 14. Jh. mit Resten der ersten Kirche von 1150, die als kreuzförmige Basilika gebundenen Systems bestand.

St. Josef

Wurde als katholische Pfarrkirche 1907/08 neu erbaut.

18. **Propsthagen** (S. 1100) Evangelische Pfarrkirche

In der 1. H. 13. Jh. entstandener, gotisch geprägter Saalkirchenbau mit Rechteckchor und Westturm. Innen flach gedeckt und nur im Chor kreuzgratgewölbt.

19. **Rinteln** (S. 1132)

Als planmäßig gegründete Stadt unter Adolf IV. von Schauenburg ab 1230 entstanden. Dabei lieferte die gleichzeitige Verlegung eines vom gräflichen Hause hochdotierten Zisterzienserklosters (von Bishopingerode bei Stadthagen) die wesentliche Veranlassung. Der Ort sollte neben dem Kloster den Weserübergang sichern und der politischen Kontrolle des Schauenburger Territoriums im Südwesten dienen, aber auch die wirtschaftlichen Grundlagen erweitern helfen. Rinteln erhielt deshalb 1239 Stadtrechte. Vor allem im 14. Jh. erfolgten reiche Schenkungen an Kloster und

Stadt, die wichtige Impulse für die Fortentwicklung gaben. Die sich daraus entwickelnde Selbstverwaltung der Stadt wurde durch Fürst Ernst (1601-1622), der seine Residenz in Bückeburg hatte, nachreformatorisch stark beschränkt. Allerdings verlegte man die 1619 in Stadthagen gegründete Landesuniversität 1621 nach Rinteln. Im Rahmen einer Erbteilung gelangte Rinteln 1647 an die hessisch-schaumburgische Linie, für die die Stadt ab 1651 wiederum Regierungssitz wurde. Die ehemalige Universitätskommission von 1650 findet sich in Resten im heutigen Gasthaus Zum Löwen erhalten. Die Universität wurde 1809 geschlossen.

Die Marktkirche St. Nikolai wird bereits 1257 als „ecclesia forensis“ bezeugt und stammt baulich gesehen heute aus verschiedenen Zeitabschnitten, als eine dreischiffige Hallenkirche von 3 Jochen Langhaus-Ausdehnung mit Westturm und einschiffigem Chorjoch mit 5/8-Schluss (Grundriss Dehio S. 1133). Sie ist in Bruchstein mit gequaderten Architekturgliederungen vorzustellen. Das knapp rechteckige, fast quadratische Langhaus trägt 2 Eingangsportale in den östlichen Jochen der beiden Seitenschiffe, die im Grundriss nur etwa die halbe Breite des Mittelschiffs erreichen, der idealen Hallenform insofern nicht entsprechen. Das Hauptportal im Süden wird auf 1260, das auf der Nordseite auf 1300 datiert. Die Bauzeit begrenzt sich von daher von etwa 2. H. 13. Jh. – A.14. Jh. In das 14. Jh. gehören die Einwölbung des Mittelschiffs und der Anbau des Chorquadrates (vermutlich dabei Erhöhung zur Halle – Anm. d. Verf.) Der polygonale Chorabschluss erfolgte erst in der M. 15. Jh. und wird mit einem 1454 gewährten Ablass in Verbindung gebracht. Die Neueinwölbung des Chorjoches datiert ein Schlussstein auf 1580. Bis in nachreformatorische Zeiten hinein ist damit Interesse an der Kirche durch Umbauten bezeugt. Sie betreffen auch den Turm, dessen obere Geschosse urkundlich dokumentiert 1521 erneuert und am Beginn des 19. Jh. nochmals verändert wurden (Turmaufsatz). Sein unterer Teil trägt ein Portal aus der Zeit um 1280/90. Das Dach des Langhauses ist einheitlich als Satteldach mit Abwalmung nach Osten gestaltet, ist über dem Choranbau jedoch niedriger gehalten. Im Inneren gliedern quadratische Pfeiler mit Kantensäulchen, deren Kapitelle sich in das Kämpfergesims einfügen, den Raum. Die Seitenschiffsgewölbe sind stark gestelzt und gratig, während sonst gebuste Kreuzgratgewölbe mit „geschärften Rippen“ (Dehio) und in der Apsis Birnstabrippen erscheinen. Dieser Umstand und die heute wiederhergestellten Maßwerkfenster des Langhauses lassen eine Erhöhung der Seitenschiffe vermuten (vgl. Abb. 54). Sie machen deutlich, dass jeweils zeitgerechte architektonische Entwicklungen Maßstab für die verschiedenen Umbauten wurden.

20. **Rodenberg** (S. 1140)

Der Ort besitzt eine Wasserburg aus der Zeit Adolfs V. (gestorben 1315), ist aber älterer Gründung. Seit 1317 war der Sitz des schauenburgischen Amtes Rodenberg zeitweilig auch Residenz der Schauenburger, der Ort wurde aber erst 1615 zur Stadt erhoben. Im Ortsteil Grove findet sich die Kirche St. Jacobi. Sie wurde 1040 St. Jacobus, 1373 zur Ehre aller Heiligen geweiht. Es handelt sich um eine langgestreckte Saalkirche mit 3/8 Schluss am Chor von 1437, die Bausubstanz geht teilweise sonst bis ins 12. Jh. zurück. Damals bestand ein kreuzförmiger Grundriss. Ende des 12. Jh. wurde ein quadratischer Westturm angefügt, die Baufuge trennt ihn sichtbar vom Langhaus.

21. **Schaumburg** (S. 1164)

Hier nahe Rinteln lag die 1110 bezeugte Stammburg der Grafen von Schauenburg. Die Überreste dieser Burg sind heute Teil einer Gaststätte und befinden sich, nachdem das Gebiet zeitweise hessisch geworden war (Teilung von 1640) heute im Besitz der Fürsten zu Schaumburg-Lippe. Über Kirchen- oder Kapellenanlagen sind keine näheren Angaben vorhanden.

22. **Seggebruch** (S. 1199)

1913 im Stil von Neoromanik und Jugendstil errichteter, kreuzförmiger Kirchenbau mit eingezogenem Chor, Apsis und Westturm

23. **Stadthagen** (S. 1229)

Entweder noch Adolf III. (verstorben 1225) oder Adolf IV. begann nach 1220/24 mit dem Ausbau Stadthagens als strategischem Stützpunkt und Wirtschaftszentrum im Norden. Stadt und Burg werden 1244 erstmals bestätigt, im ganzen ist jedoch ungeklärt, wie weit die planmäßig gerasterte Siedlung zurückführt. Ihre Anfänge könnten noch bis ins 12. Jh. reichen. Ab 1261 ist eine Ratsverfassung belegt. 1322 erhält Stadthagen Marktrecht (wie Rinteln dem Lippstädter Marktrecht folgend). 1447 übernimmt der Rat auch die hohe Gerichtsbarkeit, damit ist die städtische Selbstverwaltung voll gesichert. Noch bevor Landesverwaltung und Residenz 1608 auf Bückeburg übergehen, wird das Schloss in Stadthagen zum Residenzschloss umgebaut. Stadthagen bleibt Begräbnisort der Grafen und späteren Fürsten von Schaumburg-Lippe. Die Grablege findet sich im Mausoleum, das als Scheitelkapelle an den Chor der Hauptkirche St. Martini 1607/08 angebaut wird. Ab 1486 besaß Stadthagen auch ein Franziskanerkloster, heute Reformierte Kirche, von der der polygonal geschlossene, zweijochige Chor aus Bruchstein mit Strebepfeilern und hohen, spitzbogigen Fenstern erhalten geblieben ist.

St. Martini

Es handelt sich um die ehem. Kirche des 1230 nach Rinteln verlegten Zisterzienserklosters, die Pfarrkirche wurde, heute eine dreischiffige Hallenkirche von 5 Jochen Längsausdehnung mit quadratischem Westturm. Am A. 13. Jh. bestand sie als kreuzförmige Basilika, die zur querhauslosen Hallenkirche mit erneuertem Westturm gedehnt wurde. Der erhaltene bauliche Restbestand stammt damit aus der Zeit vor dem um 1325 fertiggestellten Umbau (Querhaus-Stirnmauern entsprechen den Außenmauern des heutigen 4. Langhausjoches von Westen, Teile des Turmes, Arkadensätze mit breiter, rechteckiger Laibung an der Langhaus-Westwand und eine kleine Wendeltreppe im südwestlichen Wandpfeiler zu finden) – (Grundriss Dehio S. 1231). Die ursprüngliche Basilika war dementsprechend schmaler als der jetzige Bau. Sie umfasste nur 3 Joche im Langhaus vor Vierung und Querhaus. An das Mittelschiff schloss der ehem. Quadratische Chorteil an. Beim Ausbau wurden die Seitenschiffe auf Querhausbreite ausgedehnt. Dabei wurde auch eine Neugliederung im Inneren nötig, so dass sich jetzt nahezu quadratische Mittelschiffsjoche und dem Quadrat angenäherte Seitenschiffsjoche zeigen. Da sich das Turmuntergeschoss mit seiner Turmhalle dem Langhaus voll öffnet, lässt sich die ursprüngliche Mittelschiffsbreite daran ermessen. Eine Erneuerung der beiden westlichen Pfeilerpaare und der

Gewölbe in den westlichen Langhausjochen um 1400 ist belegt. Der jetzt alle Schiffe umziehende, polygonale Chor, als ehem. Grablege des fürstlichen Hauses, datiert auf 1318. Der an das Chorthaupt angefügte Mausoleumsanbau geht auf den kursächsischen Hofbaumeister G.M. Nossen zurück, dem nach Ausführung der Bauplanung 1612 gekündigt wurde, so dass der Anbau erst ab 1619 in Angriff genommen werden konnte. Die Kirche erhielt nach der Reformation 1570 eine Neuausstattung.

24. **Steinbergen** (S. 1246) St. Agnes

Neugotischer Backsteinbau mit Westturm, Querhaus und mit 5/8-Schluss versehenem Chor nach Art der Hannoverschen Bauschule von 1888/89.

25. **Sülbeck** (S. 1263) Zum Hl. Kreuz

Vom Kirchenbau aus der 2. H. 13. Jh. ist nur der Westturm erhalten, an den 1860 ein neues Kirchenschiff angefügt wurde. Der Chor besitzt eine halbrunde Apsis, der Innenraum wird durch Emporenanlagen dreischiffig geteilt.

26. **Vehlen** (S. 1296)

1903 begonnener Kirchenbau, angelegt als mittels Holzemporen dreiteilig gegliederter Hallenraum mit quadratischem Westturm und polygonalem Chor.

Bildanhang

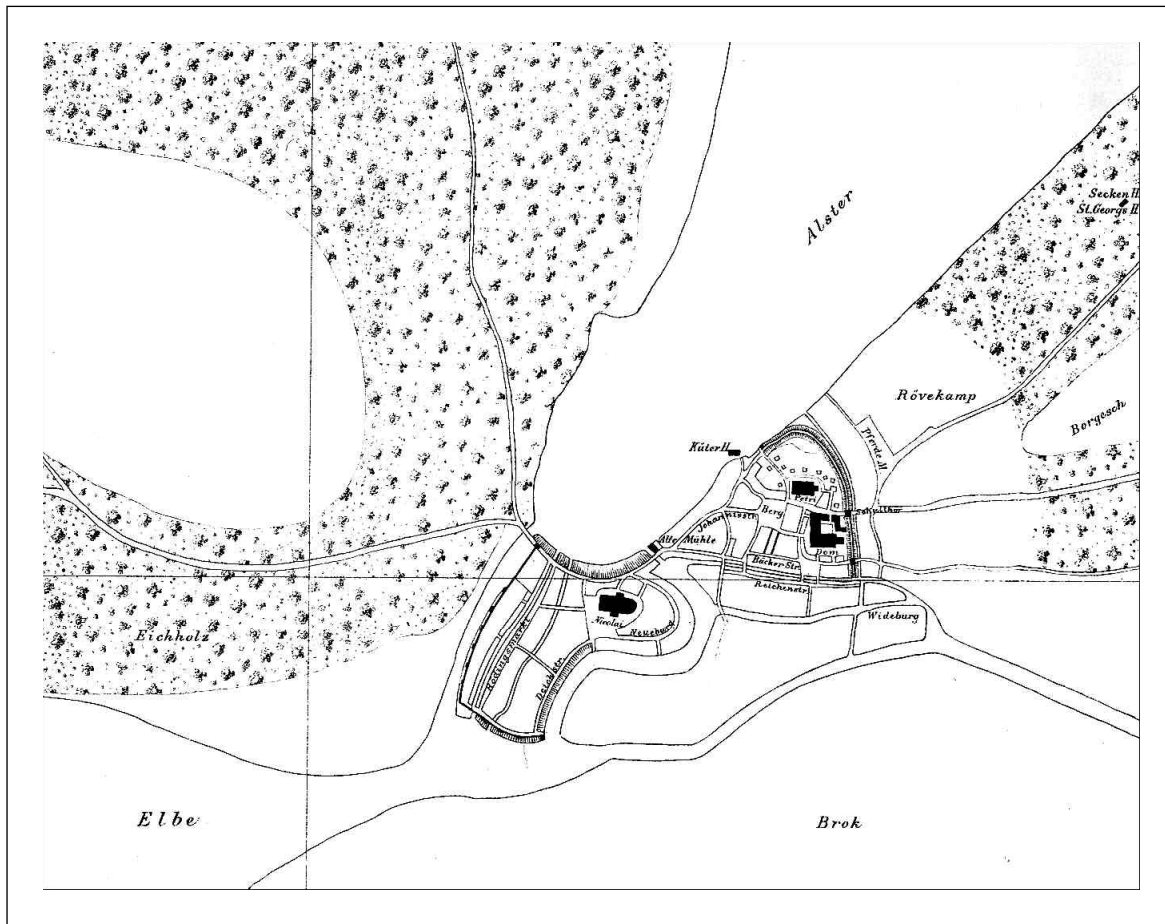


Abb. 1 Hamburg um 1200

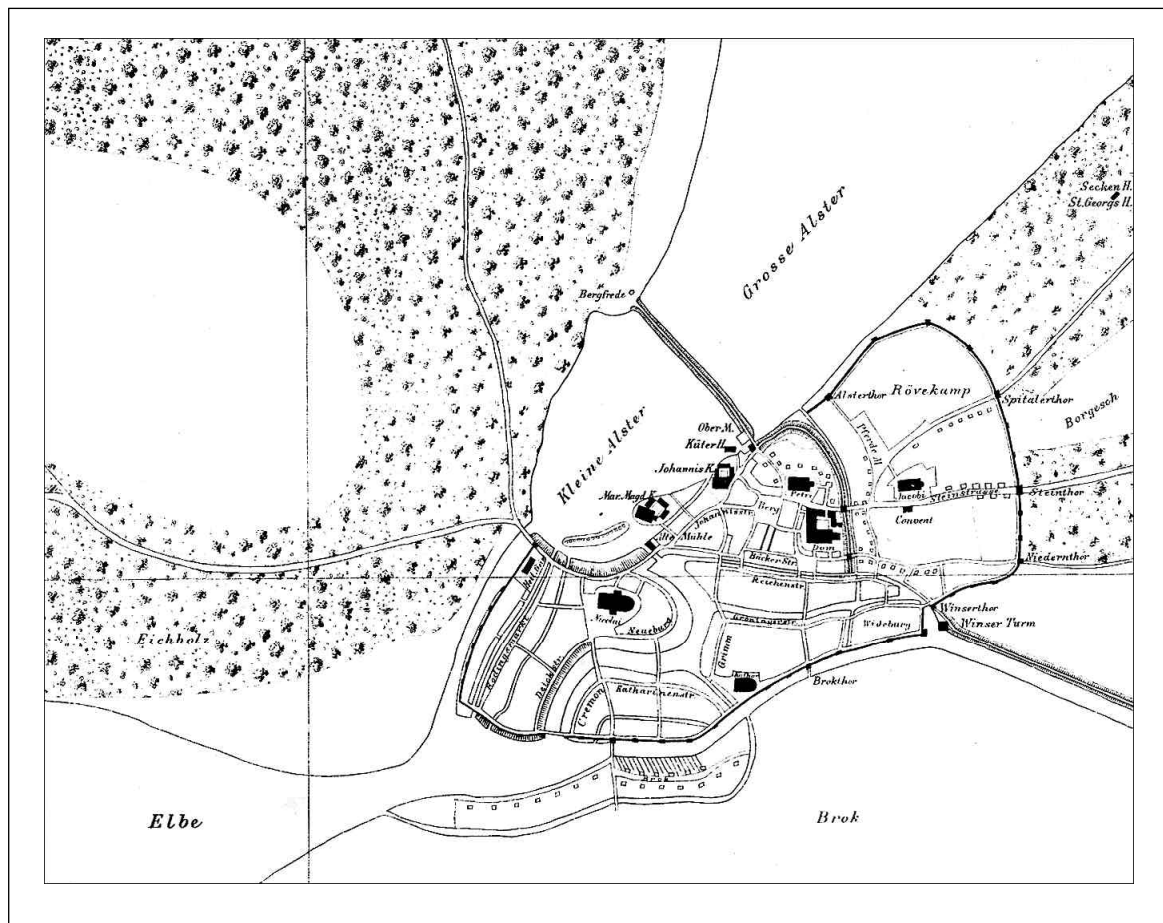


Abb. 2 Hamburg um 1250

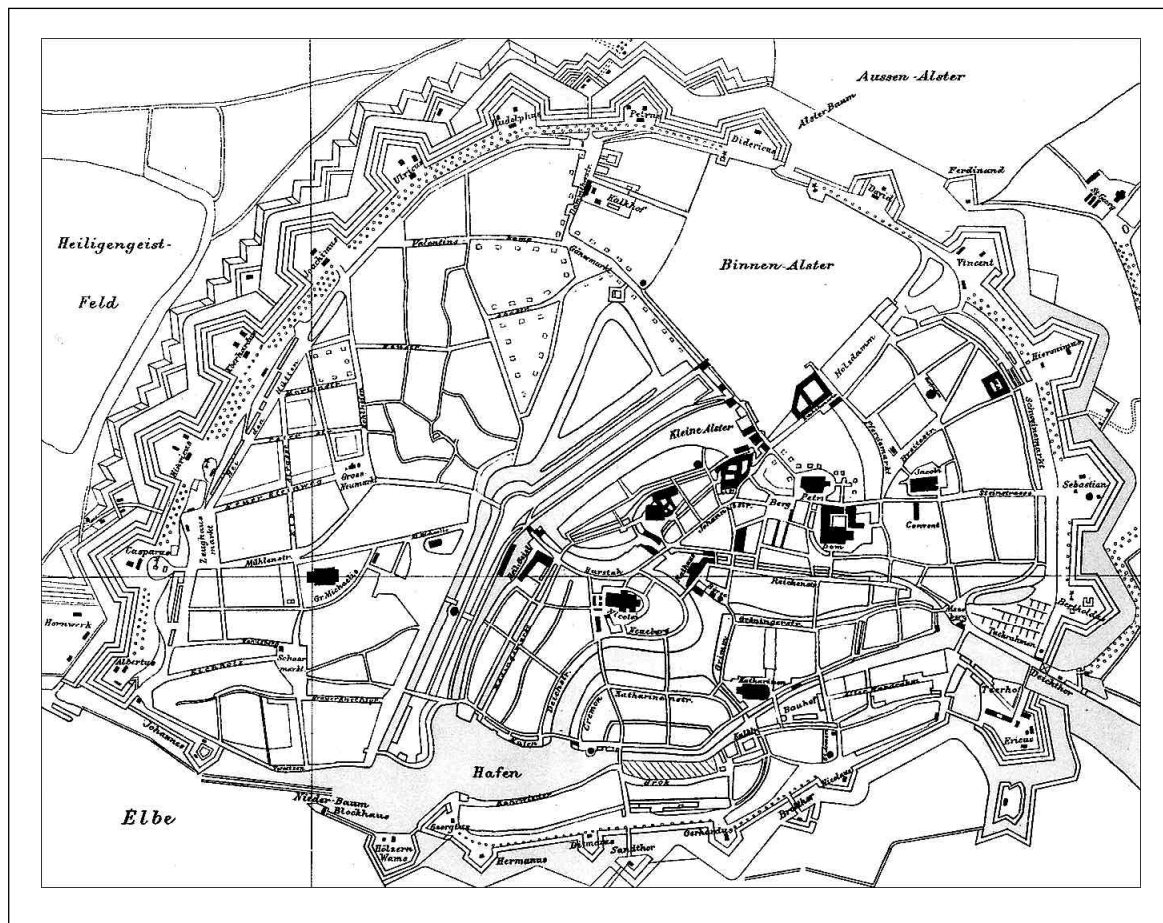


Abb. 4 Hamburg um 1650

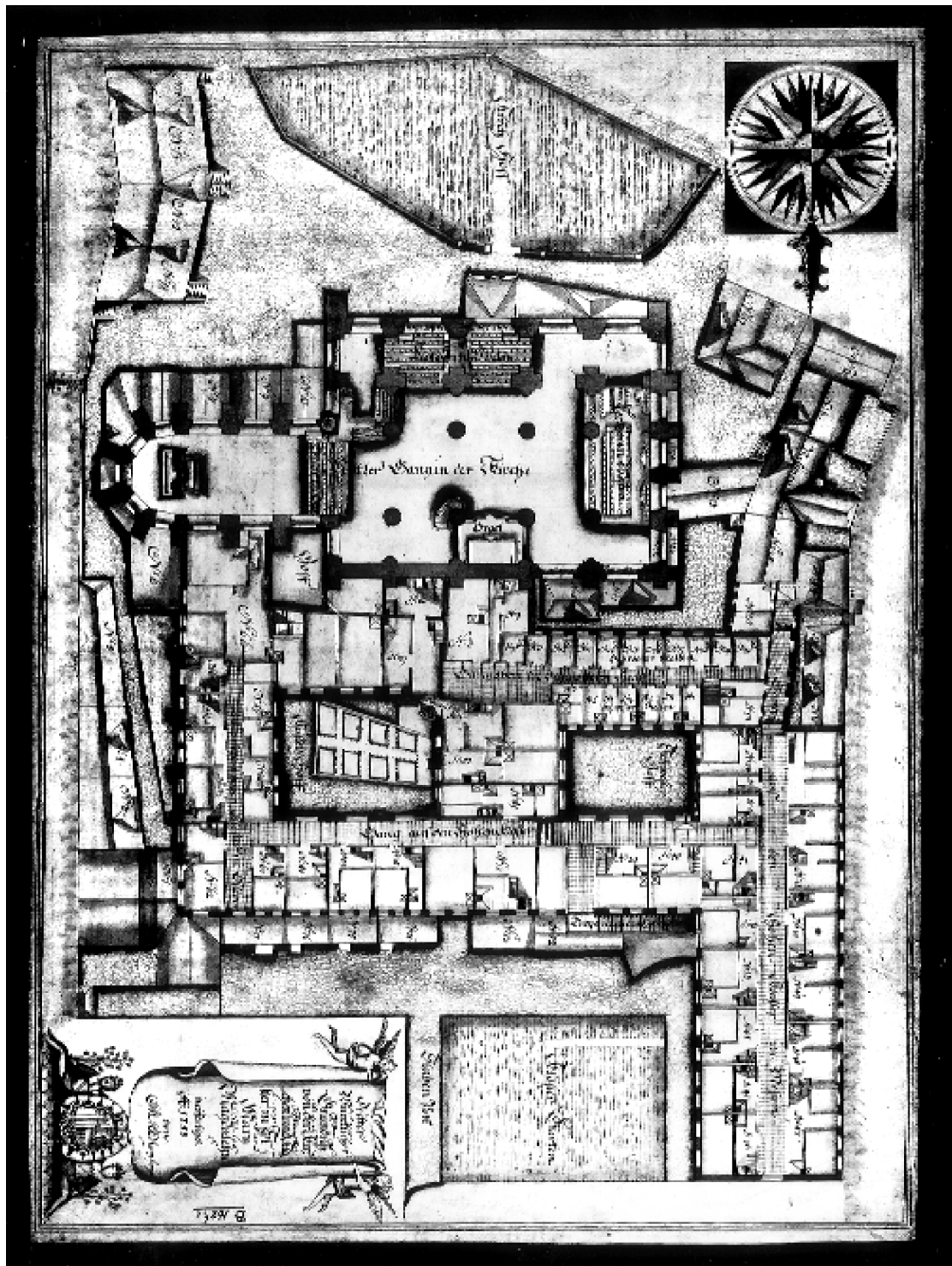


Abb. 6 Übersicht über Kirche und Kloster St. Maria-Magdalena, Hamburg
(Ramborger 1753)

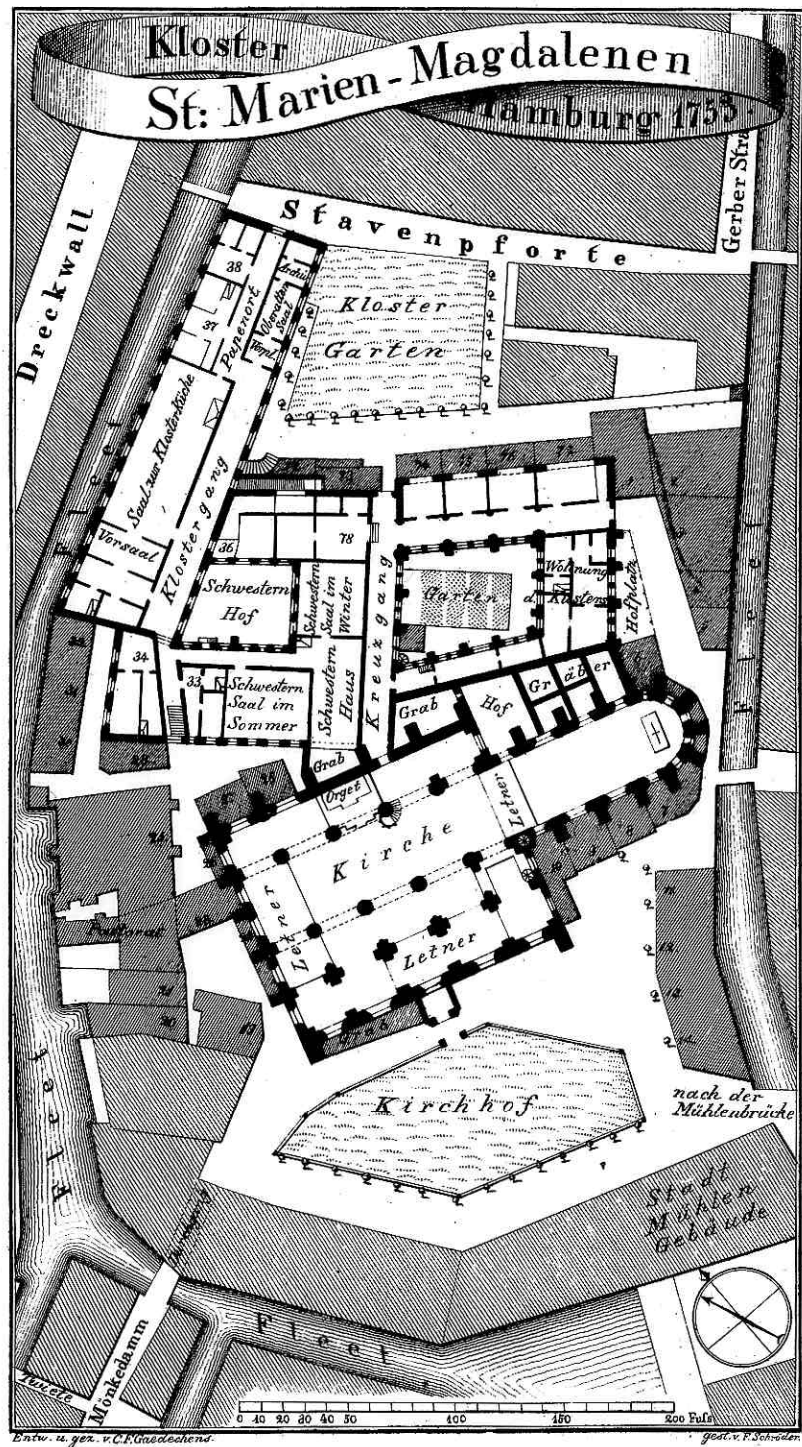
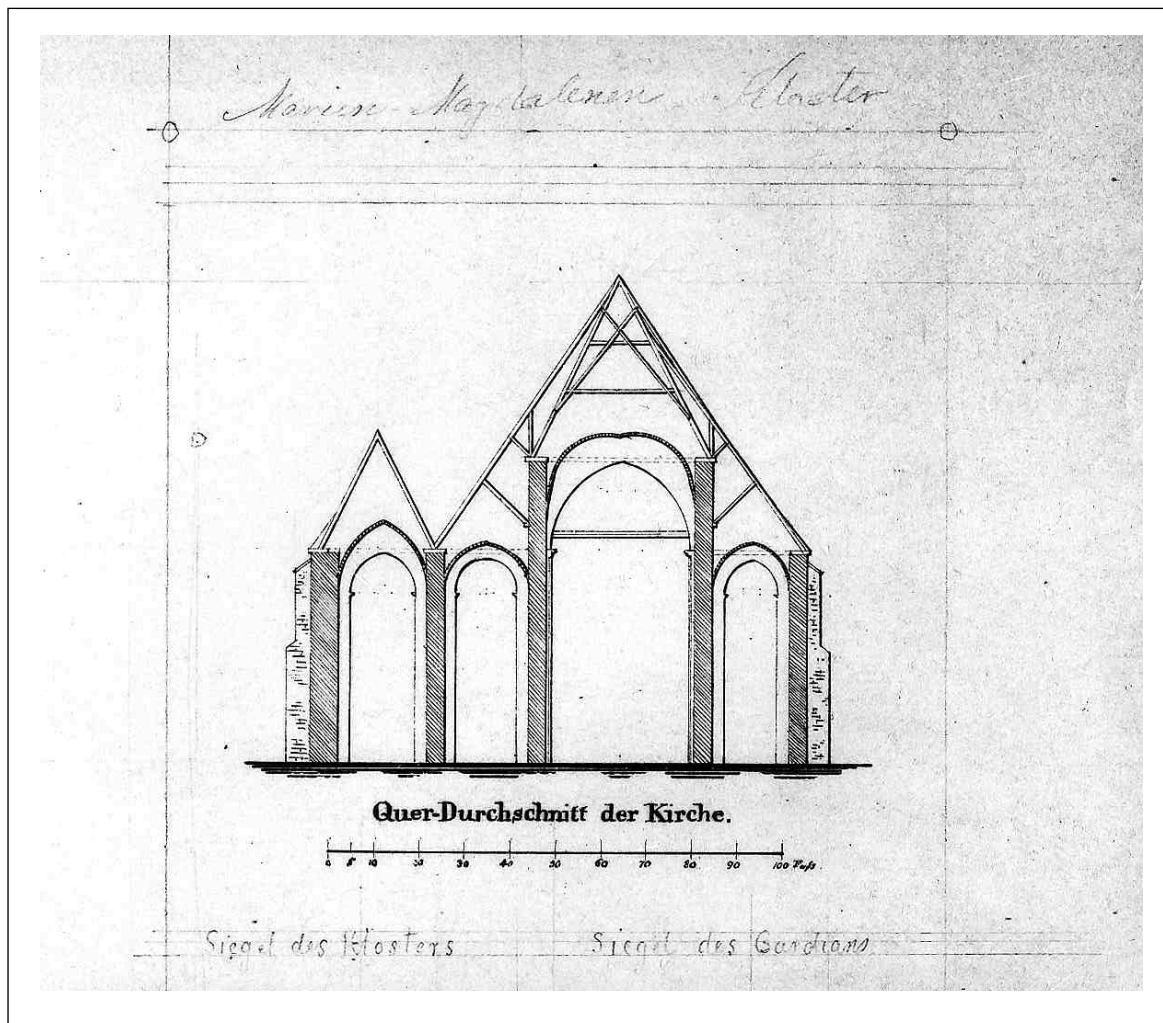
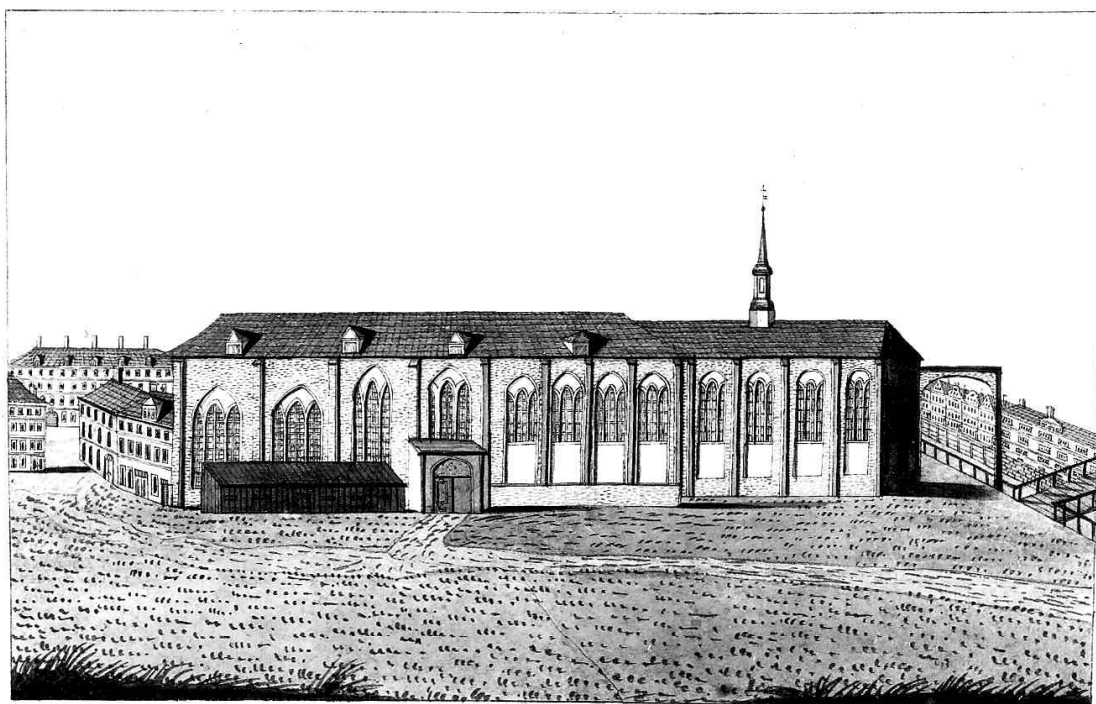


Abb. 8 Grundriss Kirche und Kloster St. Maria-Magdalena,
Hamburg 1753



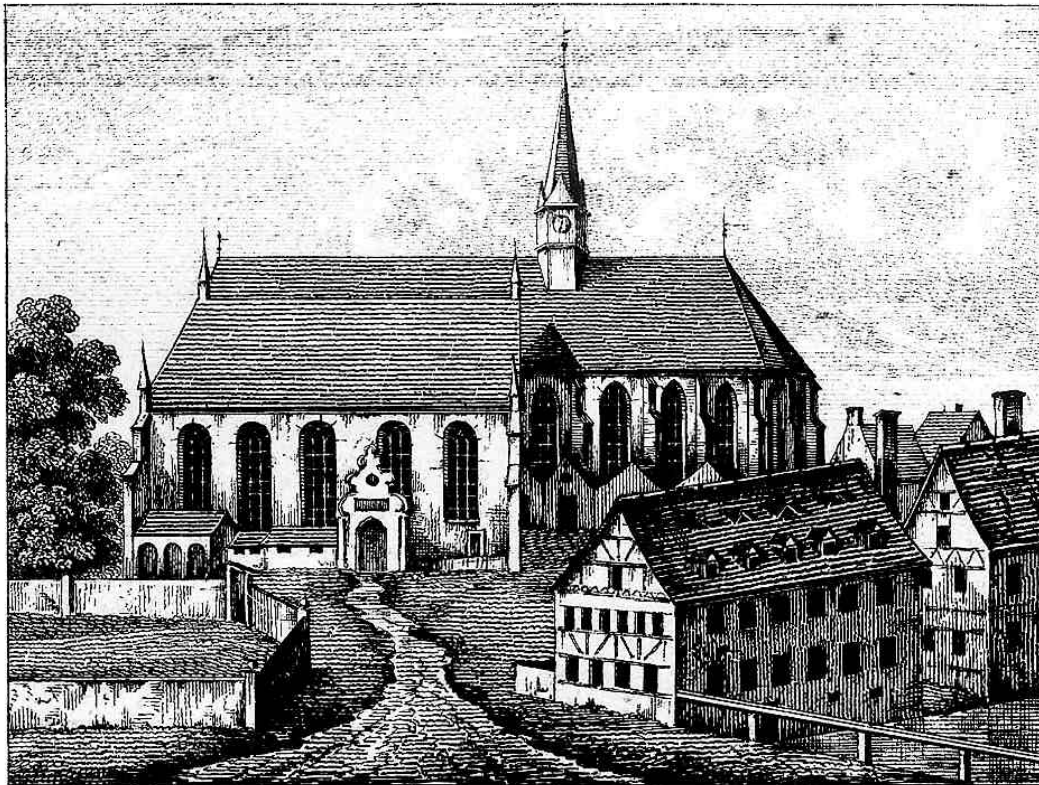
(s. C.F. Gaedechens 1888)

Abb. 9 Querdurchschnitt der Kirche St. Maria-Magdalena,
Hamburg



*Die ehemalige Marien-Magdalenen-Kirche.
in Hamburg.*

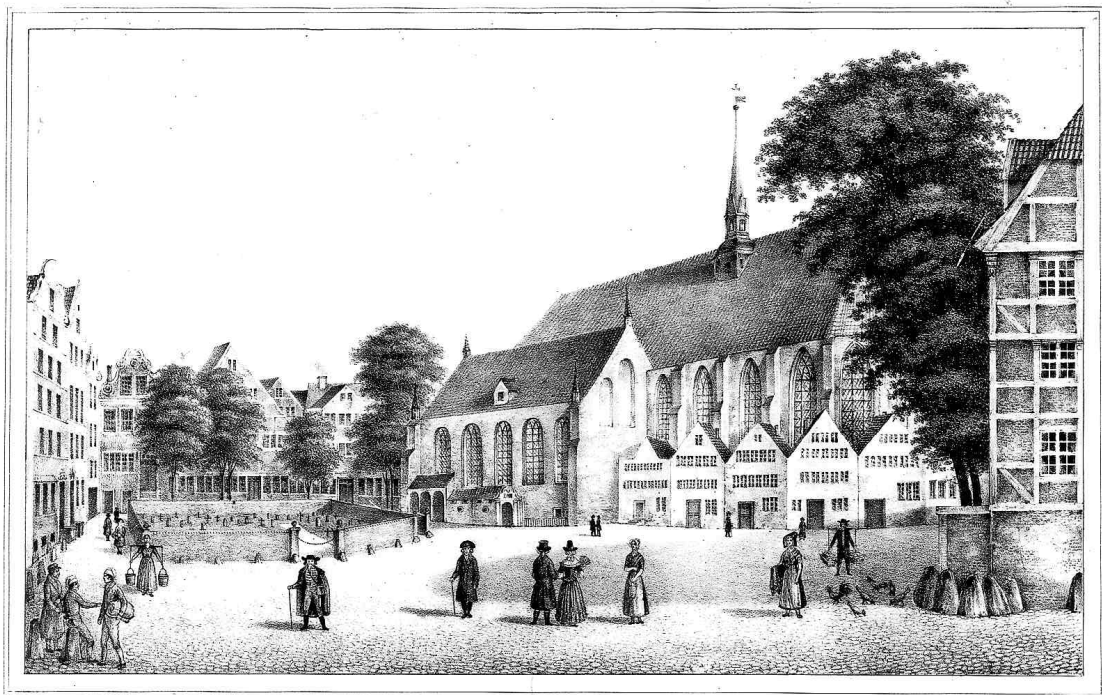
Abb. 10 St. Maria-Magdalena, Hamburg,
Ansicht von Süden



Marien Magdalenen-Kirchē.
Erbauct von Adolph IV. im Jahr 1227.

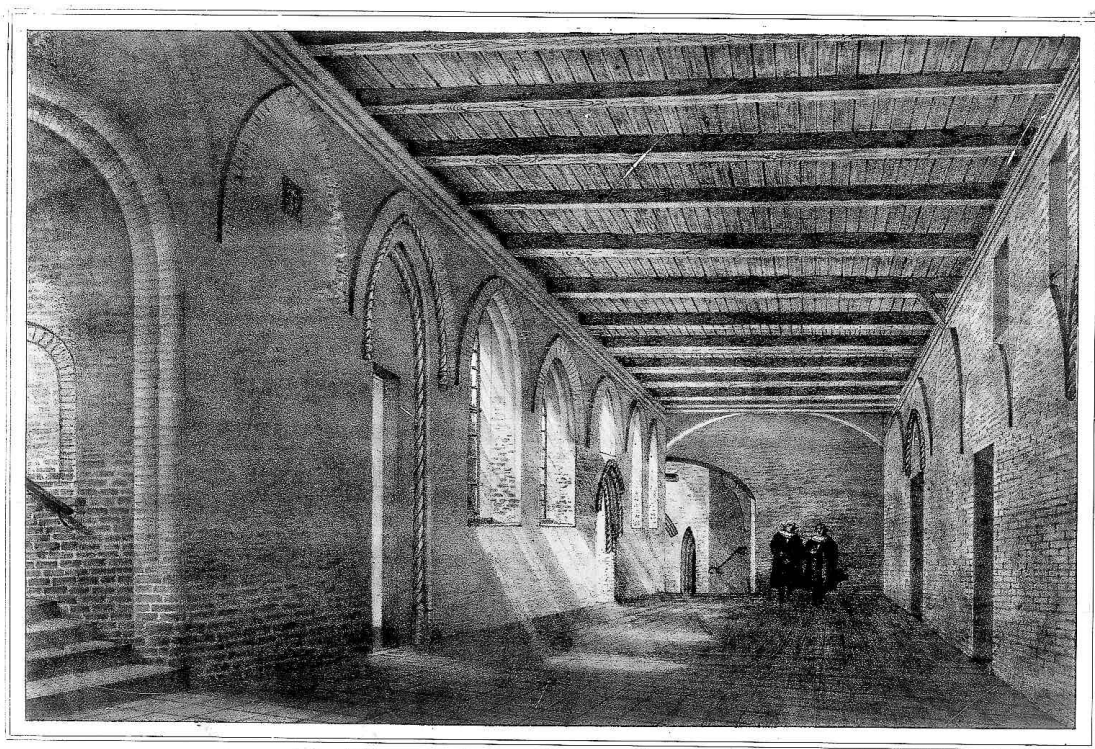
Lith. v. F.H. Nestler & Melle, Hamburg.

Abb. 11 Ansicht St. Maria-Magdalena, Hamburg
(Lith. F.H. Nestler & Melle, Hamburg, um ca. 1700)



Die Marien-Magdalenen Kirche in Hamburg, im Jahre 1700.

Abb. 12 Ansicht St. Maria-Magdalena, Hamburg,
von Südosten



Die Diele im Marien-Magdalenen-Kloster in Hamburg

1844 von P. Suhr gezeichnet. Nach dem Abbruch.

Abb. 13 Diele St. Maria-Magdalena, Kloster,
sogen. Klostergang, „kurz vor dem Abbruch“
(Zeichnung P. Suhr)



Abb. 14 Teilansicht aus dem Kloster St. Maria-Magdalena,
Hamburg
(Radierung Jeß Bundsen)

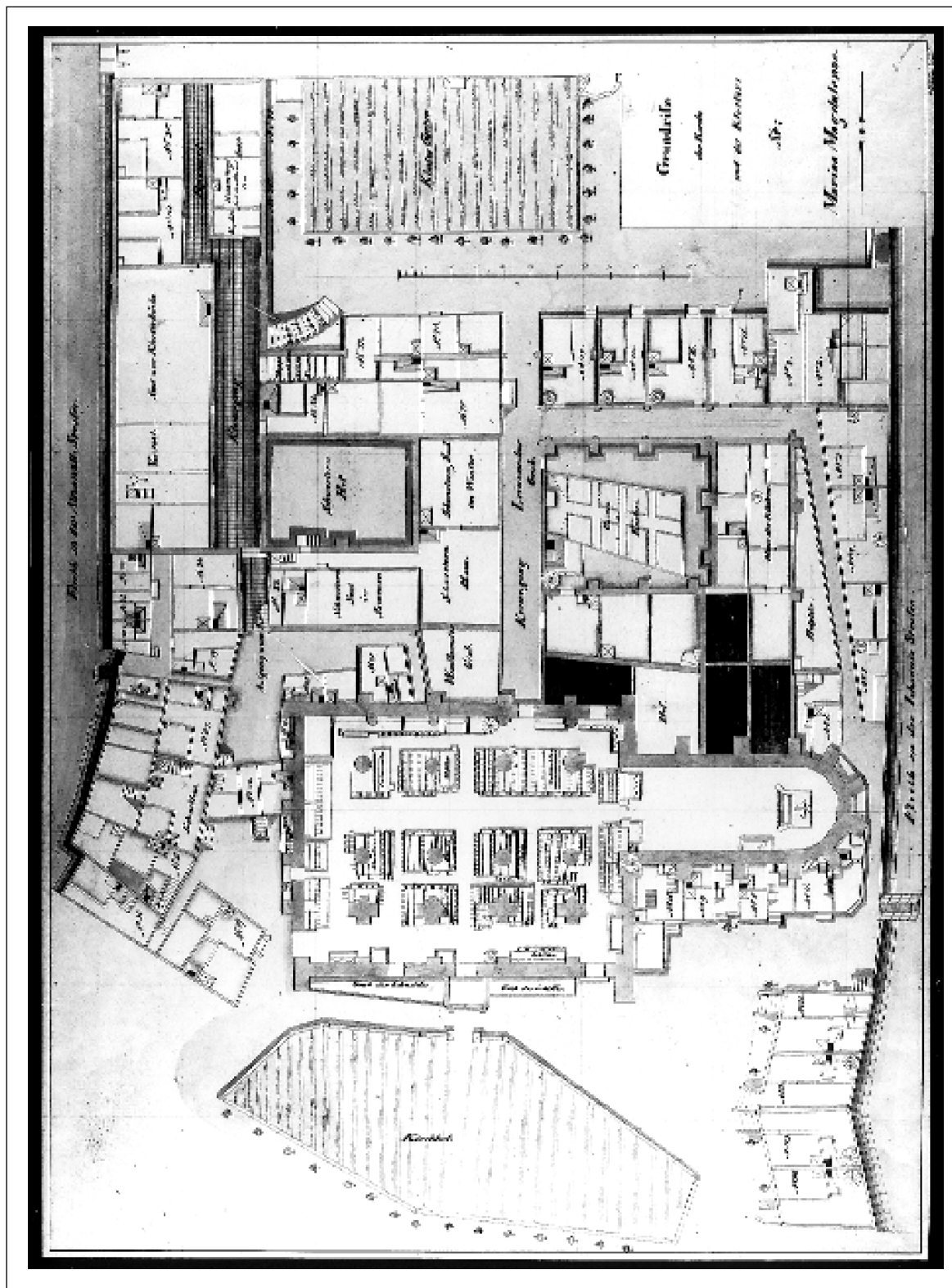
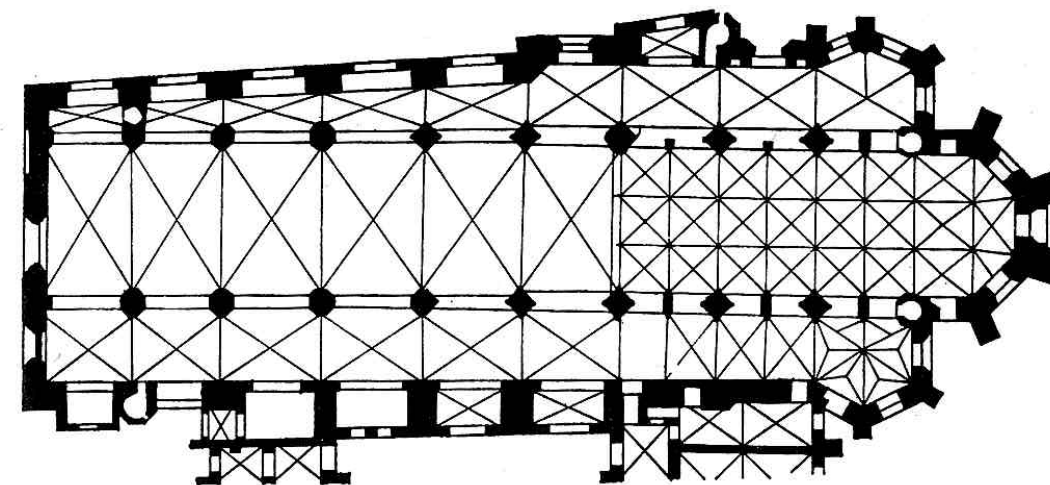


Abb. 15 Grundriss der Kirche und des Klosters
St. Maria-Magdalena, Hamburg, 1832

Lübeck, Franziskanerkloster

485



0 10

Lübeck, St. Katharinen

Abb. 16 Grundriss St. Katharinen, Lübeck

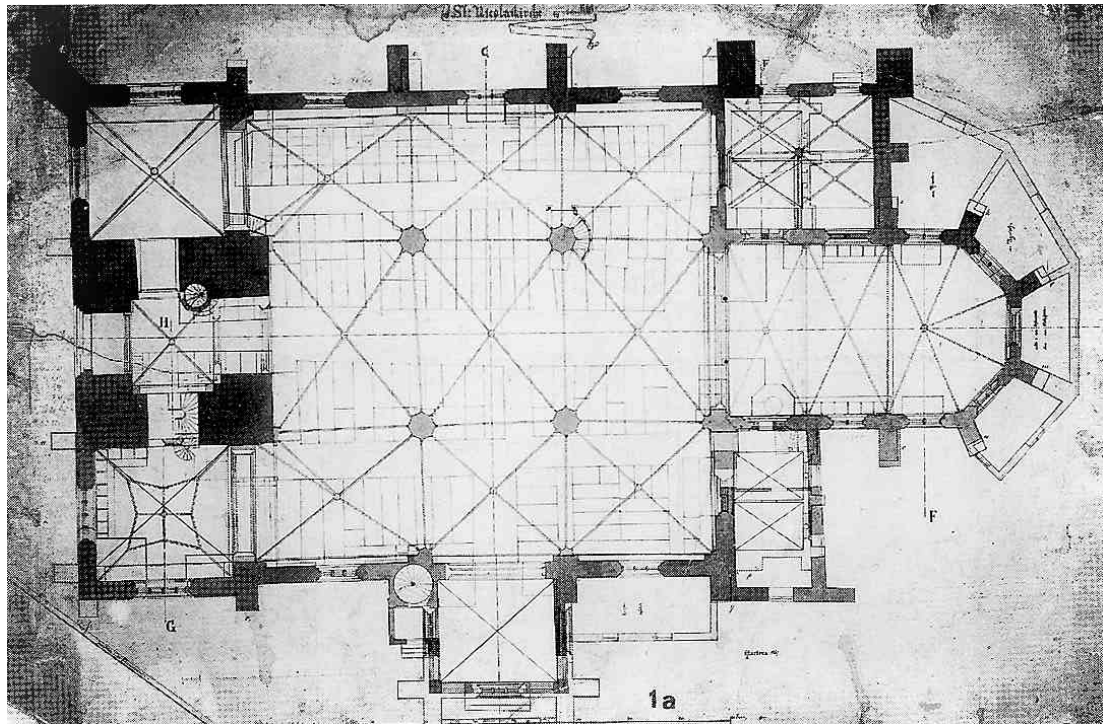


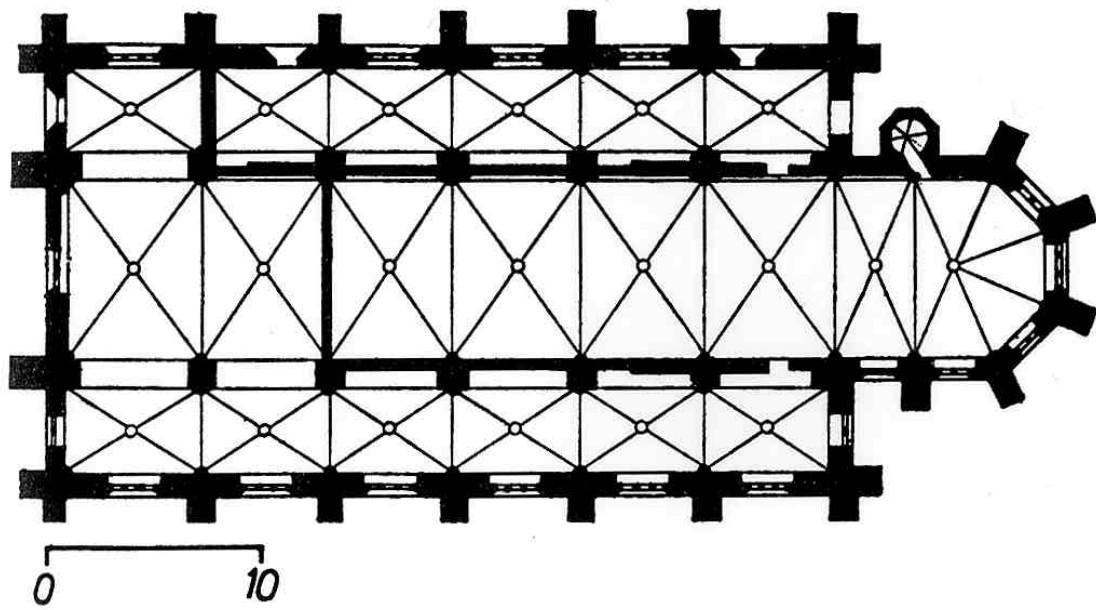
Abb. 17 Grundriss St. Nikolai, Kiel, 1867



Abb. 18 Heiligengeist-Kirche in Kiel, ehem. Franziskaner-Klosterkirche – Inneres nach Südosten vor 1889

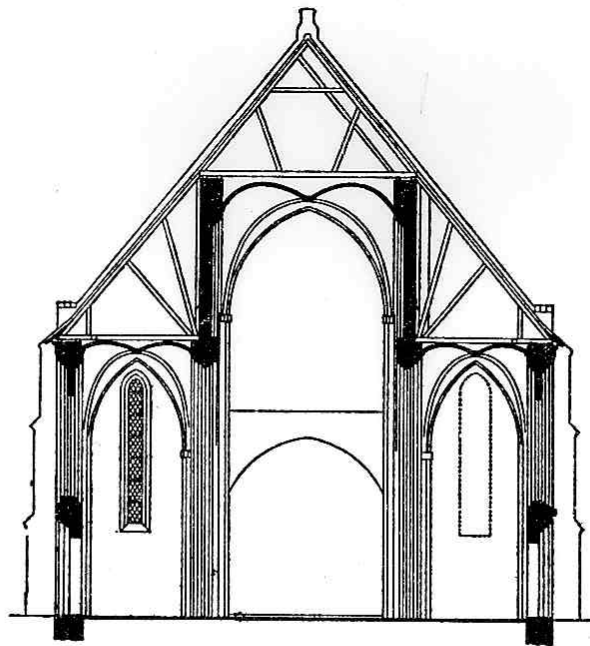
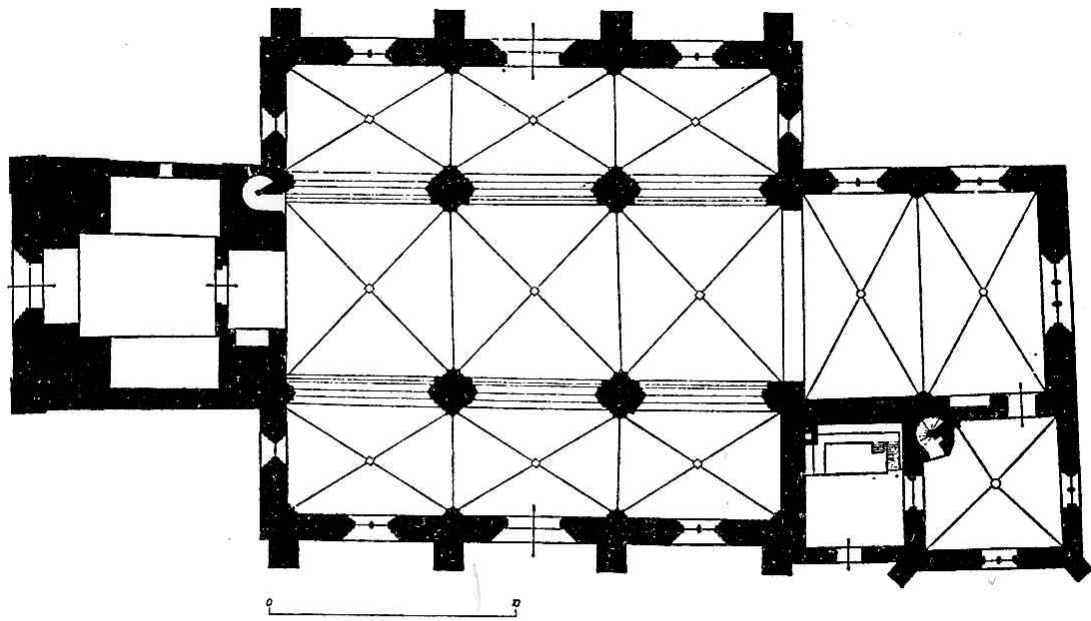
Preetz

695



Preetz, Stiftskirche

Abb. 19 Grundriss der Stiftskirche
Campus Beatae Mariae, Preetz



Neustadt, Ev. Kirche

Abb. 20 Grund- und Aufriss der Ev. Kirche St. Maria,
chem. St. Franziskus, Neustadt

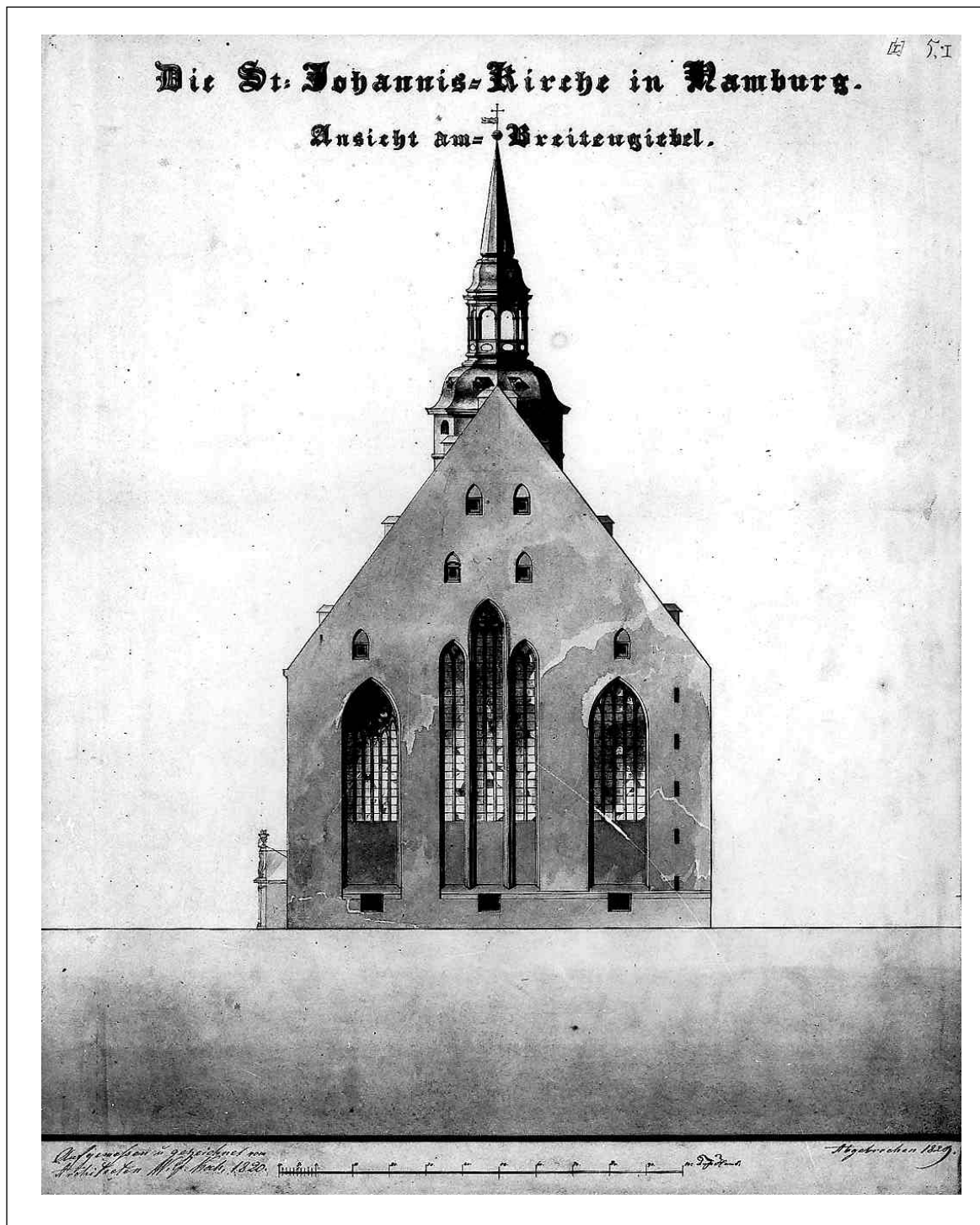


Abb. 21 St. Johannis, Hamburg, Ansicht des Breitengiebels
(W.G. Koch 1820)

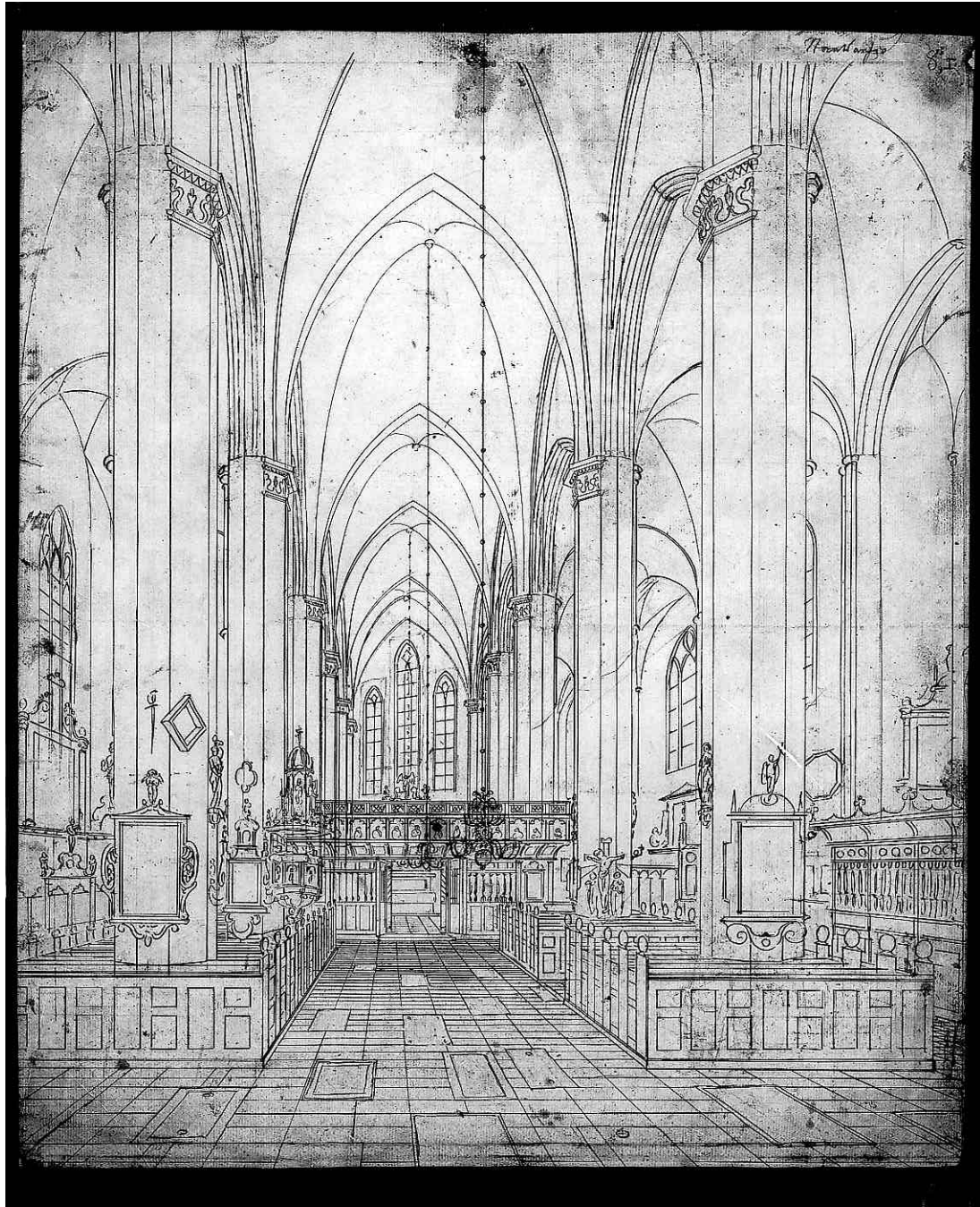


Abb. 22 St. Johannis, Hamburg, Inneres nach Osten
Federzeichnung

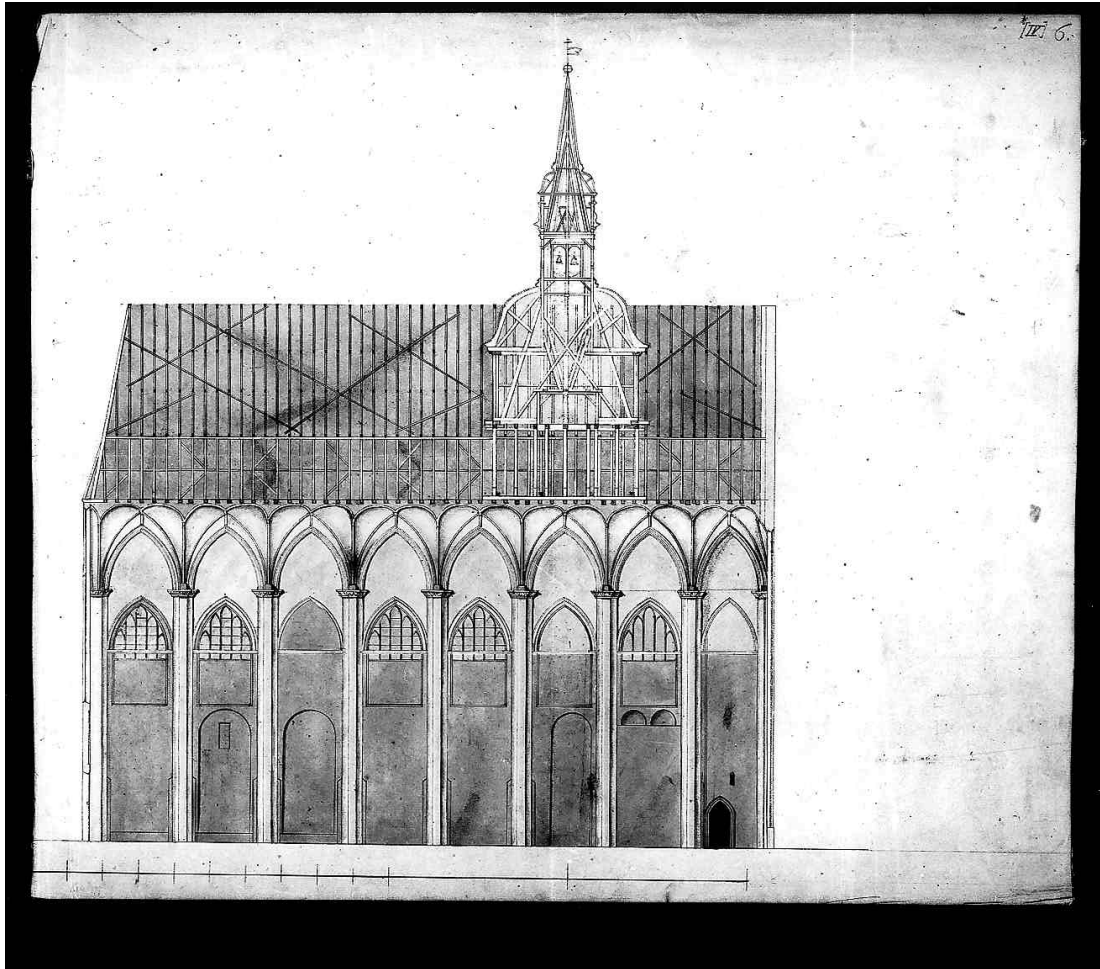


Abb. 23 St. Johannis, Hamburg, Längsschnitt
Mit Blick auf N-Seitenschiff der Kirche

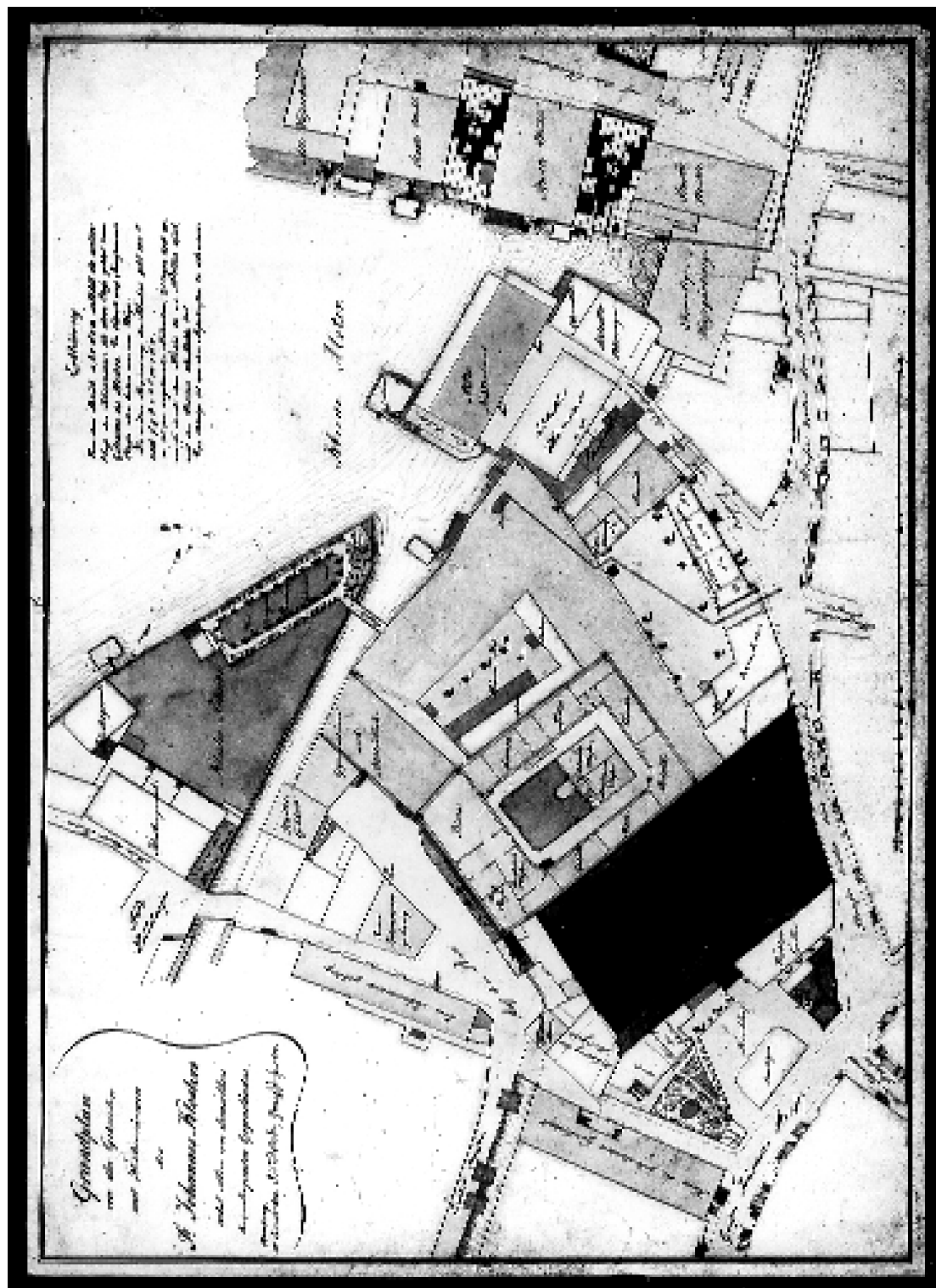


Abb. 24 St. Johannis, Hamburg
Lage und Grundriss des Klosters

Das St. Johanniskloster in Hamburg. (1500).

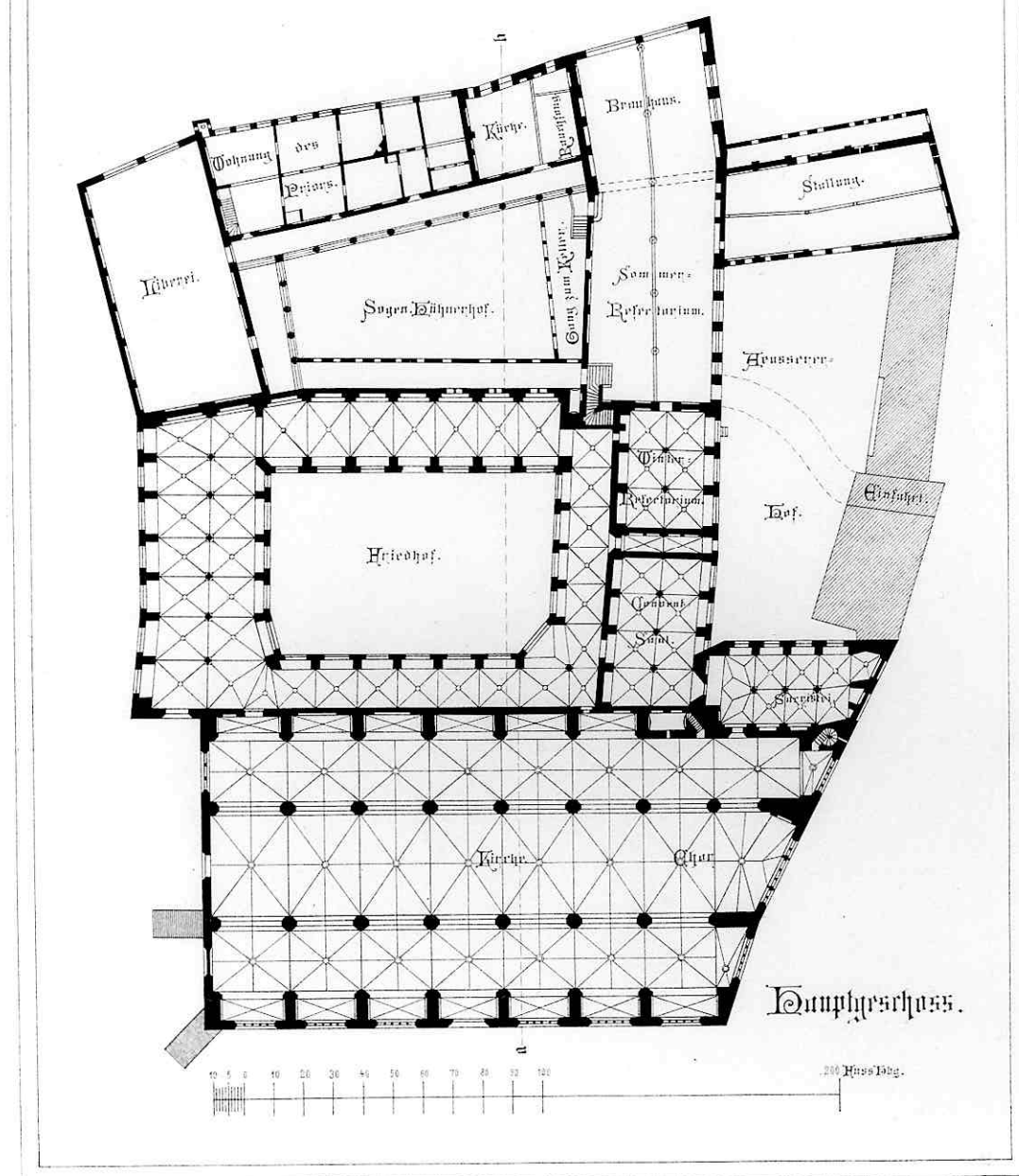


Abb. 25 St. Johannis, Hamburg, Grundriss um 1500

Das St. Johanniskloster in Hamburg. (1823).

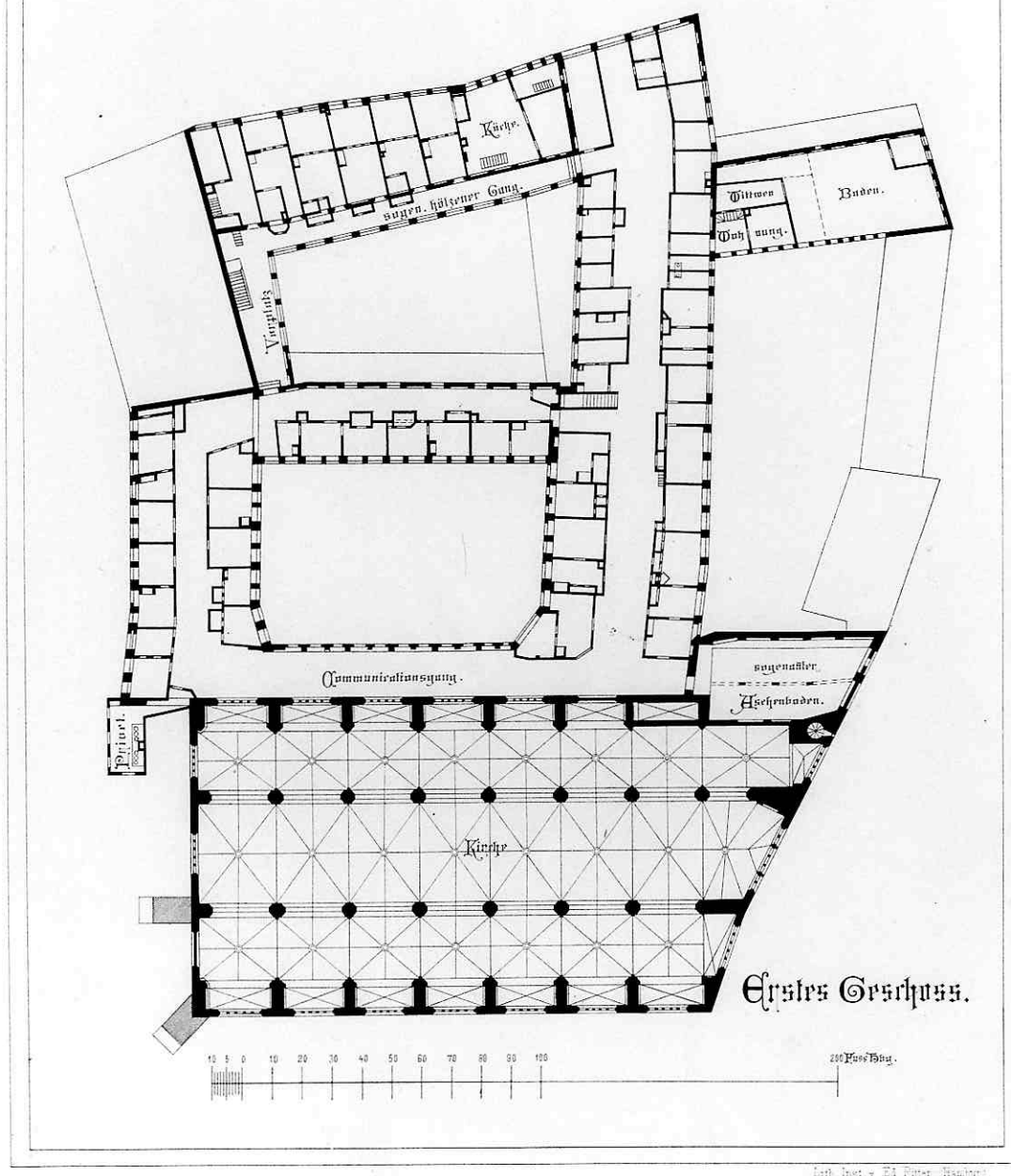


Abb. 26 St. Johannis, Hamburg, Grundriss

Erstes Geschoss ca. 1823

Das St. Johanniskloster in Hamburg. (1823).

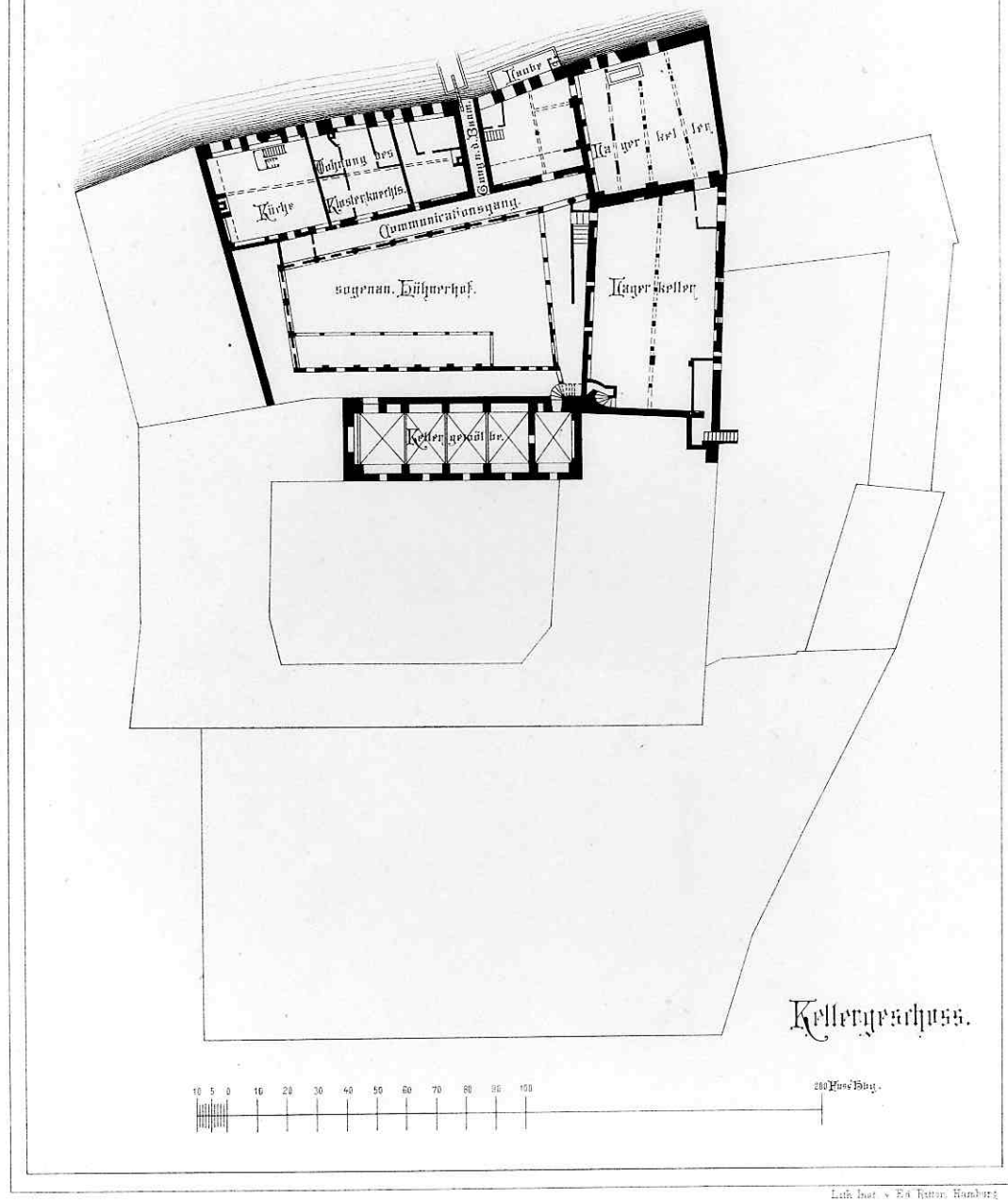


Abb. 27 St. Johannis, Hamburg, Kellergeschoss ca. 1823

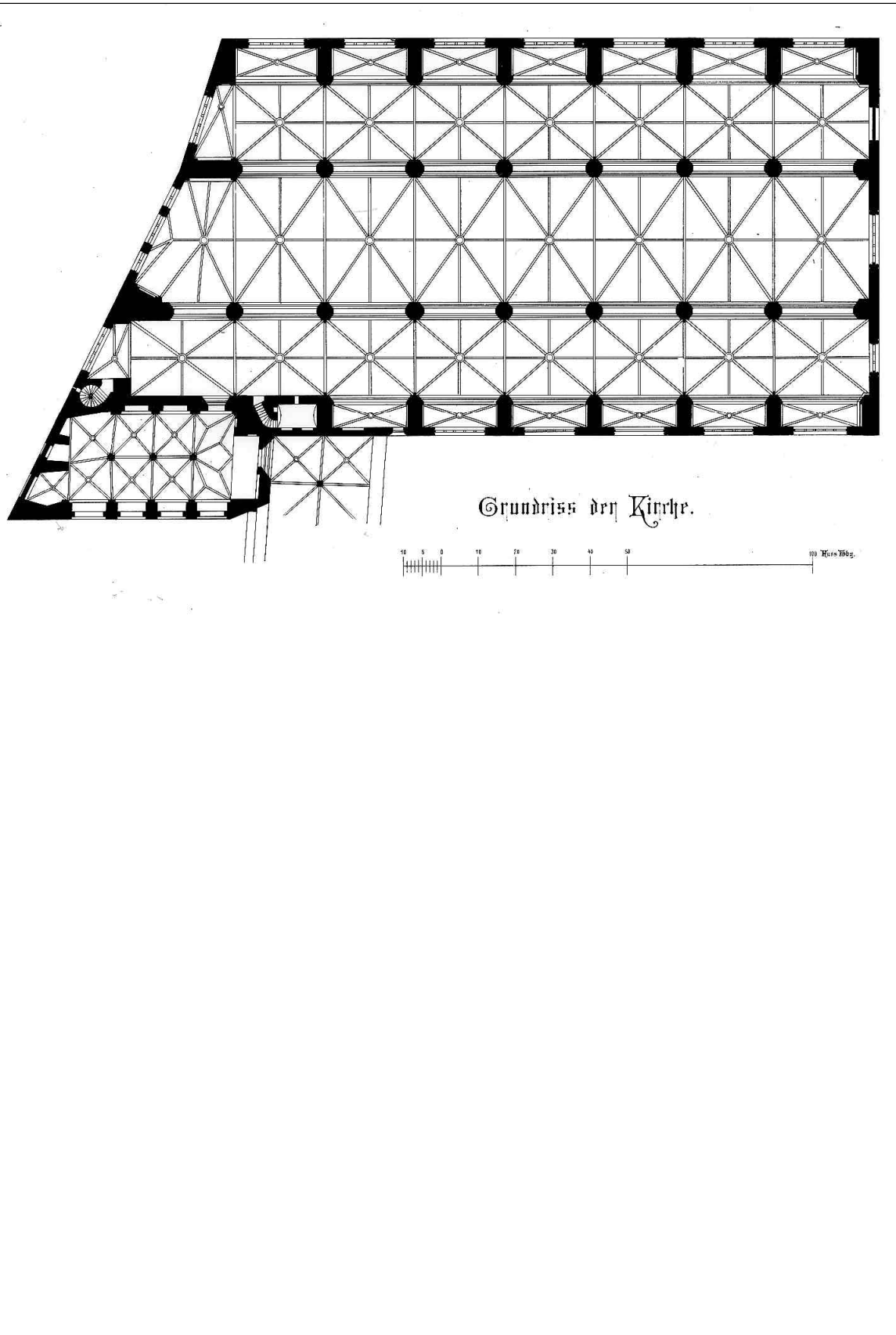


Abb. 28 St. Johannis, Hamburg, Grundriss der Kirche

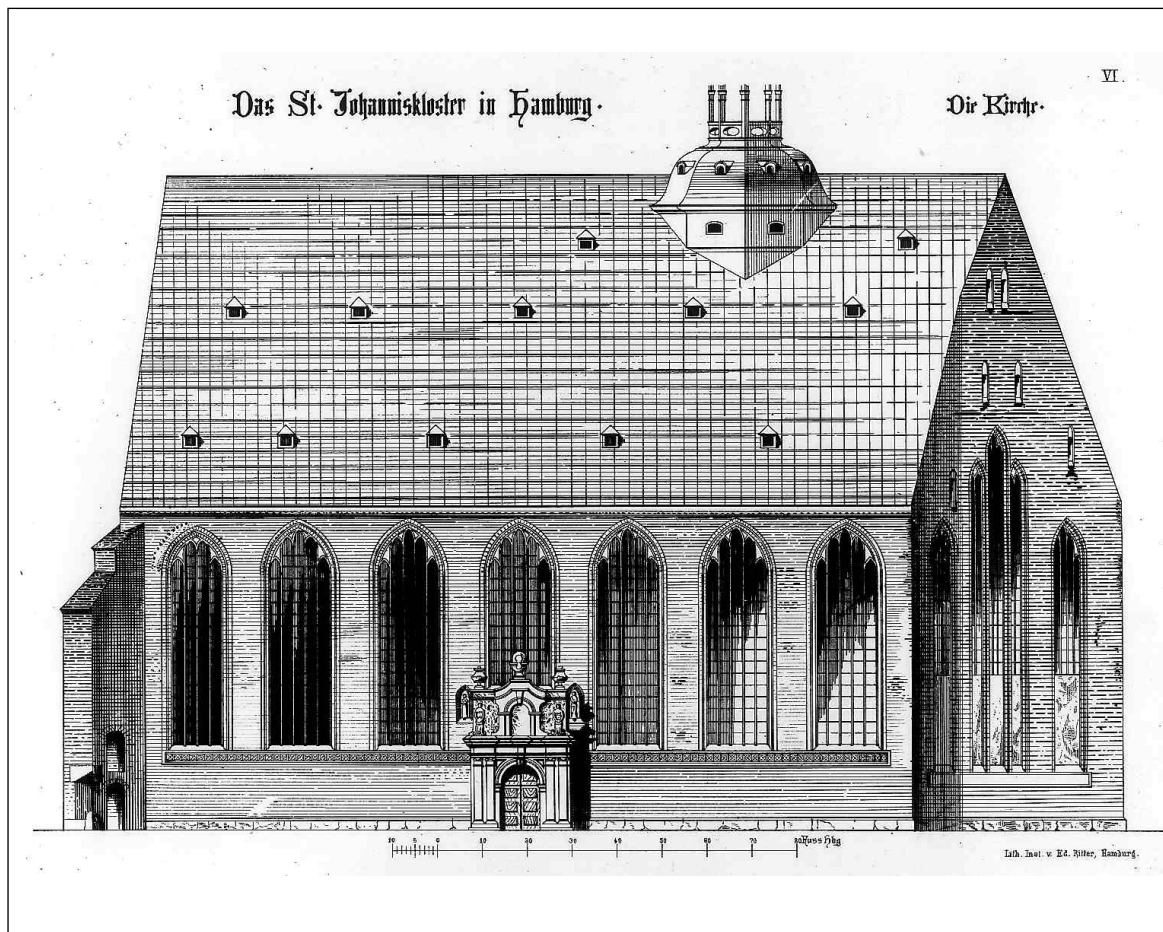


Abb. 29 St. Johannis, Hamburg, Südseite außen

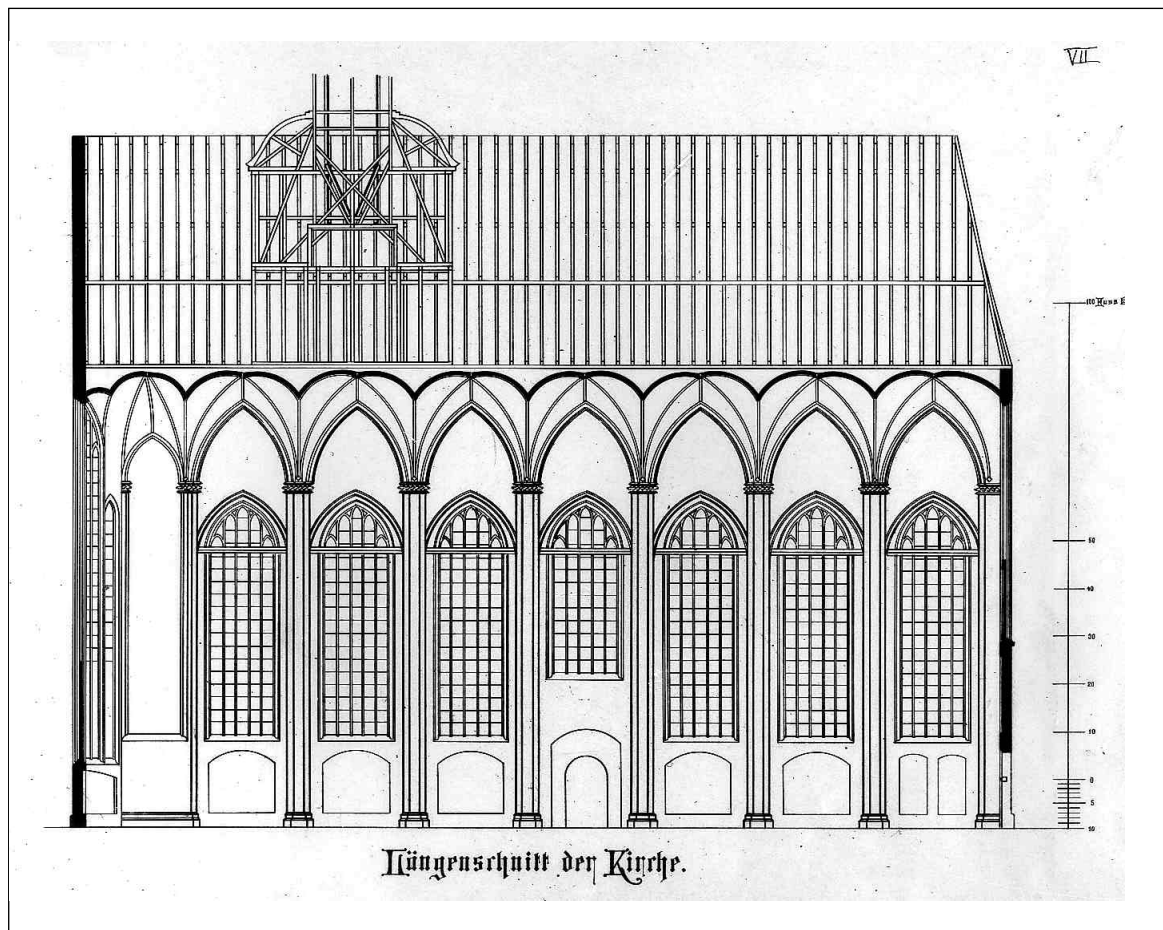


Abb. 30 St. Johannis, Hamburg, Längsschnitt durch
die Kirche mit Blick auf die Südseite

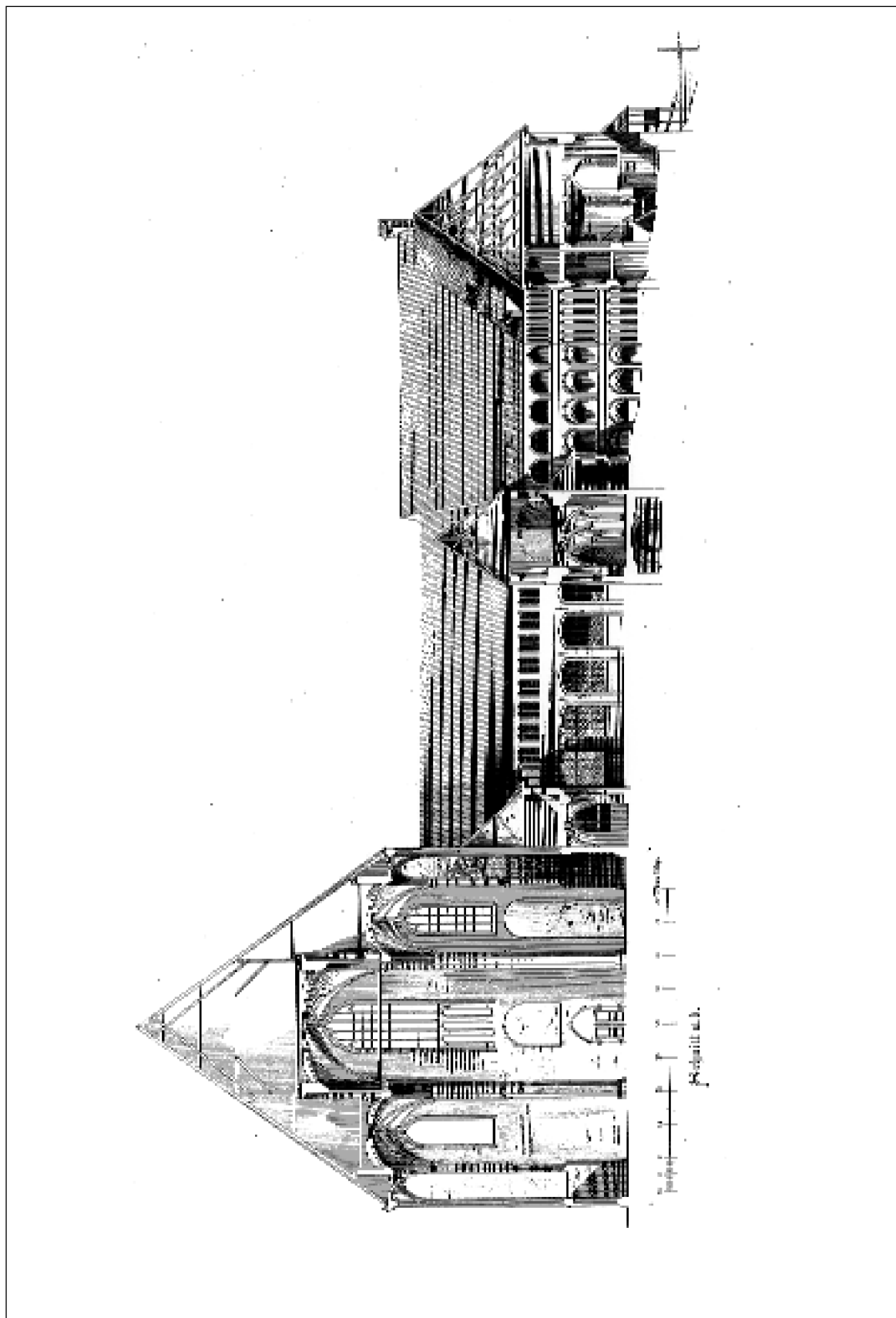


Abb. 31 Querschnitt durch Kirche und Kloster St. Johannis, Hamburg
Nach Westen



Druck und Lithograph. von H. Grosse 1828

ST. JOHANNIS KIRCHE IN HAMBURG

Erbauet 1227, — Abgebrochen 1829.

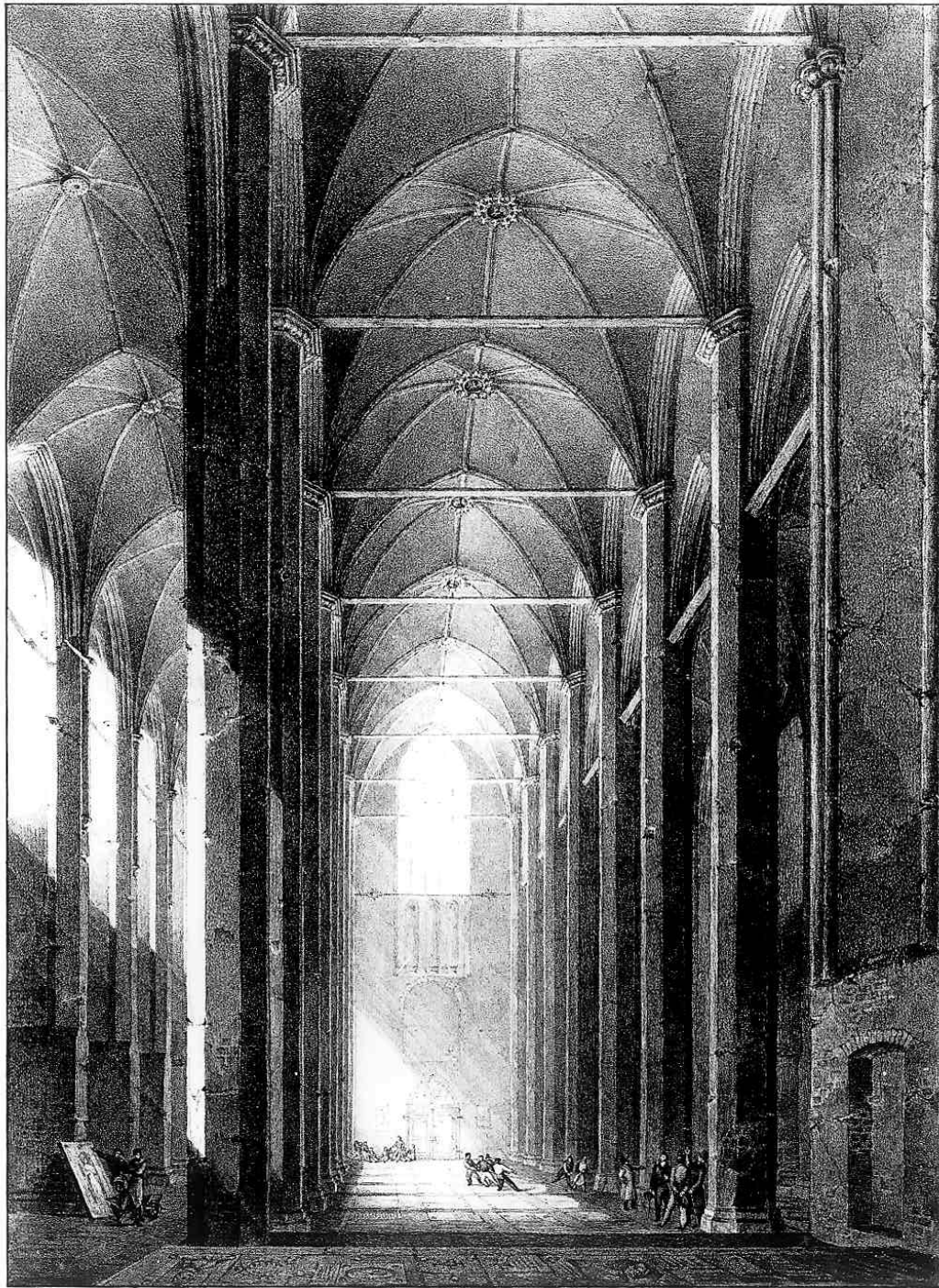
Ansicht vom Breitengiebel.

Nach einer Zeichnung von G. G. G. 1828

Abb. 32 St. Johannis, Hamburg, Äußeres von Osten
(Breitengiebel) mit Sakristeianbau



Abb. 33 St. Johannis, Hamburg
Innenansicht der Kirche nach Nordosten



ST. JOHANNIS KIRCHE IN HAMBURG.

Erbaut 1227. - Abgebrochen 1829.

Der Hochrechtl. Bau Deputation

verfasset, ausgeführt

Abb. 34 St. Johannis, Hamburg
Kirche im Abbruch, Innenansicht nach Westen

DAS ST. JOHANNIS KLOSTER IN HAMBURG.

BLATT XII.



DIE KIRCHENRUINE VON OSTEN.

Abb. 35 St. Johannis, Hamburg, Ruine von Osten



DIE KIRCHENRUINE VON SÜDEN.

LICHTDRUCK VON STRUMPER & CO., HAMBURG.

Abb. 36 St. Johannis, Hamburg
Kirche im Abbruch von Süden



Abb. 37 St. Johannis, Hamburg
Kirche im Abbruch, Außenfront von Westen



ALTARSCHREIN AUS DER KIRCHE.

Abb. 38 St. Johannis, Hamburg, Altarschrein

DAS ST. JOHANNIS KLOSTER IN HAMBURG.

BLATT XVI.



GEMÄLDE AUS DER KIRCHE.

Abb. 39 St. Johannis, Hamburg, Tafelgemälde

DAS ST. JOHANNIS KLOSTER IN HAMBURG.

BLATT XXI.

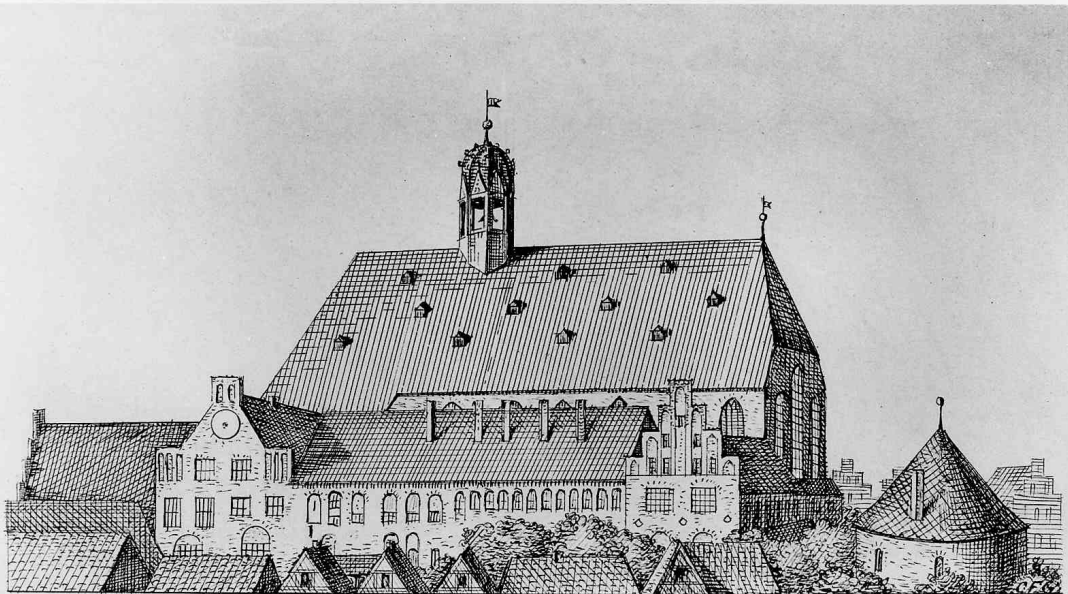


Abb. 40a St. Johannis, Hamburg 1587, Ansicht von Kirche und Kloster

Abb. 40b St. Johannis, Hamburg 1828, Ansicht von Kirche und Kloster

DAS ST. JOHANNIS KLOSTER IN HAMBURG.

BLATT XXIII.



ALTARSCHREIN AUS DER KIRCHE.

LICHTDRUCK VON STRUMPER & CO., HAMBURG.

Abb. 41 St. Johannis, Hamburg, Altarschrein

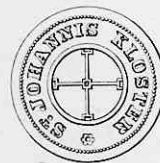
Siegel des Klosters St. Johannis zu Hamburg.



1393.



1441.



1700.

Siegel des Priors.

Siegel der Kirche.



1511 - 1520.



1516 - 1528



1563.

gez. v. C. F. Gaedecheus.

Abb. 42 St. Johannis, Hamburg, Klostersiegel

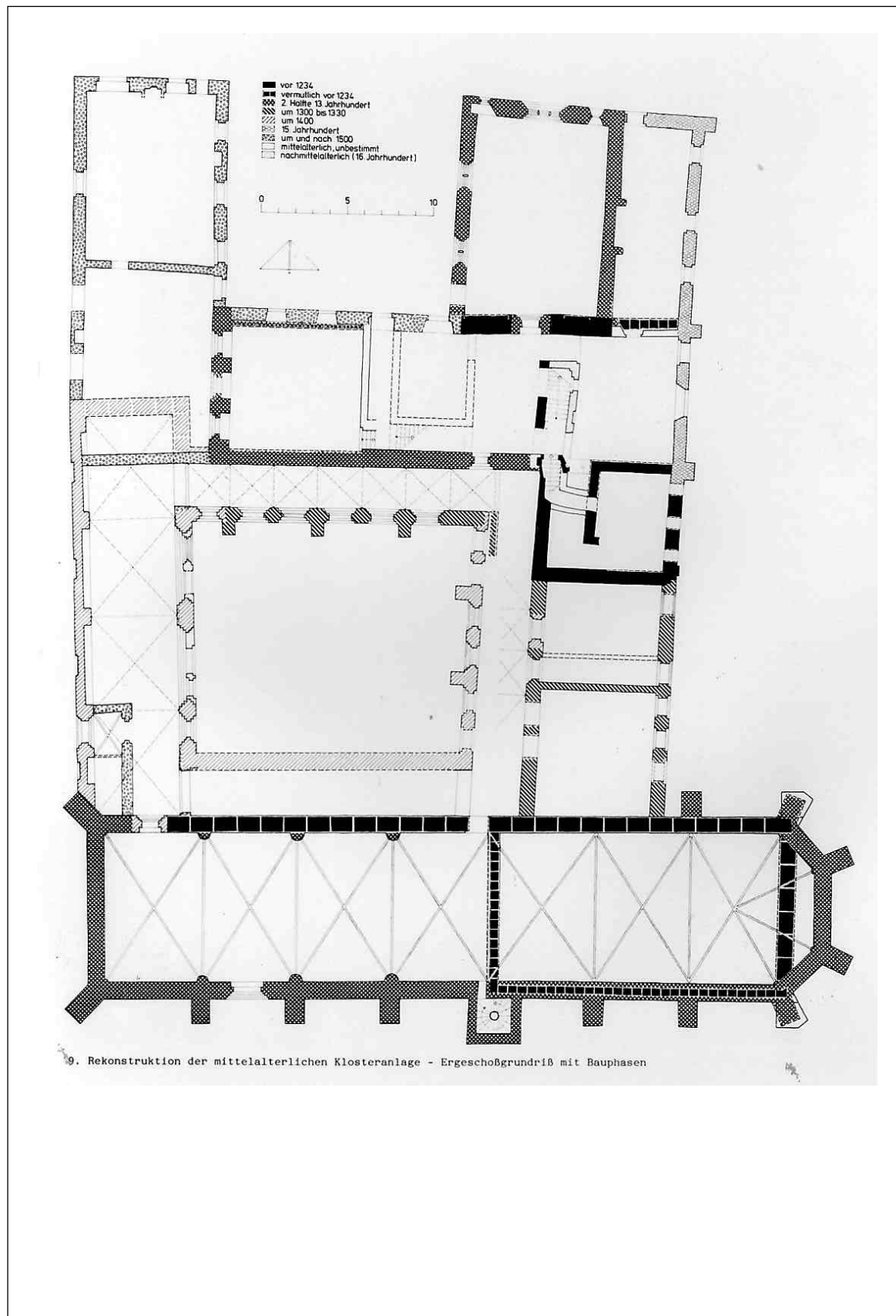


Abb. 43 Das Graukloster in Schleswig
Rekonstruktion des Grundrisses



Abb. 44 St. Johannis, Hamburg
Meister-Francke-Altar



Abb. 45 Grabstein Adolf IV. von Schauenburg, Kiel

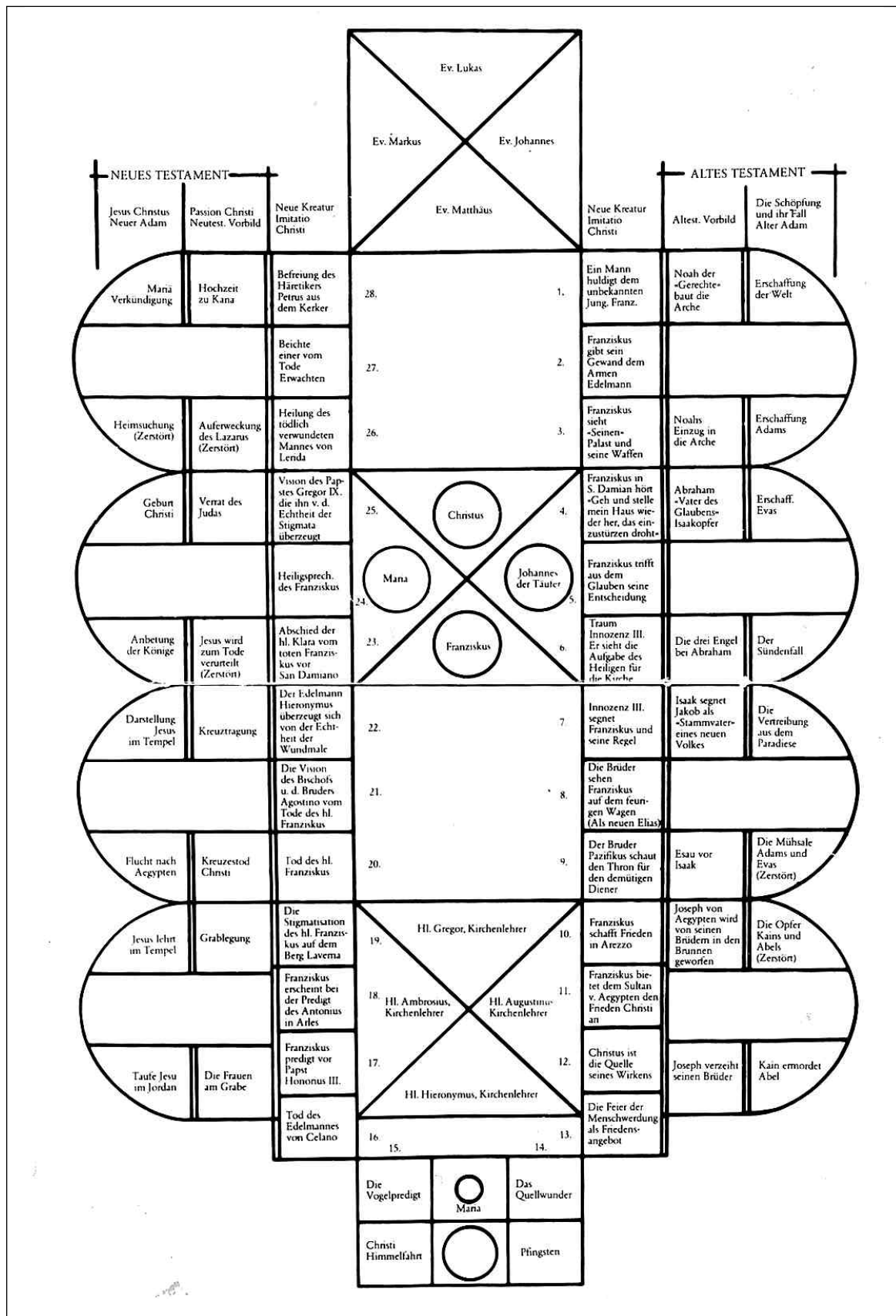


Abb. 46 San Francesco in Assisi
Freskenplan der Oberkirche

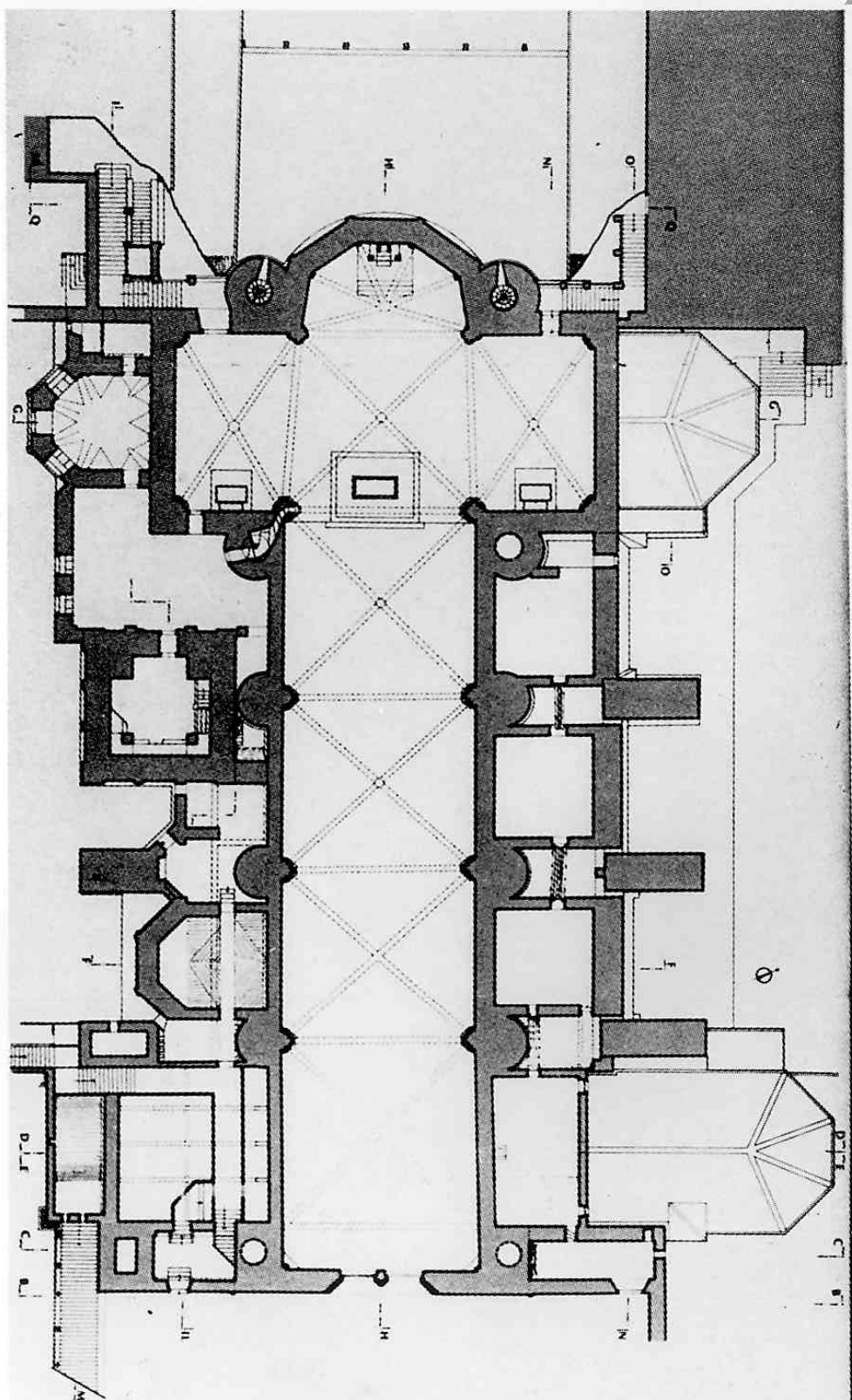


Abb. 47a San Francesco in Assisi, Grundriss der Oberkirche
(nach Rocchi)



Abb. 47b San Francesco in Assisi
Innenansicht der Oberkirche nach Osten



Abb. 48a Heiliggeist-Hospital, Hamburg, Außenansicht
(P. Suhr um 1800)

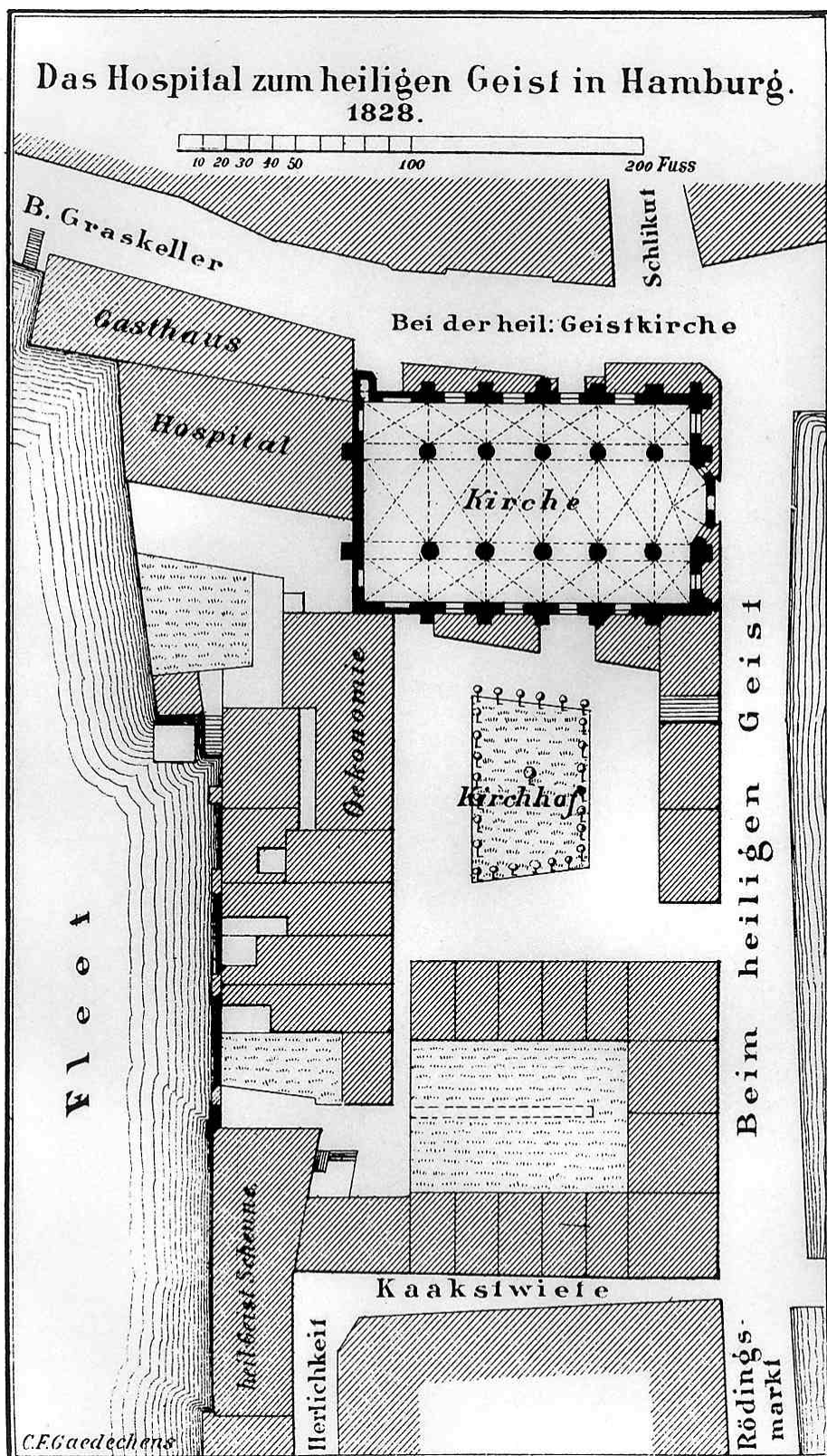


Abb. 48b Heiliggeist-Hospital, Hamburg, Grundriss

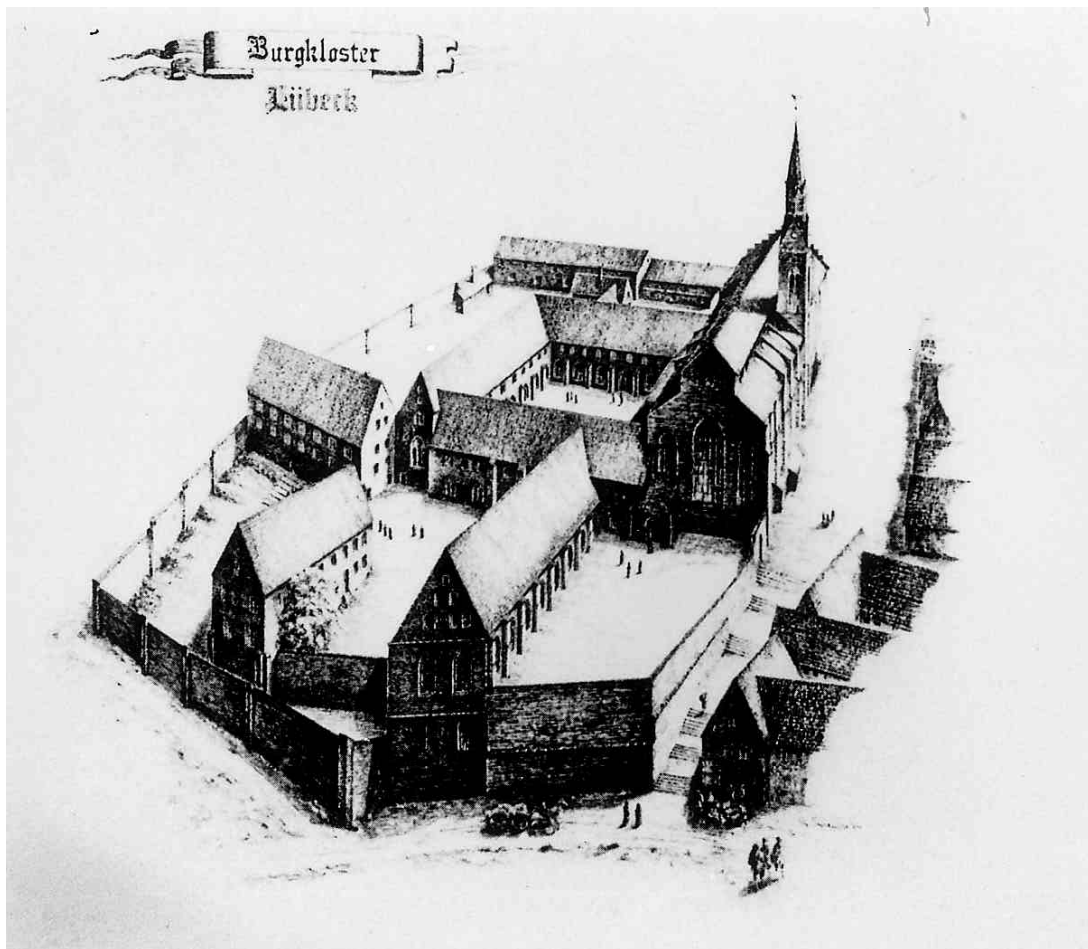


Abb. 49 Burgkloster, Lübeck, ehem. St. Maria-Magdalena
Rekonstruktion der Gesamtanlage

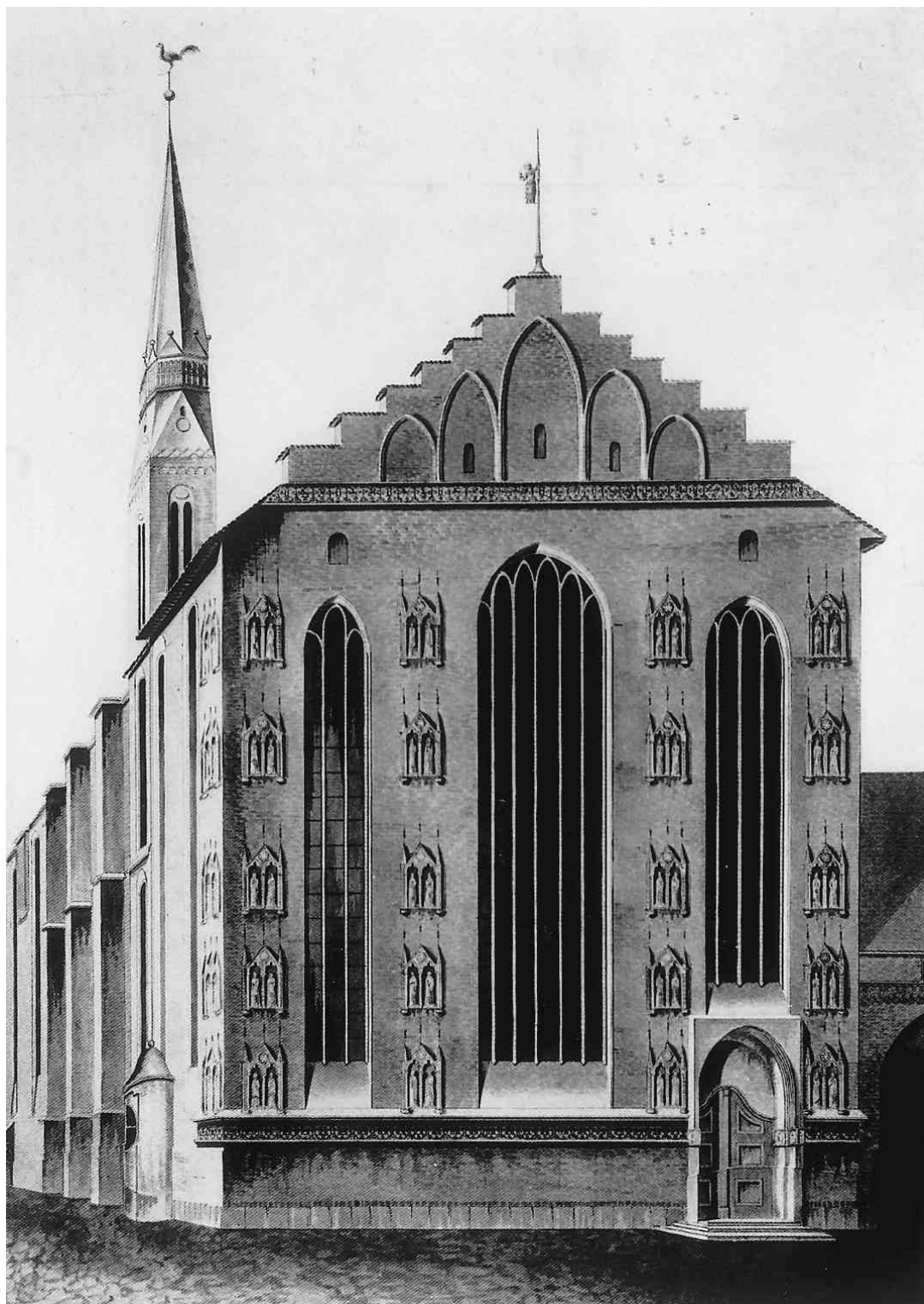


Abb. 50 Burgkloster, Lübeck, Ansicht von Osten
(nach Hauttmann)

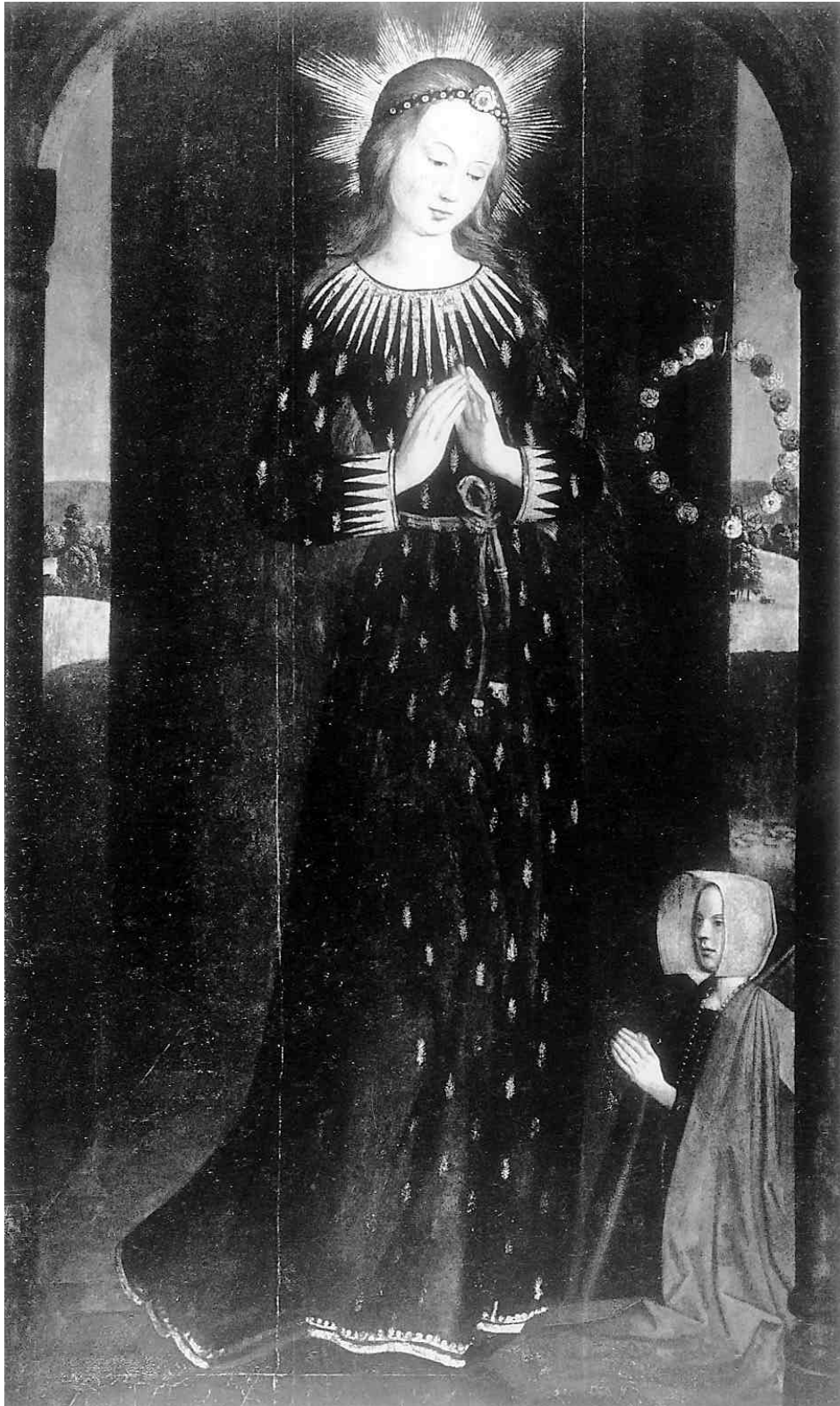


Abb. 51 Maria im Ährenkleid (Funhof)



Abb. 52 Ecco Homo (Meister Francke)

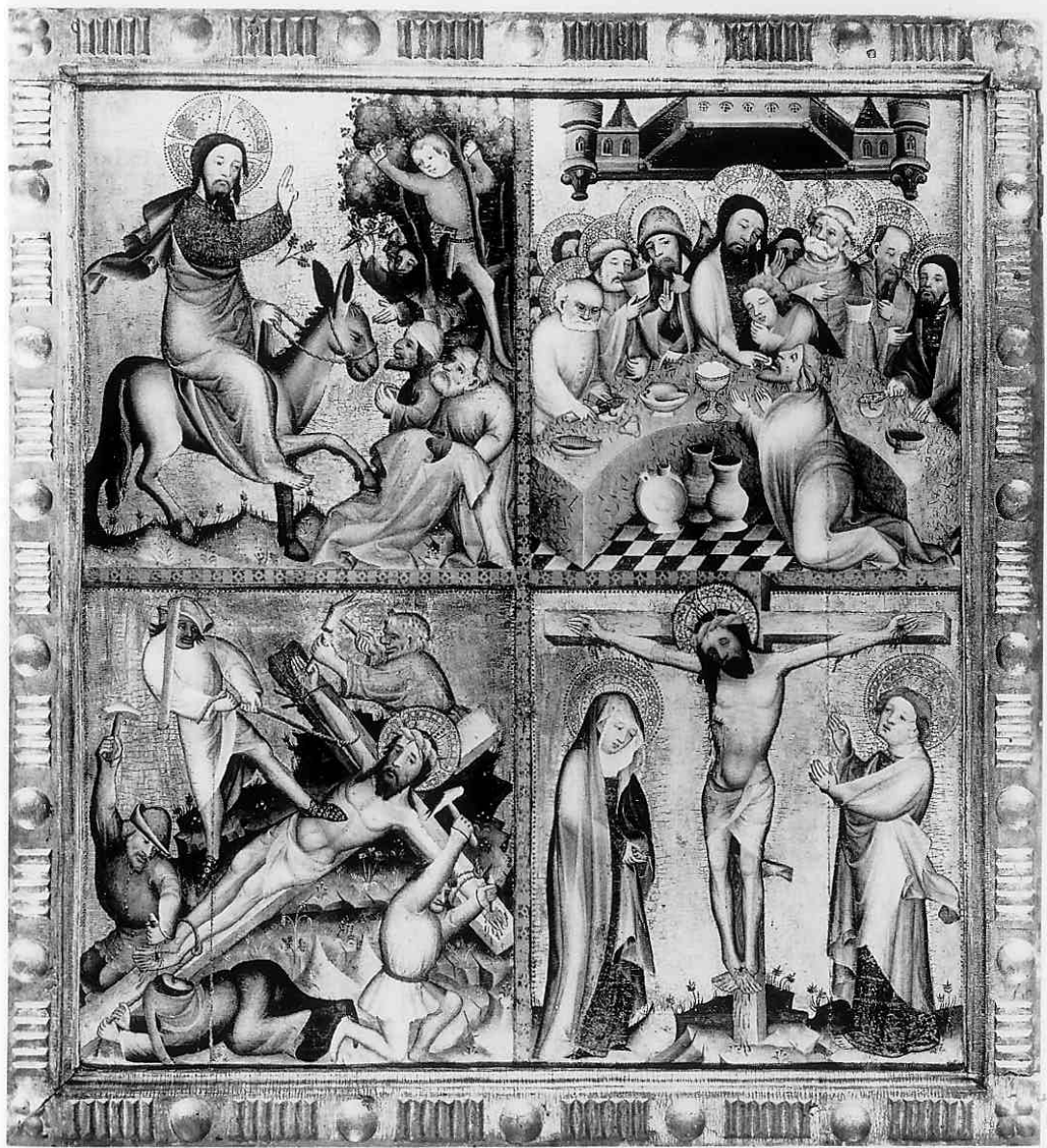


Abb 53a Passionsaltar (Meister Bertram)

Innenseite, linker Flügel



Abb. 53b Passionsaltar (Meister Bertram)

Linke Hälfte der Mitteltafel

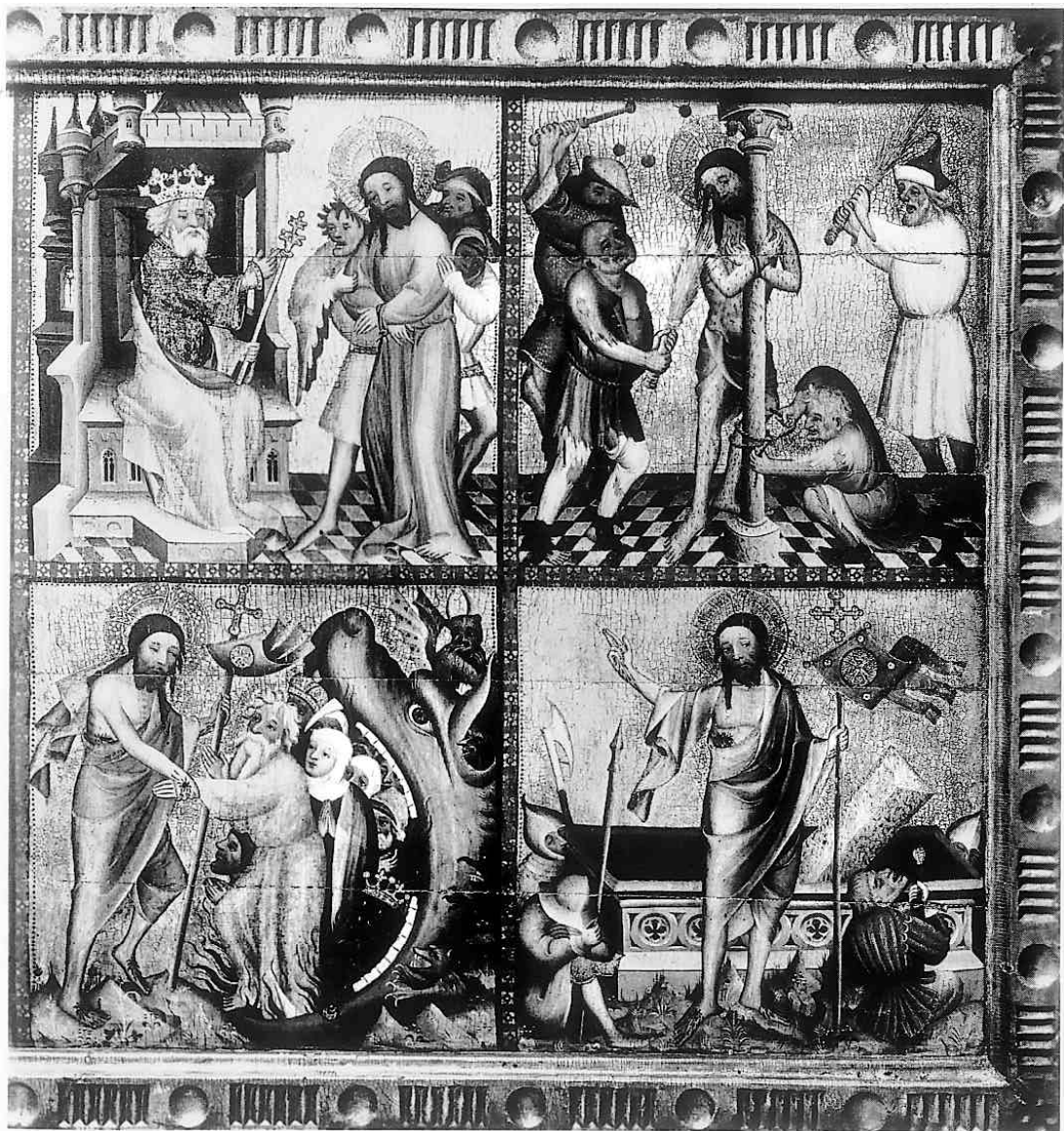


Abb. 53c Passionsaltar (Meister Bertram)

Rechte Hälfte der Mitteltafel

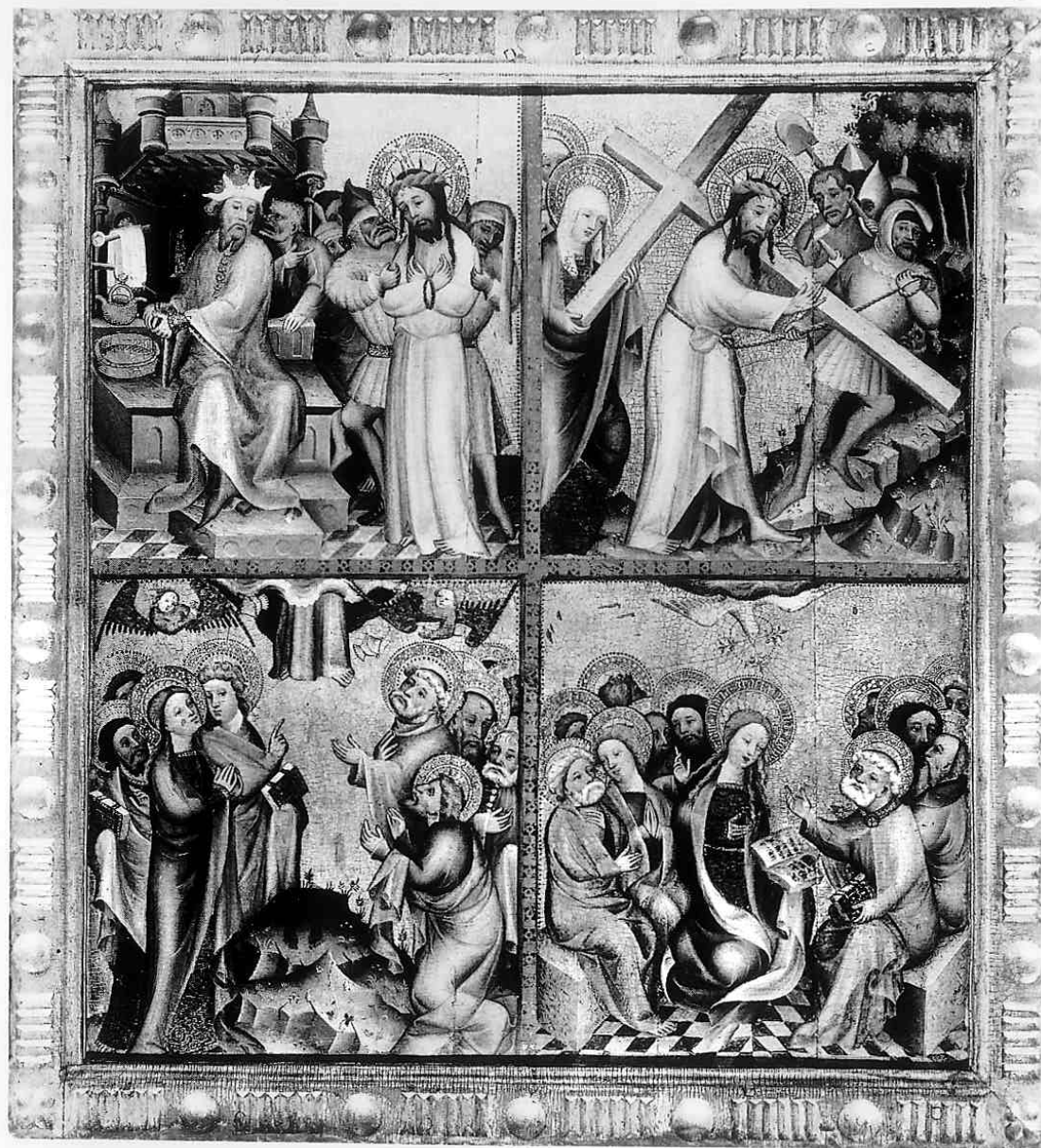


Abb. 53d Passionsaltar (Meister Francke)

Innenseite des rechten Flügels

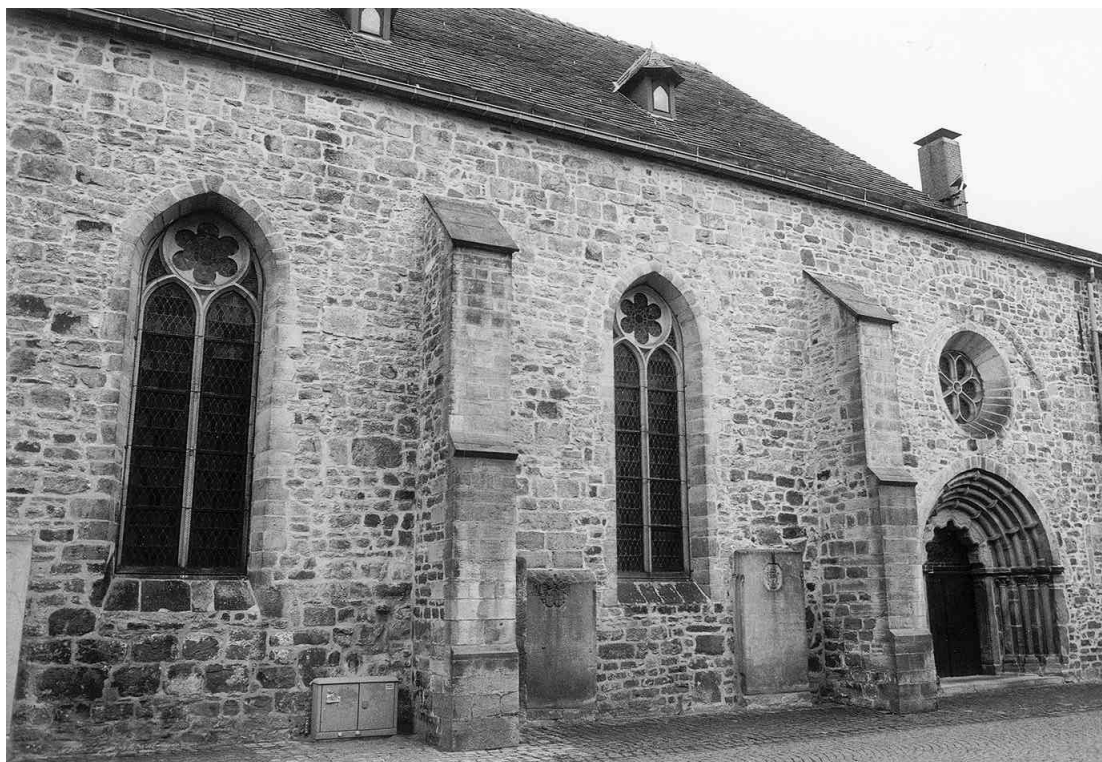


Abb 54 St. Nikolai, Rinteln
Südseite mit Baunaht (Pfeil) oberhalb der Strebepfeiler

Lebenslauf

- 19.10.1931 geboren in Hamburg, älteste Tochter der Eheleute Johannes und Ella Werner, geb. Jarren.
- 1938-1942 Besuch der Grundschule Tieloh am Ort bis zum Überwechseln auf die Oberschule für Mädchen am Lerchenfeld in Hamburg.
- 1942 Kinderlandverschickung mit der Schulklasse Lerchenfeld nach Oberau in Bayern, danach kriegsbedingter Wechsel auf Gymnasien in Köthen in Sachsen-Anhalt und Hildburghausen in Thüringen.
- 1951 Abitur an der Oberschule für Mädchen in Cuxhaven.
- 1951-1952 Besuch der einjährigen Höheren Handelsschule in Hamburg (Abiturklasse).
- 1952-1964 kaufmännische Berufstätigkeit im Im- und Export und im Industriebereich.
- 1959 Eheschließung, 2 Kinder (1966 und 1972), 1998 geschieden.
- 1964 Beginn des Studiums der Naturwissenschaften und Humanmedizin an der Universität Hamburg, Abbruch zugunsten Familiengründung.
- 1980 Studienbeginn im Fachbereich Kulturgeschichte und Kulturkunde an der Universität Hamburg, Hauptfach Kunstgeschichte, Nebenfächer klassische Archäologie und deutsche Volkskunde.
- 1988 Abschluss mit dem Magister artium (Titel der Arbeit: St. Michaelis-Kirche und -Kloster in Lüneburg, Architektur zwischen Adel und Bürgertum).
Anschließend Promotionsstudium, zeitgleich Aufnahme kunstgeschichtlich orientierter Reiseleitungen.

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich an Eides statt durch meine eigene Unterschrift, dass ich die vorstehende Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe angefertigt, alle Stellen, die wörtlich oder annähernd wörtlich aus Veröffentlichungen entnommen worden sind, als solche kenntlich gemacht und mich auch keiner anderen als der angegebenen Literatur bedient habe.

Alle bildlichen Darstellungen sind mit den entsprechenden Quellen im Verzeichnis genannt.



Ruth Schliemann